

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

1994

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

Jesus Christus

(1) Über Jesus als den Mittler des Heils (02.01.1994)	4
(2) Über das erlöserische Leben Jesu (09.01.1994)	8
(3) Über Jesus als den Priester und Opferer (16.01.1994)	11
(4) Über Jesus als den Versöhner der Menschheit mit Gott (23.01.1994)	15
(5) Über den Kreuzestod Jesu aus der Sicht Gottes (30.01.1994)	18
(6) Über Jesu Tod als Sieg über Sünde, Tod und Teufel (06.02.1994)	21
(7) Über die durch den Tod Jesu besiegten Feinde Gottes (13.02.1994)	24
(8) Über Jesus als Sieger über das Gesetz (20.02.1994)	27
(9) Über Jesus als Sieger über die Welt (27.02.1994)	31
(10) Über den Tod Jesu als Sühne und Genugtuung (06.03.1994)	34
(11) Über die Pflicht zur Anbetung Jesu Christi (13.03.1994)	37
<i>Über die Zeugen Jehovas (20.03.1994)</i>	<i>41</i>
<i>Zeugnis des Osterglaubens (Ostersonntag, 03.04.1994)</i>	<i>45</i>
<i>Hinabgestiegen in das Reich des Todes (Ostermontag, 04.04.1994)</i>	<i>49</i>
<i>Auferstanden von den Toten (10.04.1994)</i>	<i>52</i>

Lehrverurteilungen – kirchentrennend?

(1) Über das falsche Verständnis von Lehramt und Sendung der Kirche (17.04.1994)	56
(2) Über das falsche Verständnis der Eucharistie (24.04.1994)	61
(3) Über das falsche Verständnis der kirchlichen Ämter (01.05.1994)	65
(4) Über das falsche Verständnis der Rechtfertigung (08.05.1994)	68
<i>Über alle Himmel emporgestiegen (Christi Himmelfahrt, 12.05.1994)</i>	<i>71</i>
(5) Über das falsche Verständnis der Gnadenlehre (15.05.1994)	74
<i>Pfingsten - Sturm und Feuer (22.05.1994)</i>	<i>78</i>
<i>Pfingsten - Macht der Sprache (23.05.1994)</i>	<i>81</i>
(6) Über das falsche Verständnis der Heilsvdienste (29.05.1994)	83
<i>Das Sakrament des Altares (Fronleichnam, 02.06.1994)</i>	<i>86</i>
(7) Über das falsche Verständnis des Bußsakramentes (05.06.1994)	89

Über das Bußsakrament

(1) Über die Reue als Wesenselement der Buße (12.06.1994)	92
(2) Über Gründe, Gegenstand und Hindernisse des Bußsakramentes (19.06.1994)	96
(3) Über die Genugtuung als erforderliche Folge der Buße (26.06.1994)	100
(4) Über Form und Wirkung des Bußsakramentes (03.07.1994)	103
(5) Über Spender und Empfänger des Bußsakramentes (10.07.1994)	107
<i>Über die Ablässe (17.07.1994)</i>	<i>111</i>

Die göttliche Vorsehung

- (1) Über die Lehre von der Vorsehung Gottes (24.07.1994) 115
- (2) Das Verhältnis von Sünde und Leid zur Vorsehung (31.07.1994) 118

Gott erkennen

- (1) Über die Offenbarung Gottes im Alten Bund (07.08.1994) 122
 - (2) Über die Offenbarung Gottes in Jesus Christus (14.08.1994) 125
 - (3) Über das Erkennen des Schöpfers aus der Schöpfung (21.08.1994) 128
 - (4) Die natürliche Beweiskraft für die Existenz Gottes (28.08.1994) 131
 - (5) Über das Erkennen Gottes auch durch die Heiden (04.09.1994) 134
 - Wunden am mystischen Leib Christi (09.10.1994) 137*
 - (6) Über das Wissen von Gott bei allen Menschen (16.10.1995) 139
 - (7) Über das Gewissen als Beweis für die Existenz Gottes (23.10.1994) 142
 - (8) Über den Kontingenzbeweis für die Existenz Gottes (30.10.1994) 145
 - Der Zusammenbruch der kirchlichen Einheit (01.11.1994) 147*
 - (9) Über den theologischen Beweis für die Existenz Gottes (06.11.1994) 151
 - (10) Über die Erkenntnisfähigkeit von Wahr und Falsch (13.11.1994) 154
 - (11) Über die atheistische Bestreitung der Existenz Gottes (20.11.1994) 156
 - (12) Über die philosophische Bestreitung der Existenz Gottes (27.11.1994) 159
 - (13) Über die Unbegreiflichkeit Gottes (04.12.1994) 162
 - (14) Über die Begrifflichkeit der Gotteserkenntnis (11.12.1994) 165
 - (15) Über die Erkenntnis Gottes als Postulat der praktischen Vernunft (18.12.1994) 168
-
- Zu Bethlehem geboren (Weihnachten, 25.12.1994) 171*
 - Geboren aus Maria, der Jungfrau (Weihnachten, 26.12.1994) 174*
 - Erscheinung des Herrn (06.01.1995) 176*
 - Der Name Gottes (08.01.1995) 179*

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (1)

(Über Jesus als den Mittler des Heils)

02.01.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Jesus Christus ist eine geschichtliche Persönlichkeit. Sein Leben ist in den Rahmen der Weltgeschichte eingespannt. Er ist aber nicht nur in der Zeit erschienen, sondern er ist auch die Angel, in der sich die Zeiten drehen. Wir sprechen deswegen von der Menschwerdung des Logos als der *Zeitenwende*. In dem Ablauf dieses Lebens vollzog sich das menschliche Heil. Das redliche irdische Leben wurde also gleichsam gesprengt durch das Geheimnis Gottes, das in diesem Leben wirksam war.

Wir haben das Gottesgeheimnis, das Christusgeheimnis und unser Heilsgeheimnis zu unterscheiden. Das Gottesgeheimnis war seit Ewigkeit verborgen in Gott, dem Schöpfer des Alls. Seit Ewigkeit hat er den Plan gefaßt, den Erlöser zu senden, um die Menschheit heimzuholen zu Gott. Er war verborgen in Gott und ist offenbar geworden in Christus. Seit dem Erscheinen Christi ist das Gottesgeheimnis zum Christusgeheimnis geworden. In dem Ablauf dieses Lebens vollzog sich das Geheimnis unseres Heils.

Niemand hat das besser ausgedrückt als der Apostel Paulus, wenn er schreibt: „Er hat uns das Geheimnis seines Willens kundgetan. So hat es ihm nämlich gefallen, und so hat er es sich vorgenommen, um seinen Heilsplan zu verwirklichen. In ihm, in der Fülle der Zeiten, in Christus, wollte er alles im Himmel und auf Erden wieder einheitlich zusammenfassen. In ihm sind auch wir zu Erben berufen, wir, die ja vorausbestimmt wurden nach dem Vorsatz dessen, der alles wirkt, nach dem Rat-schluß seines Willens.“

Das Geheimnis in Christus ist unser Heilsgeheimnis geworden, freilich erst in einer anfanghaften Weise, die Vollendung steht noch aus. Wir warten auf das Offenbarwerden Christi bei seiner zweiten Ankunft und unser endgültiges, unwiderrufliches Heil, Teilnahme an seiner unvergänglichen Daseinsweise, an seinem verklärten Leibesleben. Christus ist das Heil, weil er der menschgewordene Gottessohn ist. In Christus hat Gott das Werkzeug zur Verwirklichung seines Heiles gefunden. Aber er ist nicht nur Werkzeug, sondern er ist geradezu die Wirklichkeit des Heiles selbst; er ist unser Heil, und zwar deswegen, weil in ihm die menschliche Natur von Gott angenommen wurde. Es mußte ja der Mensch befreit werden von den Mächten des Todes, der Schuld, der Sünde, des Teufels, und das eben ist geschehen, als Christus eine menschliche Natur sich aneignete, in einer grundlegenden, allgemeinen Weise, noch nicht in einer konkreten, jeden einzelnen betreffenden Weise. Wir sprechen von einer objektiven Erlösung, die dem einzelnen erst zugewandt werden muß in der subjektiven Erlösung.

Er ist also das Werkzeug des Heiles, er ist der Weg zum Heile, er ist unser Heil. Wer Anteil gewinnen will am Heil, muß zu Christus kommen. Es gibt keinen anderen Weg. Es gibt auch keinen anderen Namen, wie wir in den Texten der heutigen heiligen Messe belehrt werden: Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem die Menschen das Heil erlangen können. Er ist also der einzige Weg zum Heil. Wer ihn nicht geht, kommt nicht an.

Er ist auch die Brücke, die hinüberführt über den Abgrund der menschlichen Verlorenheit zu Gott. Er ist die Brücke. Er ist die Mitte zwischen Gott und Mensch, weil er Gott in menschlicher Natur ist.

Diese Wirklichkeit läßt sich zusammenfassen in dem Worte: Christus ist unser Mittler. Er vermittelt zwischen der sündigen Menschheit und dem heiligen Gott. Es ist ein Glaubenssatz: Christus ist der Mittler.

Das griechische Wort *mesitäs* bedeutet soviel wie Unterhändler, Schiedsrichter, Garant, Bürge einer getroffenen Vereinbarung. Und alles das ist, freilich in einer eminenten Weise, auf Christus zu übertragen. Er ist der Bürge, er ist der Unterhändler, er ist der Schiedsrichter, freilich in einer anderen Weise, als es irdische Mittler zu sein behaupten. Es hat immer im Mythos und in der Menschengeschichte Personen gegeben, denen man mittlerische Tätigkeit zusprach. Ich erinnere etwa an den mythischen Gott Mithras. Dieser Gott Mithras hat auch in Deutschland, im damaligen Germanien, viele Heiligtümer gehabt. Noch heute werden - z.B. in Dieburg - Mithrasheiligtümer gezeigt. Der Kult kam durch Soldaten, römische Soldaten und Kaufleute nach Deutschland, dem damaligen Germanien, und hat sich hier lange, jahrhundertlang gehalten wegen seiner Ähnlichkeit (vermutet man) mit christlichen Erscheinungen. Und deswegen wurde er vom Christentum ja auch erbittert bekämpft, weil diese Ähnlichkeit zu Verwirrung führen konnte. Dieser mythische Gott, der also nie gelebt hat, dieser mythische Gott Mithras hat nach der Religion seiner Anhänger die Aufgabe, das kosmische Gleichgewicht wiederherzustellen. In der Welt besteht ein ständiger Kampf zwischen Licht und Finsternis, Tag und Nacht, Geist und Leib, Materie und Seele, und in diesem unaufhörlichen Kampf, in diesem zerstörerischen Wüten der Kräfte gegeneinander stellt Mithras (nach der Religion seiner Anhänger) die Versöhnung, den Frieden, das Gleichgewicht wieder her.

Das mag eine ferne Ahnung sein von dem, was Christus nach Gottes Willen getan hat. Aber der Mythos von Mithras ist weder aus dem Christentum abgeleitet noch hat er dem Christentum zum Vorbild gedient. In den Mythen lebt vielmehr, aus der Sehnsucht der Menschen geboren, und vielleicht auch als ein entfernter Abklang einer Naturoffenbarung, ein Wissen darum, daß die Menschheit, daß die Welt im argen liegt und daraus befreit werden muß. Und das eben ist die Aufgabe des Mittlers. In der Offenbarungsreligion, im Alten Testament, ist oft von Mittlern die Rede. Die Könige, die Priester, die Propheten dienen als Mittler. Sie vermitteln zwischen Gott und den Menschen, zwischen dem von Gott immer wieder abfallenden Volke und dem heiligen Gott, der im Zorn dieses Volk sich von ihm abwenden sieht.

Der wichtigste Mittler im ganzen Alten Testament ist Moses. Moses wurde von Gott aufgestellt als ein Amtsträger, der mit Aufträgen an das Volk entsandt wurde. Seine wichtigste Tätigkeit übt er aus am Berge Sinai, als er das Gesetz von Gott empfängt. Er hat Weisungen an das Volk zu überbringen, die ihm von Gott aufgetragen werden, und umgekehrt: Wegen seiner von Gott geschaffenen Mittlerstellung wird er auch vom Volke beauftragt, es bei Gott zu vertreten. Das Volk sagt: „Rede du mit Gott, und wir wollen dann hören, was Gott zu dir gesagt hat!“ Er legt Fürbitte ein für das Volk, und das ist eine eminent mittlerische Tätigkeit. Ja, er fastet und betet vierzig Tage für das Volk, und so wird er durch seine fürbittende und leitende Tätigkeit - im Deuteronomium ausgedrückt - zu dem vorbildlichen Mittler des ganzen Alten Bundes.

Seine historische Gestalt wird ergänzt durch den Entwurf des *Gottesknechtes* im Buche des Propheten Isaias. Der Gottesknecht ist ein von Gott bestellter Amtsträger. Er soll das Licht und das Recht zu den Menschen bringen, er hat seinen Auftrag unter tausend Schwierigkeiten zu erfüllen. Von innen wird er von Zweifeln geplagt, von außen wird er verfolgt. Mißtrauen und Argwohn begegnen ihm, er wird verhaftet, es droht ihm der Tod. Aber er bleibt standhaft. Er weiß, daß er durch sein stellvertretendes Sühneleiden die Sünden des Volkes tilgen soll. In diesem Gottesknecht aus dem Buche Isaias haben wir einen Vorentwurf dessen, was unser Heiland Jesus Christus sein sollte. Er hat das erfüllt, was die Gottesknechtlieder des Propheten Isaias vorentworfen haben.

Jesus ist der Mittler des Neuen Bundes. Er selbst hat dieses Wort nie gebraucht. Aber er hat sich so verhalten, wie sich nur ein Mittler verhalten kann, und er hat ein Bewußtsein gehabt, wie es ein Mittler haben muß. Dieses Bewußtsein drückt sich aus in den beiden Worten Menschensohn und Gottesknecht. Als der Menschensohn ist er über die ganze Menschheit und über die ganze Erde gesetzt. Er thront zur Rechten Gottes. Als der Gottesknecht ist er gekommen, sein Leben hinzugeben als Lösegeld für die vielen. Durch seinen Tod erlöst er die Menschen, und wer Erlösung gewinnen will, der muß mit ihm in Verbindung treten.

Es hat immer wieder Theologen gegeben, die das Mittlertum Jesu als eine Erfindung der urchristlichen Gemeinde ausgegeben haben. Jesus, so sagen diese Theologen, habe sich gar nicht als Mittler verstanden, sondern seine Anhänger, seine begeisterten Anhänger haben ihn zum Mittler erhöht. An-

klänge an diese Irrlehren finden Sie heute in vielen Religionsbüchern, und deswegen ist es notwendig, darüber zu sprechen, damit Ihre Kinder nicht vergiftet werden durch scheinbare oder wirkliche religionsgeschichtliche Parallelen. „Da sieht man's ja,“ sagt man, „es war in anderen Religionen ganz ähnlich“, und so ist das Christentum den anderen Religionen gleichzustellen als eine von vielen, nicht die absolute Religion, sondern eine wie Mohammedanismus oder Buddhismus oder Pantheismus oder wie sie alle heißen, diese vielen Religionen.

Die Ableitung des mittlerischen Wesens Jesu aus der Urgemeinde begegnet zwei unüberwindlichen Schwierigkeiten. Einmal ist die Gestalt Jesu in den Evangelien so beschrieben, wie sie niemand erfinden kann. In aller Schlichtheit und Redlichkeit wird hier ein volles menschliches Leben gezeichnet, das freilich vom göttlichen Hintergrund erfüllt war. Wer so schreibt, wie die Evangelisten schreiben, der erfindet nicht, sondern der legt Zeugnis ab! Und das Zeugnis geht aus von der Wirklichkeit und der Redlichkeit dieses Lebens.

Der zweite Grund, warum diese Konstruktion nicht hält, ist darin gelegen, daß die erforderlichen langen Zeiträume fehlen, die notwendig sind, um einen Menschen zu göttlicher Höhe zu erheben. Im Buddhismus und im Islam hat es Jahrhunderte gedauert, bis aus dem eindeutig Menschencharakter tragenden Religionsstifter der Halbgott wurde. Ganz anders im Christentum. Schon die Urgemeinde, schon die ersten Anhänger Jesu haben ihn als den erhöhten Herrn gewußt, der wiederkommen wird, um die Welt zu richten. Es hat keinen langen Prozeß gebraucht, um Jesus in dieser Höhe zu sehen, sondern weil er so war, wie sie ihn beschrieben haben, weil sie seine Wirklichkeit entgegengenommen haben aus seinem Auftreten, deswegen haben sie ihn als den Mittler verehrt und angebetet.

Paulus, der große Herold des Herrn, spricht die mittlerische Stellung Jesu in vielen Texten seiner Briefe aus. Ich erinnere vor allem an seine Parallele zwischen Adam und Christus. Adam war auch Mittler, nämlich Mittler der Schuld. Christus aber ist Mittler in einem ganz erhabenen Sinne, er ist Mittler der Erlösung. Diese Adam-Christus-Parallele ist fundamental für das Bewußtsein Pauli, daß Jesus Mittler war. Und wenn dabei der Mythos vom Urmenschen ein sprachliches Gewand geliefert haben mag, was denkbar ist, ein sprachliches Gewand, nicht ein inhaltliches, wenn dieser Mythos ein sprachliches Gewand geliefert hat, so ist doch gar nicht zu übersehen, daß der himmlische Urmensch aus den Mythen, der ja keine Wirklichkeit hat, sondern ein Phantasieprodukt ist, daß der himmlische Urmensch der Mythen hier ersetzt ist durch den geschichtlichen Jesus Christus. Gott tritt aus der Verborgenheit hervor, ergreift den Menschen und rettet ihn, und zwar durch den in Zeit und Ort festliegenden Lebenswandel und das Wirken des Christus.

Wer gerettet werden will, muß nach Paulus in Verbindung treten mit Christus, mit seinem mittlerischen Tun. Man muß zu dem Mittler kommen, um sich vermitteln zu lassen. Und wie geschieht das nach Paulus? Das geschieht durch Glaube und Sakramente. Indem der Mensch sich gläubig an Christus anschließt und sich in den Sakramenten in seine neue Existenzform hineinziehen läßt, gewinnt er Anteil am mittlerischen Wirken Jesu. Und durch dieses Anteilgewinnen am mittlerischen Wirken Jesu wird er erlöst und gerettet.

An drei Stellen seiner Briefe kommt Paulus wörtlich auf den Mittler Jesus zu sprechen. Bei ihm kommt tatsächlich das Wort „Mittler“ vor, etwa im ersten Timotheusbrief: „Es ist ja nur ein Gott, ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst als Lösegeld für alle dahingegeben hat.“ Oder im Hebräerbrief: „Nun hat er einen um so erhabeneren Priesterdienst erlangt, als er Mittler eines besseren Bundes ist, der auf bessere Verheißungen gründet.“ Besser als der Alte Bund ist der Neue. Und schließlich noch im Galaterbrief: „Wozu nun das Gesetz? Es wurde um der Übertretungen willen hinzugefügt, bis der Same käme, dem die Verheißung geworden ist. Durch Engel angeordnet, ist es durch eines Mittlers Hand gegangen. Es gibt aber keinen Mittler, wo es sich nur um eine einzige Partei handelt. Nun ist aber Gott ein einziger.“

Der Text ist zugegebenermaßen schwer. Es ist die Frage, ob dieser Mittler, von dem hier die Rede ist, Christus ist, oder ob es Moses ist. In jedem Falle ist das Wort „Mittler“ (*mesitäs*) in den Paulusbriefen zu finden.

Johannes, der letzte der Evangelisten, hat in aller Eindeutigkeit die mittlerische Funktion Jesu ausgesprochen, wenn er sagt, daß Jesus die Tür ist. Die Tür ist eben das Vehikel, durch das man in einen Raum eintritt; und wer aus der irdischen Welt in die himmlische, wer in die Unzugänglichkeit Gottes

eintreten will, muß durch die Tür gehen, die Jesus ist. Also der Ausdruck „Tür“ ist im Johannesevangelium eine andere Wendung für das mittlerische Wesen Jesu.

Außerdem sagt Jesus im Johannesevangelium: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wenn er (und nur er) der Weg ist, dann ist er eben die einzige Möglichkeit, wie man zu Gott kommen kann; denn ohne Weg kann man nicht laufen, ohne Weg kann man keinen Zugang finden. Der Weg muß beschritten werden, und er ist der Weg, der einzige Weg, der zu Gott führt. Sein mittlerisches Tun gipfelt in der Fürbitte und im Sterben. Das fürbittende Gebet Jesu und sein Heilssterben sind der Höhepunkt seines mittlerischen Tuns.

Glauben Sie nicht, meine lieben Freunde, daß die Bezeichnung Jesu als des Mittlers eine Spielerei von Theologen sei. Nein, in diesem Namen drückt sich sein gottmenschliches Wesen aus. Die Bezeichnung Jesu als des Mittlers ist ein weihnachtlicher Gedanke; denn die mittlerische Tätigkeit konnte Jesus nur ausüben, weil er eine menschliche Natur angenommen hat. Wir werden in den kommenden Sonntagen sehen, wie diese menschliche Natur von Jesus, von Gott, gebraucht wurde, um das mittlerische Werk zu Ende zu führen, um durch sein mittlerisches Tun das Heil der Menschheit zu beschaffen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (2)

(Über das erlöserische Leben Jesu)

09.01.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das Wesen des Christentums heißt Jesus Christus. Wer über Jesus richtig denkt, dem ist auch der Weg zu den Lehren des Christentums geöffnet. Wer aber über Jesus falsch denkt, der muß die Lehren des Christentums abweisen. Wir haben uns deswegen vorgenommen, über Jesus Christus nachzudenken, seine Persönlichkeit und sein Wirken uns zu erschließen; denn nur was man kennt, das liebt man, und unser Sehnen geht dahin, Jesus immer besser kennenzulernen, damit wir ihn immer mehr lieben und ihm immer treuer folgen.

Wir haben am vergangenen Sonntag gesehen, daß Jesus der Mittler ist. Er ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, und zwar ist er zu dieser Mittlerschaft berufen worden, als er eine menschliche Natur mit seiner göttlichen Person vereinigte. Über dieses Mittlertum Jesu wollen wir heute in fünf Gedankenschritten nachdenken.

Die erste Aussage über das Mittlertum Jesu lautet: Jesus hat durch die Einigung der menschlichen Natur mit der göttlichen Person Anteil gewonnen an der gesamten Schöpfung. Jesus hat sich eine menschliche Natur angeeignet aus der Jungfrau Maria, und diese menschliche Natur steht in Verbindung mit der gesamten Schöpfung. Sie ist an dem stofflichen Bestand beteiligt, der von Adam herkommt, und über Adam ist sie verknüpft mit der gesamten übrigen Schöpfung, denn Adam ist ja genommen vom Staub der Erde. So steht also die menschliche Natur Jesu in Verbindung mit der gesamten Menschheit und darüber hinaus mit allem, was von Gott geschaffen ist.

Jesus ist nicht isoliert, sondern er ist das Haupt der Schöpfung. Er ist nicht nur das Haupt der Kirche, wie wir meinen könnten, nein, er ist das Haupt der Schöpfung, weil er nämlich von Gott eingesetzt worden ist als der Erstgeborene der Schöpfung. Er hat Anteil an der gesamten Wirklichkeit, die von Gott in seinem Schöpfungsakt hervorgebracht worden ist. Er ist der *zweite Adam*. Der erste Adam, vom Staub dieser Erde genommen, hat das Unheil gebracht. Christus ist der zweite Adam, wiederum vom Staub der Erde genommen, aber mit der göttlichen Person vereinigt, er hat das Heil gebracht, eben durch seine Mittlerschaft. Weil er göttliches Wesen und menschliche Natur vereinigt, steht er in der Mitte, in der Mitte zwischen Gott und den Menschen bzw. der Schöpfung. Er ist der Bürge der Vereinigung der Schöpfung mit Gott.

Zweitens: Durch die Annahme einer menschlichen Natur, die der Logos, die zweite Person in Gott, vollzogen hat, ist die ganze Schöpfung anders geworden. Ich sage zunächst einmal vorsichtig: Sie ist *anders* geworden. Es ist nämlich in sie ein Lebenskeim eingesenkt worden. Es ist so, wie wenn man an einem Tuch zieht, dessen Enden man nicht absehen kann. Wenn man an einer Stelle zieht, wird jede irgendwie geartete Stelle dieses Tuches, jeder Bestandteil in diese Zugbewegung hineingezogen. So ist es also ähnlich-unähnlich auch mit der Menschwerdung des Logos. Die Menschheit, ja die Schöpfung, ist dadurch geweiht, gesegnet, geheiligt worden. Im Martyrologium, also im Verzeichnis der Heiligen der römischen Kirche, heißt es am Vortage, an der Vigil von Weihnachten, daß Gott durch die Menschwerdung seines Sohnes hat die Welt heiligen wollen.

Es ist mit der Annahme einer Menschennatur durch den Logos eine objektive Heiligkeit auf diese Erde gekommen. Das dürfen wir nicht verwechseln mit falschen Meinungen. Es geht nicht um eine Allerlösungslehre, als ob durch die Menschwerdung des Logos die Erlösung des Alls schon vollendet

sei. Nein, durch die Menschwerdung ist die Erlösung begonnen. Durch die Erlösung ist gleichsam das Potential geschaffen worden, aus dem die Menschheit schöpfen kann. Es ist ähnlich-unähnlich wie mit einem Stausee, den die Menschen errichten, um die Wassermassen für die Bewässerung von trockenem Land nutzbar zu machen. Der Stausee muß vor der Staumauer gefüllt sein, dann kann man diese Wasser, diese fruchtbringenden Wasser auf die Erde durch Kanäle leiten. Aber solange sie nur in dem Stausee enthalten sind, können sie ihre heilbringende Wirkung nicht entfalten. Sie müssen verteilt werden.

Ähnlich-unähnlich ist es mit der grundsätzlichen Heiligung, die durch das Erscheinen des Logos geschehen ist. Man könnte sagen: Die Erlösung ist gleichsam im Wartestand vorhanden durch das, was an Weihnachten durch die Annahme der Menschennatur geschehen ist.

Diese Lehre ist berechtigt. Man nennt sie Rekapitulationstheorie. Sie ist vor allem aufgestellt worden von den griechischen Kirchenvätern, Irenäus, Methodius, Gregor von Nyssa und Epiphanius. Diese Rekapitulationstheorie ist im Kern berechtigt, denn wenn der Logos sich eine menschliche Natur aneignet, die mit der gesamten Schöpfung in Verbindung steht, dann muß durch dieses Geschehen die gesamte Schöpfung in irgendeiner Weise verändert werden.

Aber noch einmal: Diese Veränderung ist erst ein Beginn, und wir müssen deswegen drittens sagen: Die Erlösung vollzieht sich durch das gesamte Wirken Jesu auf Erden. Mit der Menschwerdung hat er seine Bereitschaft bekundet, die Erlösung zu vollziehen, hat er sich einen Leib bereitet, um in dem Leibe die Schuld und den Ungehorsam der Menschen aufzuarbeiten. Aber die Durchführung dieser Bereitschaft geschieht in dem ganzen vollmenschlichen Leben Jesu.

Der Mensch hat durch Ungehorsam sein Unheil verschuldet. Mutlosigkeit, Ohnmacht, Krankheit, Tod, Streit, Haß, das sind die Früchte seines Ungehorsams gewesen. Und deswegen mußte jetzt der gehorsame Gottessohn kommen, um durch seinen Gehorsam die Welt von dem Ungehorsam der Menschen und dessen Folgen zu befreien. Alles, was Jesus tut, hat erlöserische Wirkung. Es ist nicht so, wie wir vielleicht in einer vereinfachten und nicht ganz richtigen Darstellung meinen würden, daß nur das Kreuz die Erlösung bewirkte. Das Kreuz ist, wie wir sehen werden, die Aufgipfelung der erlöserischen Wirkens Jesu, aber erlöserische Kraft hat sein ganzes menschliches Leben. Alles, was er tut, ob er geht oder steht, ob er predigt oder ob er weint, ob er trauert oder tröstet: Sein ganzes Leben ist vom Heilsgeheimnis der Erlösung durchwirkt. Das Erlösungsgeheimnis geht durch das ganze menschliche Leben Jesu hindurch; denn jedes Tun hat unermesslichen Wert, weil es das Tun des Gottessohnes ist. Es ist ja doch nicht wie bei uns Menschen, die wir nur kümmerliche und vom Tode bedrohte Werke vollbringen. Nein, was Jesus tut, ist immer von Ewigkeitwirkung. Deswegen müssen wir also an dem erlöserischen Gehalt des gesamten Lebens Jesu festhalten.

Viertens: Nun gehört aber zu jedem menschlichen Leben der Tod. Seit dem Schicksal, das Adam uns bereitet hat, gibt es kein menschliches Leben ohne Tod. Und wenn der Logos kam, um das menschliche Leben auf sich zu nehmen und aufzuarbeiten, dann mußte er auch den Tod auf sich nehmen. Jesus hat diesen Tod auf sich genommen. Er hat - anders als wir Menschen - ihn nicht *wider* seinen Willen auf sich genommen, sondern *mit* seinem Willen. Sein Tod war ein freiwilliger Tod. Er ward geopfert, weil er selbst es wollte. Wir müssen das Todesschicksal leiden, weil wir in der Kette der Adamskinder stehen. Jesus mußte an sich den Tod nicht leiden, aber er wollte ihn leiden, weil er ein vollmenschliches, erlöserisches Wirken dem Vater im Himmel anbieten wollte. Und daß sein Tod von anderer Art war als der unsere, das sieht man an dem darauffolgenden Ereignis, nämlich der Auferstehung. Da zeigt sich, daß sein Tod von einer anderen Qualität war. Es war ein freiwilliger Sühnetod, es war ein stellvertretendes Sterben. Und deswegen folgt auf den Tod die Auferstehung und die Himmelfahrt.

Aber noch einmal: Jesus hatte sein erlöserisches Wirken erst vollbracht, als er am Kreuze rufen konnte: „Es ist vollbracht!“

Fünftens: Der Tod, den Jesus sterben sollte, mußte nicht notwendig ein gewaltsamer sein. Es wäre vom Sinn der Erlösung her auch möglich gewesen, daß er in einer anderen Weise sein Leben abgeschlossen hätte. Daß sein Tod ein gewaltsamer war, das ergab sich aus dem Widerstand der Menschen gegen den Erlöser. Die Welt war so, daß der Gottgesandte in ihr nicht leben, sondern nur sterben konnte. Die Welt war so, daß das Leben von ihr getötet wurde. Die Welt war so, daß die Liebe

von ihr umgebracht wurde. Diese Beschaffenheit der Welt hatte Gott in seinen Heilsplan einbezogen. In irgendeiner Weise hat Gott vorausgesehen, daß alles Wirken des Erlösers bei den meisten Zeitgenossen vergeblich sein würde. „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Er hat mit den Zeitgenossen gerungen, er hat sie angefleht, er hat sie mit dem Gericht bedroht, er hat über sie geweint, aber sie ließen sich nicht erweichen, diese harten Herzen, und so mußte er den gewaltsamen Tod erleiden. Der gewaltsame Tod ist also die Folge der Verstockung der Menschen, ihrer Verhärtung im Bösen, die Folge ihres Widerstandes gegen den von Gott gesandten Erlöser.

Der gewaltsame Tod ist aber auch gleichzeitig ein öffentlicher Tod, und darin kündigt sich an, daß das erlöserische Wirken Jesu nicht eine private, sondern eine amtliche, eine hoheitliche Angelegenheit war, wie die griechischen Väter nicht müde werden, zu betonen.

Die Hinrichtung Jesu war, wie wir wissen, nur das Vorspiel zu seiner Auferstehung. Im Hinübergang Jesu lassen sich Tod, Auferstehung und Himmelfahrt nicht trennen. Sie bilden ein Heilsgeheimnis. Daß diese drei Tatsachen, Tod, Auferstehung, Himmelfahrt, eine einheitliche Wirklichkeit bilden, können wir daran erkennen, daß in der heiligen Messe, in der heiligen Messe, die wir feiern, daß in dieser heiligen Messe mehrmals diese drei Geheimnisse zusammen erwähnt werden. „Wir gedenken deines Todes, deiner Auferstehung und deiner Himmelfahrt.“ So heißt es nach der Wandlung, und das ist ein Zeichen für den inneren und innigen Zusammenhang dieser drei Heilsgeheimnisse. Sie bilden ein Heilsgeheimnis. Durch Tod und Auferstehung und Himmelfahrt hat uns Jesus erlöst. Der Erfolg seines Todes zeigt sich im Auferstehen, und der Sieg seines Todes zeigt sich in der Himmelfahrt.

Weil nun diese Tatsachen die Aufgipfelung des Lebens Jesu darstellen, sagen wir manchmal in einer vereinfachten Weise: Jesus hat uns erlöst durch seinen Tod, seine Auferstehung und seine Himmelfahrt, und das ist ja, wenn es richtig verstanden wird, nicht falsch. Wir müssen nur immer dazudenken, daß das ganze dem Tod vorangehende Leben Jesu ebenfalls erlöserische Bedeutung hat, daß es freilich seinen Abschluß, nein, was sage ich, seinen Höhepunkt in Tod, Auferstehung und Himmelfahrt findet; im Tode deswegen, weil der Tod die höchste Leistung seines Gehorsams gegen den himmlischen Vater war.

Wie uns Paulus mit unübertrefflichen Worten sagte: Er war gehorsam, gehorsam bis zum Tode. Deswegen hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist, auf daß im Namen Jesu jedes Knie sich beuge im Himmel, auf der Erde und unter der Erde, und daß jede Zunge bekenne: Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, ist jetzt in der Herrlichkeit Gottes des Vaters, wo er immerzu für uns eintritt, wo er das ganze Schöpfungswerk dem Vater übergibt, was nicht aufhören wird in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (3)

(Über Jesus als den Priester und Opferer)

16.01.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Mittler, Jesus, hat die Menschheit durch sein ganzes Leben und Wirken erlöst. Weil er der göttliche Logos war, der eine menschliche Natur sich angeeignet hatte, war alles Tun und Leiden, das er verrichtete oder das über ihn kam, von unermeßlichem Wert. Er hat uns erlöst durch sein Gehen und Stehen, durch sein Reden und Handeln, freilich auch in gesteigertem Maße durch sein Leiden und Sterben.

Er hat uns erlöst auch durch sein Wort. Auch das Wort Christi ist von erlöserischer Qualität. Er hat uns erlöst durch sein offenbarendes Wort. Dieses ist nicht nur eine Mitteilung bisher unbekannter Wahrheiten oder eine Deutung seines Tuns, sondern sein offenbarendes Wort ist ein heilsmächtiges Geschehen. Es besitzt eine quasisakramentale Bedeutung. Auch seine Befehle sind ein Teil seines erlöserischen Wirkens. In seinen Befehlen ruft er nicht nur zur Nachfolge auf, sondern er zieht in sein göttliches Leben hinein, er ergreift den Menschen und bewegt ihn auf sich zu.

Freilich muß man zugeben, daß der Gipfel des erlöserischen Tuns Jesu sein Opfer am Kreuze ist. Er war Priester, und als Priester mußte er opfern. Aber er opferte nicht irgendwelche Gaben, sondern er opferte sich selbst. Und deswegen faßt das priesterliche Selbstopfer Jesu am Kreuze alles, was vorher geschah, in sich zusammen. Wir können deswegen heute zwei Sätze aufstellen, nämlich

1. Christus ist seit seiner Menschwerdung nach seiner menschlichen Natur der einzige und wahre Priester des Neuen Bundes,

2. Christus hat durch sein freiwilliges Selbstopfer am Kreuze die Menschheit erlöst und mit Gott ausgesöhnt.

Der erste Satz geht auf die Priestereigenschaft Jesu. Jesus ist der einzige und wahre Priester des Neuen Bundes. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Es ist auch keine Selbstverständlichkeit mehr im katholischen Bereich, denn hier sind Irrlehrer aufgetreten, die Christus die Priestereigenschaft absprechen. Um so dringlicher ist es, sich zu erinnern, was die Kirche immer gelehrt hat und auch heute lehrt, daß Christus nach seiner menschlichen Natur seit seiner Menschwerdung der wahre und einzige Priester des Neuen Bundes ist. Das ist ausgesprochen worden vom Konzil von Ephesus 431, aber die konziliare Äußerung ist nur der Wiederhall dessen, was im Neuen Testament von Christus gesagt wird.

Besonders deutlich spricht der Brief an die Hebräer. Darin heißt es: „Jeder Hohepriester wird aus den Menschen genommen und für die Menschen bestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott, damit er die Gaben und Opfer für die Sünden darbringe. Er kann ja Mitleid haben mit denen, die unwissend sind und irren, da auch er behaftet ist mit Schwachheit. Deshalb muß er wie für das Volk, so auch für sich selbst opfern für die Sünden. Niemand nimmt sich selbst die Würde, sondern er muß von Gott dazu berufen sein, gleich wie Aaron. So hat sich auch Christus nicht selbst die Ehre eines Hohenpriesters gegeben, sondern der, der zu ihm gesprochen hat: 'Mein Sohn bist du. Heute habe ich dich gezeugt.' Wie er auch an einer anderen Stelle sagt: 'Du bist Priester ewiglich nach der Ordnung des Melchisedech.' In den Tagen seines Fleisches hat er Bitten und Flehrufe mit lautem Geschrei und unter Tränen zu dem emporgesandt, der ihn vom Tode erretten konnte, und hat dank seiner Gottesfurcht Erhörung gefunden. Obwohl Sohn Gottes, hat er doch den Gehorsam gelernt aus dem, was er

gelitten, und so vollendet, ward er allen, die ihm gehorchen, Urheber ewiger Erlösung, wie er denn von Gott als Hohepriester nach der Ordnung des Melchisedech angesprochen worden ist.“

Das ist gewissermaßen die klassische Stelle im Neuen Testament über das Priestertum Jesu. Der ganze Hebräerbrief ist zwar diesem Thema geweiht. Aber an dieser Stelle ist besonders deutlich ausgesprochen, daß Christus der Hohepriester ist. Und es wird gleichzeitig gesagt, von welcher Beschaffenheit dieser Hohepriester ist. Man kann bei ihm Hilfe finden, weil er Mitleid hat mit den Schwachen, denn als Mensch war er ja auch mit Schwachheit behaftet, und er ist auch allem ausgesetzt gewesen wie ein Mensch - eine Ausnahme nur, nämlich die Sünde. Die Sünde hat ihn nicht angerührt. Aber versucht worden ist er wie die Menschen.

So ist also Christus ein Hohepriester im wahren und eigentlichen Sinne. Mit ihm haben die anderen Priestertümer ihr Ende erreicht. Auch das alttestamentliche Priestertum war von Gott eingesetzt. Die alttestamentlichen Priester sollten Gaben und Opfer darbringen, um die Menschen zu entsöhnen. Sie taten es, indem sie Gabenopfer und Speiseopfer darbrachten, Gabenopfer, in denen die Majestät Gottes anerkannt wurde, seine Heiligkeit und seine Gerechtigkeit; Speiseopfer, durch die sie mit der Gottheit in Verbindung treten wollten. Aber die alttestamentlichen Opfer konnten nur das Bewußtsein der Sünde wachhalten und die Hoffnung auf die kommende Erfüllung. Sie waren nicht imstande, wahrhaft die Gewissen zu reinigen. Sie waren unkräftig, und deswegen sind, als das neue Priestertum Christi kam, die alttestamentlichen Priester erledigt.

Erst recht gilt das von den außerbiblischen Opfern und Priestern. Sie haben jede Berechtigung verloren mit der Ankunft des einzigen und wahren Priesters des Neuen Bundes, Jesus Christus. Er ist ein Priester, der heilig, makellos, unbefleckt ist, anders als die übrigen Priester, die mit Sünden behaftet sind und die deswegen für die eigenen Sünden genauso wie für die Sünden des Volkes Opfer darbringen mußten. Er ist ein Priester nach der Ordnung des Melchisedech. Ja, was heißt denn das? Das bedeutet: Er ist kein Priester nach der Ordnung des Aaron. Und welches war die Ordnung des Aaron? Sie lag darin begründet, daß sich das Priestertum vererbte vom Vater auf den Sohn, daß es also ein durch fleischliche Zeugung vermitteltes Priestertum war, während das Priestertum des Melchisedech ein auf Berufung, auf Einzelberufung beruhendes Priestertum ist. Wie Melchisedech ein von Gott in unerklärlicher Weise zum Priestertum berufener Priester war, so ist es erst recht Jesus Christus. Er ist ein durch die Zeugung aus dem Vater zum Priester Berufener, der sich eine menschliche Natur angeeignet hat. Er ist Priester, weil er der einzige und eingeborene Sohn Gottes ist. Und er hat ein unvergängliches Priestertum. Er stirbt ja nicht mehr. Infolgedessen braucht er nicht ersetzt zu werden wie die Priester des Alten Bundes. Sie starben hinweg, und so mußten andere an ihre Stelle treten. Nein, nicht so der Priester Jesus. Er hat ein unvergängliches, bleibendes, ewiges Priestertum. Das ist also der Sinn, wenn wir sagen: Jesus Christus ist der einzige und wahre Hohepriester des Neuen Bundes.

Der zweite Satz lautet: Jesus hat durch die freiwillige Hingabe seines Lebens am Kreuze die Menschheit erlöst, sie losgekauft und mit Gott versöhnt. Christus hat ein Opfer dargebracht. Es war ein heiliges, makellooses, unbeflecktes Opfer. Die Opfer, welche die Menschen vor ihm darbrachten, waren, weil sie von Befleckten dargebracht wurden, nicht makellos und nicht unbefleckt. Selbst das beste Tier, das man auf den Opferaltar legte, war nicht in der Weise geeignet, ein makellooses Opfer zu sein, wie Jesus Christus, weil diejenigen, die es darbrachten, nicht sündlos, nicht unbefleckt waren. Jesus hat ein unbeflecktes, makellooses Opfer dargebracht.

Er hat es ein für allemal dargebracht. Es ist also nicht der Ergänzung fähig oder bedürftig. Es ist ein Opfer, das ausreicht für alle Menschen und alle Zeiten. Die Priester der Vorzeit haben die Opfer gehäuft, haben ständig neue Opfer dargebracht, weil sie - mit Recht - der Überzeugung waren, daß diese Opfer nicht ausreichten, daß sie ständig erneuert werden mußten. Nicht so Jesus. Sein Opfer ist überfließend reich. Er ist einmal mit seinem eigenen Blut in die Ewigkeit eingegangen, wie es wiederum der Hebräerbrief in wunderbarer Weise ausdrückt: „Nicht in ein von Händen gefertigtes Heiligtum ging Christus ein, sondern in den Himmel selbst, um nunmehr vor dem Angesichte Gottes für uns zu erscheinen; nicht, um oftmals sich selbst zu opfern“ - das wäre ein Mythos, wenn er immer wieder sterben würde, nein - „nicht um oftmals sich selbst zu opfern, so wie der Hohepriester jährlich ins Allerheiligste geht mit fremdem Blut, denn dann hätte er ja oft leiden müssen seit Grundlegung

der Welt, sondern jetzt ist er einmal, am Ende der Zeiten, erschienen, um die Sünde durch sein Opfer zu tilgen. Und gleich, wie es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, worauf das Gericht folgt, so wird auch Christus einmal geopfert, um die Sünden vieler auf sich zu nehmen. Zum zweiten Mal wird er ohne Sünde sichtbar werden denen zum Heil, die auf ihn warten.“

Und dieses Opfer, das *einmal* dargebracht wurde, hat eine überreiche Wirkung. Er ist - unser Christus - durch dieses Opfer in das makellose Allerheiligste eingetreten, in den Himmel, in die Herrlichkeit des Vaters, und dort wartet er auf die Seinen. Dort bereitet er ihnen eine Wohnung, dort ruft er sie hin, wie es wiederum der Hebräerbrief in wunderbarer Weise sagt: „Christus erschien als Hoherpriester der künftigen Güter und trat ein für allemal in das Heiligtum hinein durch das größere und vollkommene Zeit, das nicht von Händen gefertigt ist, das heißt nicht dieser geschaffenen Welt angehört. Und zwar trat er nicht mittels Blutes von Böcken und Kälbern, sondern mittels seines eigenen Blutes ins Heiligtum und hat eine ewige Erlösung gebracht. Denn wenn das Blut von Böcken und Stieren und die Asche einer Kuh, auf die Verunreinigten gesprengt, heiligt, indem die leibliche Reinheit bewirkt wird, um wieviel mehr wird das Blut Christi, der kraft ewigen Geistes sich selbst makellos Gott dargebracht hat, unser Gewissen reinigen von toten Werken, damit wir dienen dem lebendigen Gott.“ Durch dieses Opfer ist also die Reinigung der Gewissen erfolgt, die Befreiung von den Sünden, die Heiligung.

Der Herr hat sein Opfer freiwillig dargebracht. Er ist nicht zu seinem Opfer gezwungen worden. Sein Tod war nicht das Auf-sich-Nehmen eines unabwendbaren Schicksals. Sein Tod war auch nicht das heldenhafte Aushalten angesichts einer hoffnungslosen Lage, wie es die liberalen Theologen behaupten, sondern sein Tod war eine freiwillige Opfertat. Es war ein Vollzug seines freiwilligen Selbstopfers. Es war ein Werk, eine Gehorsamstat. „Er wurde geopfert, weil er selbst es wollte.“

Die Evangelien berichten, daß Jesus seinen Tod vorausgesagt hat. Er ist also sehenden Auges in den Tod gegangen. Es gibt in den Evangelien dreimalige Leidensweissagungen, also Ankündigungen, daß er leiden muß. Als Petrus - das erstmal - ihn als den Messias bekannte: „Du bist der Christus!“, da hat Jesus ihm gleich erklärt, was für ein Messias er sei, nämlich: „Nun fing er an, sie zu belehren, der Menschensohn müsse vieles leiden, von den Ältesten, Oberpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen.“ Er redet davon ganz offen. Aber Petrus nahm ihn beiseite und wollte ihm das ausreden. Das war eine Versuchung ähnlich jener, die der Herr in der Wüste erlebt hatte, nämlich der Versuch, ihn abzubringen von seiner Opfertat. Und deswegen sprach er zu Petrus, zu dem armen Petrus: „Weg von mir, Satan!“ Was Petrus von ihm wollte, das war so etwas, was der Satan von ihm gewollt hatte, nämlich den Gehorsam dem Vater aufkündigen und das Opfer vermeiden.

Das zweite Mal hat der Herr sein Leiden vorausgesagt, als er sich aufmachte zum letzten Gang nach Jerusalem. Er belehrte seine Jünger und sagte ihnen: „Der Menschensohn wird in die Hände der Menschen überliefert werden. Sie werden ihn töten, aber drei Tage nach seinem Tode wird er auferstehen!“ Und wie reagieren die Jünger? Mit Unverstand. Sie verstanden die Rede nicht, sie scheuten sich aber, ihn zu fragen.

Das dritte Mal kündigte er den Tod an, als sie auf dem Wege nach Jerusalem waren, als sie hinaufzogen nach Jerusalem. „Jesus ging vor ihnen her. Sie staunten und folgten ihm voll Furcht. Da nahm er abermals die Zwölf zu sich und begann, mit ihnen von dem zu sprechen, was ihm widerfahren werde. 'Sehet, wir ziehn hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn wird den Oberpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden. Sie werden ihn zum Tode verurteilen, den Heiden übergeben. Diese werden ihn verspotten und anspucken und geißeln und töten. Aber nach drei Tagen wird er auferstehen!“,

Jesus hat den Tod als seine freie Tat auf sich genommen. Darüber hinaus führt noch ein anderes Wort, das uns im Evangelium überliefert ist, nämlich wenn er sagt: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ Er hat also das Geheimnis seines Todes enthüllt. Sein Tod ist ein Lösegeld! Sein Tod ist ein stellvertretender Tod. Es ist ein Straftod für andere, nicht für sich selbst. Er löst die Menschen aus von Gott dem Vater, dem sie durch ihre Sünden verfallen sind. Er löst sie aus, er, der eine, er löst die vielen aus, er löst alle aus, die sich gläubig zu ihm bekennen. Und das hat er wiederholt beim letzten

Abendmahl. Da spricht er davon, als er den Jüngern seinen Leib reicht: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dieser Kelch ist der Neue Bund in meinem Blute.“ Sein Leib ist Opferleib, sein Blut ist Opferblut. Leib und Blut werden hingegeben zur Erlösung der Menschen, zur Befreiung von der Sünde, zur Reinigung der Gewissen. Das ist der Gipfelpunkt seines Lebens, dieses Sich-Hingeben gemäß dem Willen des Vaters für die Schuld der Welt.

Der Apostel Paulus hat das oft in seiner Verkündigung aufgenommen, wenn er z.B. im 1. Korintherbrief sagt: „Unser Osterlamm“ - nicht das alte, sondern das neue - „unser Osterlamm ist Christus.“ Er ist als unser Osterlamm geschlachtet worden. Oder wenn er im Römerbrief sagt: „Gott hat ihn hingestellt als Sühneopfer, um seine Gerechtigkeit zu erweisen und uns die Gerechtigkeit zu verschaffen.“ Oder wenn er an einer weiteren Stelle in diesem Schreiben sagt: „Er wurde hingegeben um unserer Sünden willen, und er wurde auferweckt um unserer Rechtfertigung willen.“

Nach dem Zeugnis des Johannesevangeliums hat schon Johannes der Täufer auf die Opfertat Jesu hingewiesen, als er über ihn sagte: „Seht das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt hinwegträgt!“ Seht das Lamm Gottes! Es ist zunächst zu fragen: Warum wird denn unser Heiland Jesus Christus hier als Lamm bezeichnet? Das Lamm ist ja ein Tier. Nun, es ist ein Opfertier. Es gehört zu den bevorzugten Opfertieren. Natürlich wurden auch andere Tiere geopfert, z.B. Tauben oder Rinder. Aber Johannes sagt nicht über Jesus, daß er die Taube Gottes sei, sondern er sagt, daß er das Lamm Gottes sei. Warum denn? Weil er sich erinnerte, daß im Alten Testament der Gottesknecht, der leidende Messias, als ein Lamm bezeichnet wurde. Im Buche des Propheten Isaias heißt es nämlich: „Wie Schafe irrten wir alle umher. Jeder ging seinen eigenen Weg. Der Herr aber legte auf ihn die Sündenschuld von uns allen. Er wurde mißhandelt, doch gab er sich willig darein. Er tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird. Wie ein Schaf, das vor seinem Scherer verstummt, tat er den Mund nicht auf.“ Von wem hier die Rede ist, das ist niemand anders als der Messias. „Er hat *unsere* Leiden getragen. Er hat *unsere* Schmerzen auf sich geladen. Wir hielten ihn für geschlagen, für getroffen von Gott und geplagt, doch ob *unserer* Sünden ward er verwundet, ob *unserer* Frevel zerschlagen. Zu *unserem* Heile lag Strafe auf ihm. Durch seine Striemen wurden wir geheilt.“

Jetzt wissen wir also, meine lieben Freunde, was es heißt, wenn wir in jeder heiligen Messe unmittelbar vor dem Empfang des Leibes unseres Herrn sagen: „O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser!“ Wir wissen, daß Jesus unser Priester, unser einziger Priester ist, verglichen mit dem wir irdischen Priester nur Werkzeuge sind. Wir wissen, daß er unser Opfer ist, unser einziges Opfer, und daß wir dieses Opfer in der heiligen Messe darbringen in einer wunderbaren, geheimnisvollen Weise, die wir Repräsentation nennen, und daß wir die Opfergabe von ihm empfangen.

Wir wissen, daß er es ist, der als Hoherpriester und Opfergabe die Sünden hinweggenommen hat. Und wenn wir jetzt in dieser heiligen Messe wieder sagen werden: „O du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt,“ dann wissen wir, daß er der Bischof und Hohepriester unserer Seelen ist, und daß wir durch seine Striemen geheilt sind.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (4)

(Über Jesus als den Versöhner der Menschheit mit Gott)

23.01.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir Jesus als den Mittler uns vor Augen geführt. Er steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen, weil er eine göttliche und eine menschliche Natur sein eigen nennt. Und er vermittelt zwischen Gott und den Menschen. Er vermittelt den Frieden und die Versöhnung. Diesen Mittlerdienst leistet er an erster Stelle als Priester. Christus war Priester nach der Ordnung des Melchisedech, das heißt nicht im natürlichen Geschlechterzusammenhang mit Aaron und dem Stamme Levi, sondern berufen, herausgerufen von Gott, ähnlich wie es der Hohepriester Melchisedech war. Er ist nicht erst Priester geworden - wie schon behauptet wurde - bei der Taufe im Jordan, als die Himmelsstimme ertönte. Er ist Priester geworden durch seine Menschwerdung. Seit seiner Menschwerdung ist er Priester, und er hat sein ganzes Leben als ein priesterliches Leben verbracht.

Freilich gibt es in diesem Priesterleben eine Aufgipfelung, und das ist das Kreuzesopfer. Der Kreuzestod Christi war ein Opfer, und darüber wollen wir heute nachdenken. Wenn man den Kreuzestod Christi als Opfertod verstehen will, darf man nicht so vorgehen, daß man in der Religionsgeschichte bei den Juden und bei den außerjüdischen Völkern nach Opfern sucht, deren Merkmale zusammensetzt und sie dann im Kreuzestode Christi wiederfinden will. Nein, nicht die religionsgeschichtlichen Opfer sind das Maß des Opfers Christi, sondern das Opfer Christi ist das Maß der religionsgeschichtlichen Opfer. Die in der Religionsgeschichte festgestellten Opfer können eine schwache, unbestimmte Vorstellung vom Opfer geben. Aber die Erfüllung aller Opfer, das ist der Kreuzestod Christi, das ist das Kreuzesopfer. Und dieses Opfer steht in einem unermesslichen Abstand von allen anderen Opfern, weil es nur einmal ein Opfer des eingeborenen Sohnes Gottes gab.

Wenn man das Kreuzesopfer Christi verstehen will, dann muß man davon ausgehen, daß sein Tod am Kreuze eine Tat des Gehorsams und der Liebe war. Christus hat sich hingegeben aus Gehorsam gegen den Willen des Vaters und aus Liebe zu dem Vater und zu den Menschen. Sein Kreuzestod war eine Tat vorbehaltloser Hingabe. In seinem Tod wurde der Ungehorsam und die Selbstherrlichkeit der Menschen aufgearbeitet, gesühnt und überwunden, eben durch seine grenzenlose Opferhingabe in diesem furchtbaren Geschehen.

Auch die alttestamentlichen Opfer waren nach Gottes Willen eine Gehorsamstat. Die eigentliche Glaubenstat, die bei den Opfern im Alten Testament geleistet werden sollte, war die Anerkennung Gottes als des Herrn durch die Hingabe von wertvollen Gegenständen. Indem die Menschen das, was ihnen viel bedeutete, in den Tempel brachten und dort darbrachten, erkannten sie Gott als den Herrn an, bekannten sie seine Oberherrlichkeit und zeigten sie durch diese Opferhingabe, wieviel wert ihnen diese Anerkennung sei. Die äußeren Opfer waren nur so viel wert wie die innere Gesinnung. Wer mit schlechter Gesinnung sein Opfer brachte, dessen Opfer war nichts wert. Wer aber in guter Gesinnung, nämlich in der Haltung der Hingabe, seine Taube oder sein Lamm opferte, dessen Opfer war Gott wohlgefällig.

Die Opfer des Alten Bundes waren nämlich ein Sinnbild. Sie waren ein Sinnbild für die Opferhingabe des Menschen. Die irdischen Opfer, Getreide, Öl, Tiere, vertraten den Menschen. Sie hatten die Aufgabe der Stellvertretung. Sie wollten sagen: So, wie dieses Opfer jetzt auf dem Altare liegt, liege ich

vor dir, o Gott. So gebe ich mich hin, so ganz ohne Rückhalt und so ganz ohne Vorbehalt opfere ich mich dir auf, wie dieses Opfer, das jetzt vor dich gebracht und dir aufgeopfert wird.

Diese Opfer erfuhren eine Verwandlung. Sie erlebten einen Durchgang, einen Hinübergang zu Gott. Sie wurden aus einer kümmerlichen, armseligen Daseinsform verwandelt. Auch wenn sie ausgegossen oder verbrannt, also vernichtet wurden, war das eine Verwandlung, die in der Absicht des Opfernden zur Verherrlichung Gottes dienen sollte. Und ähnlich wie die Opfer verwandelt wurden, sollte der Mensch verwandelt werden. Er konnte nämlich jetzt Anteil gewinnen an der Herrlichkeit und Heiligkeit Gottes. Er war jetzt in der Überzeugung der Opfernden entsühnt, und das bedeutete Freiheit von der Sünde und Eingehen in die Heiligkeit und Herrlichkeit Gottes.

Von den alttestamentlichen Opfern ist das Opfer des Neuen Bundes wesentlich unterschieden. Denn Christus bringt nicht eine außerhalb seiner liegende Gabe dar. Er bringt sich selbst in leibhaftiger Wirklichkeit zum Opfer dar. Seine Opfergabe ist nicht ein Gegenstand des menschlichen Bedarfes. Seine Opfergabe ist er selbst. In vorbehaltloser Hingabe hat er sich dem Vater am Kreuze dargebracht, und zwar aus Liebe und Gehorsam. Das sind die beiden entscheidenden Haltungen, die in der Seele Jesu gelebt haben: *Liebe* und *Gehorsam*. „Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben,“ schreibt der Apostel Paulus im Galaterbrief. Und im Römerbrief ist immer wieder die Rede von der Liebe, die dieses Opfer hervorgebracht hat. „Denn Christus ist, da wir noch schwach waren, zur rechten Zeit für Gottlose gestorben. Es stirbt nämlich kaum jemand für einen Gerechten. Für den Wohltäter dürfte vielleicht jemand den Mut haben, zu sterben. Gott aber erweist seine Liebe zu uns dadurch, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.“ Und an einer anderen Stelle: „Christus, er ist es, der gestorben, aber auch wiedererstanden ist, der zur Rechten Gottes ist, der auch Fürsprache einlegt für uns. Wer also wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? Es steht ja geschrieben: 'Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag, werden wir geachtet wie Schlachtschafe, aber in all dem überwinden wir durch ihn, der uns geliebt hat.' Denn ich bin gewiß: Weder Tod noch Leben noch Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe noch ein anderes Geschöpf vermag uns zu trennen von der Liebe Gottes, welche ist in Christus Jesus, unserem Herrn.“

Vom Gehorsam ist an ebenso vielen Stellen die Rede, ebenfalls im Römerbrief, wenn es da heißt: „Wie also durch des einen Sünde auf alle Menschen Verdammnis kam, so kommt auch durch des einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung zu liegen. Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen (das ist natürlich Adam) die vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechtigkeit gemacht.“ Im Hebräerbrief wird dieser Gehorsam noch einmal eigens ausgesprochen: „In den Tagen seines Fleisches hat er Bitten und Flehrufe mit lautem Geschrei und unter Tränen zu dem emporgesandt, der ihn vom Tode erretten konnte, und hat dank seiner Gottesfurcht Erhörung gefunden. Obwohl Sohn Gottes, hat er doch den Gehorsam gelernt aus dem, was er gelitten.“

Aus diesen Texten sehen wir, daß Gehorsam und Liebe die entscheidenden Haltungen waren, die das Opfer am Kreuze geprägt haben. „Er, der reich war, ist um unseretwillen arm geworden. Er ward gehorsam bis zum Tode am Kreuze.“ Er hat uns geliebt und sich für uns hingegeben. Er hat seine Braut, die Kirche, aus Liebe am Kreuze durch sein kostbares Blut erworben. So viele Zeugnisse von der Liebesflamme und von dem Gehorsamsmut, die am Kreuze das Opfer vollzogen haben.

Wenn man also den Wert des Kreuzesopfers Christi und seine Qualität als Opfer begreifen will, dann darf man nicht so sehr auf die körperlichen Qualen schauen. Es ist durchaus möglich und wahrscheinlich, daß es Menschen gibt, die mehr und länger gelitten haben als Jesus. Aber auf die Quantität der körperlichen Schmerzertragung kommt es nicht an, sondern es kommt auf die Liebesflamme an, mit der dieses Opfer geleistet wurde, und da ist Christus von niemandem übertroffen worden. Er konnte auch dank seines göttlich-menschlichen Wesens in einer ganz anderen Weise das Leiden auf sich nehmen. Er konnte das Leiden viel tiefer ausschöpfen, als es ein Mensch überhaupt kann. Außerdem war er eben der Sohn Gottes, und noch niemals ist ein zweites Opfer von dieser Hoheit und Dignität dargebracht worden wie am Kreuze Jesu Christi. Da sehen wir also den inneren Sinn des

Kreuzesopfers. Er war eine Tat des Gehorsams und der Liebe, des Gehorsams gegen den Vater und der Liebe zum Vater und der Liebe zu den Menschen.

Die Liebe Christi hat die Liebe des Vaters in sich hineingenommen. Denn der Vater hat ja ebenfalls seine Liebe bewiesen, indem er seinen Sohn zum Opfer hingab. Es war die Opfertat Christi eine Liebestat auch des Vaters. Der Vater hat seinen Sohn hingegeben, nicht damit er die Welt richte, sondern damit er die Welt rette. Gott hat seine Liebe und Gerechtigkeit im Opfertode Jesu geoffenbart. Jetzt ist Gottes Liebe und Gottes Gerechtigkeit anschaulich, sichtbar, greifbar geworden auf Erden.

Es gibt Leute, die fragen manchmal: Ja, mußte denn Christus so viel leiden? Mußte er diesen Tod sterben? War das denn notwendig? Nach Gottes Absicht offensichtlich! Es sollte durch den Opfertod seines Sohnes geoffenbart werden

1. das Grauen der Sünde, und
2. die Liebe Gottes.

In dem schrecklichen Geschehen von Golgotha ist unübersehbar, wie furchtbar die Sünde ist. Die Menschen neigen dazu, die Sünde zu verharmlosen. Sie entschuldigen sie. Sie versuchen, sie durch psychologische Mätzchen zu erklären. Sie reden sich heraus. Dagegen erhebt der Opfertod Christi Einspruch. Die Sünde ist etwas Furchtbares, und jede Verharmlosung und jede Herabminderung ihres Schreckens scheitert am Kreuzestode, am Opfertode Christi. Da sieht man, welches Leiden Gott, Gottes Gerechtigkeit, Gottes Heiligkeit für würdig hielt, um dem Zorne Gottes Einhalt zu gebieten.

Gleichzeitig sieht man die Liebe des Vaters, der seines einzigen Sohnes nicht schonte, sondern ihn für uns alle dahingegeben hat. Die Liebestat des Vaters war grundlos. Sie war nicht die Antwort auf die menschlichen Qualitäten, sondern eine aus dem Abgrund der Liebe Gottes hervorgehende Handlung, keine Antwort auf irgendwelche Leistungen des Menschen. Nachdem sie einmal geschehen ist, nachdem diese Tat die Menschen mit Gott versöhnt hat, findet Gott freilich in den Menschen einen Grund, sie zu lieben, nämlich die Liebe seines eigenen Sohnes, den Heiligen Geist, den er in die Herzen der Gerechtfertigten entsandt hat. Jetzt, da wir mit ihm versöhnt sind, hat Gott einen Grund, uns zu lieben. Und deswegen kann Paulus im Zweiten Korintherbrief schreiben: „Wer somit in Christus ist, ist ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen. Siehe, Neues ist geworden! Das alles kommt von Gott. Er hat uns mit sich versöhnt durch Christus, und uns das Amt der Versöhnung übertragen. Denn Gott ist es, der in Christus die Welt mit sich versöhnt, den Menschen ihre Sünden nicht anrechnet und uns die Verkündigung der Versöhnung auferlegt hat. Er hat den, der von Sünde nichts wußte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gottes Gerechtigkeit nachstellen.“ Und ähnlich im Kolosserbrief: „Es hat Gott gefallen, die ganze Fülle in ihm wohnen zu lassen, und durch ihn alles mit sich zu versöhnen, indem er Frieden stiftete durch das Blut seines Kreuzes. Alles, was auf Erden und im Himmel ist, auch euch, die ihr ehemals entfremdet und voll feindseliger Gesinnung wart durch eure bösen Werke, auch euch hat er jetzt versöhnt durch den Tod in seinem fleischlichen Leibe, um euch heilig, untadelhaft und unsträflich vor ihm darzustellen.“

Die Texte des heiligen Paulus heben mehr als einmal hervor, daß dieser Opfertod erfolgt ist, als die Menschen Feinde waren. Sünder sind eben Feinde Gottes. Das macht die Größe seiner Liebe aus, daß er für Feinde gestorben ist. Für einen nahestehenden Menschen, meint er, kommt es schon einmal vor, daß einer stirbt, aber für seinen Feind zu sterben, das ist der Gipfel der Liebe. Über diese Liebe hinaus, über die geopfert Feindesliebe hinaus, gibt es keine Liebe.

So hat also Gott durch seinen Christus, den Priester Jesus Christus, die Menschheit mit sich versöhnt. So hat Christus, der Mensch Jesus Christus, durch seinen Priesterdienst am Kreuze dem Vater Genugtuung geleistet, die Menschheit ihm wieder zugeführt. Die Liebesflamme, die in seinem Herzen aufgelodert ist, die Liebestat war es, die diese wunderbare Versöhnung mit Gott herbeigeführt hat.

Wenn wir also in dieser heiligen Messe das Kreuzesopfer Christi in unblutiger Gestalt erneuern, wenn wir eingehen in dieses Opfer durch Gesinnung und Empfang der Opfergabe, die Jesus Christus selbst ist, dann wissen wir, daß hier unser Priester, unser Hoherpriester Jesus Christus sein einzigartiges Geschehen von Golgotha erneuert, daß wir aus den Wunden des Heilandes das Heil schöpfen und daß wir dankbar sprechen können: „Wir danken dir, Herr Jesus Christ, daß du für uns gestorben bist. Ach, laß dein Blut und deine Pein an uns doch nicht verloren sein!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (5)

(Über den Kreuzestod Jesu aus der Sicht Gottes)

30.01.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir haben uns vorgenommen, Jesus Christus zu erkennen. Denn in der christlichen Religion hängt alles an Jesus Christus. Wer die rechte Vorstellung von unserem Herrn und Heiland hat, dem fällt es nicht mehr schwer, die Geheimnisse unserer Religion zu glauben. Wer aber nicht überzeugt ist von der Wirklichkeit, der gottmenschlichen Wirklichkeit unseres Herrn, dem lassen sich auch die anderen Heilsgeheimnisse nicht verdeutlichen.

Jesus Christus hatten wir vorgestellt als den Mittler. Er steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen; nicht als ein Hindernis, sondern als eine Brücke. Sein Mittlertum hat er als Priester bewährt. Christus ist der Priester, der einzige Priester des Neuen Bundes. Sein Priestertum hat er das ganze Leben über ausgewirkt, aber es gipfelte im Kreuzestod. Der Kreuzestod muß deswegen heute noch einmal der Gegenstand unserer Überlegungen sein; denn er ist das Lebensopfer unseres Hohenpriesters Jesus Christus. Wir können den Kreuzestod von Gott her, dem Vater, und von Christus her, dem Sohn, betrachten. Das wollen wir tun. Wir wollen ihn zuerst vom himmlischen Vater aus ansehen und dann vom himmlischen Sohne aus.

Gott hat die Menschheit von der Sünde erretten wollen. Er hat deswegen zugelassen, daß der Fluch der Sünde sich auswirkte an seinem Sohne. Die ganze Abgründigkeit der Sünde hat sich gezeigt im Sterben Christi. Wenn man wissen will, was die Sünde ist, muß man auf den gekreuzigten Jesus schauen. Da enthüllt sich ihre Bosheit, der furchtbare Gegensatz, ja der absolute Widerspruch zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Menschen. Wenn die Heiligkeit Gottes über den sündigen Menschen kommt, dann kann er nicht leben, dann muß er sterben. Das ist die Botschaft des geopferten Jesus Christus, das ist die Botschaft seines Kreuzes. Am Kreuze hat Gott die Sünde bloßgestellt. Alle Leiden vor Christus waren auch schon Gerichte über die Sünde, aber in der Zeit vor Christus hat Gott gleichsam an sich gehalten, er hat die Sünden nicht mit der vollen Mächtigkeit seiner Heiligkeit an den Menschen gestraft. Die Strafgerichte vor Christus hatten vorläuferische Bedeutung. Erst in Christus ist die Heiligkeit Gottes mit ebenbürtiger Mächtigkeit über die Sünde gekommen. An dem unschuldigen Jesus, der die Sünden an seinem Leibe auf das Kreuz trug, hat Gott seine Heiligkeit vor aller Welt enthüllt. Er hat sie im Kosmos, gegenwärtiggesetzt, und in der Gegenwärtigsetzung seiner Heiligkeit hat er seine Herrschaft aufgerichtet. Der gekreuzigte Christus ist der Vollmachtsträger des Vaters im Himmel zur Aufrichtung der Gottesherrschaft. Das Kreuz Christi ist der Sieg Gottes über die Sünde, ist die Aufrichtung der Königsherrschaft Gottes. Die Heiligkeit Gottes wurde im Strafgericht am Kreuze den Menschen vor Augen geführt; aber es war auch ein Gericht der Liebe, und es war auch ein Gericht der Gnade.

Es war ein Gericht der Liebe aus zwei Gründen. Einmal, weil dieses furchtbare Strafgericht nur an einem vollzogen wurde, am eingeborenen Sohne Gottes; und zum anderen, weil dieses Strafgericht der Durchgang war zur Auferstehung, zur Verklärung, zur Erhöhung für Christus und zur Teilnahme der Menschen an seiner unvergänglichen Existenzweise. Der Zusammenbruch am Kreuze war gleichzeitig der Aufgang in die Herrlichkeit Gottes. Und die Menschen, die sich zu Jesus im Glauben und im Sakrament bekennen, dürfen Anteil gewinnen an seiner Herrlichkeit. Die Auferstehung war die Ant-

wort auf den Gehorsam des Sohnes am Kreuze. Durch das Kreuz hat Gott den Menschen Gnade erwiesen, so daß sie aus den Wunden Jesu das Heil schöpfen können.

Der Mensch hatte sich durch seine Sünde gleichsam selbst zum Tode verurteilt. Das wissen wir schon aus dem Alten Bunde, daß der Mensch der Zerstörer seiner eigenen herrlichen Existenzform geworden ist. Aber die letzte Aufgipfelung dieses Todesurteils erleben wir erst im Kreuze Christi. Da enthüllt Gott den Menschen, was sie sind, nämlich Empörer gegen Gott, Vernichter ihrer Freude und ihres Glückes. Im Kreuze Christi gibt Gott gleichsam die authentische Interpretation dafür, wer der Mensch ist, ein Abtrünniger und deswegen ein Todgeweihter.

Die Schrecken dieser Wahrheit werden vermehrt durch die weitere Tatsache, daß es Menschen waren, sündige Menschen, die den Tod Jesu bewirkt haben. Der menschengewordene Gottessohn wurde von *Menschen* ans Kreuz gebracht, und das hat eine tiefe Bedeutung. Man sieht daraus, wie abgründig die Sünde ist, nämlich so, daß der Mensch darauf aus ist, Gott zu morden. Was er grundsätzlich in jeder Sünde will, nämlich den Wissener seiner bösen Taten umbringen, das zeigt sich am Kreuze Christi. Da sieht man, was der Mensch eigentlich in seiner Sünde beabsichtigt: Er will den, der sein Herr ist und dem er sich nicht unterwerfen mag, umbringen! Der Tod Christi enthüllt den Menschen in seiner ganzen Schlechtigkeit und Verworfenheit, in seinem Haß gegen Gott, der sich in der Sünde kundtut.

Die Bloßstellung des Menschen in dem Kreuzestode Christi hat aber gleichzeitig auch die Wende gebracht, und zwar in ontologischer und in psychologischer Hinsicht. In ontologischer Hinsicht ist die Wende daran zu erkennen, daß jetzt die Heiligkeit Gottes in der Welt sichtbar und wirksam ist. Wer sich an Christus anschließt, der kann an dieser Heiligkeit Anteil gewinnen, der kann aber auch an der Lebendigkeit, die in dem auferstandenen Christus ist, Anteil gewinnen. Und psychologisch ist die Wende dadurch erzielt worden, daß der Mensch jetzt an dem Grauen des Todes Christi, an der Furchtbarkeit dieses Sterbens die Schrecken der Sünde, die Tragweite der Sünde erkennen kann. Der Tod Christi, der Opfertod Christi ist eine ständige Mahnung an den Menschen, eingedenk zu sein seiner Verantwortung, eingedenk zu sein der Tat, die Christus um Gottes willen und die Gott um unseretwillen gewirkt hat. Das ist also die Sicht des Opfertodes Christi von Gott her. In dem Opfertod Christi hat Gott seine Heiligkeit unübersehbar und anschaulich dargestellt. Er hat die Abgründigkeit der Sünde enthüllt, er hat den Menschen als einen Todgeweihten, als einen, der sich selbst dem Tode überantwortet hat, bloßgestellt.

Die andere Sicht ist von Christus her. Christus hat sich der Weisung des Vaters unterworfen. Er hat die Verfügung des Vaters in sich hineingenommen und ist gehorsam geworden bis zum Tode am Kreuze. Er hat sich binden lassen vom Vater. Als er am Kreuze angenagelt wurde und jede Bewegungsmöglichkeit verlor, da hat er den Vater Herr sein lassen, da hat er sich in vorbehaltlosem Gehorsam dem Vater unterworfen, und durch diesen vorbehaltlosen Gehorsam hat er die überspitzte Autonomie der Menschen wettgemacht. Als er am Kreuze bewegungslos war durch die Nägel, die in seine Hände und Füße gedrunken waren, da hat er den Vater im Himmel Herr sein lassen, da hat er die Herrschaft Gottes aufgerichtet. Da ist er im vollen und letzten Sinn der Gottesknecht geworden, das gefügige Werkzeug in der Hand Gottes zur Aufrichtung seiner königlichen Herrschaft. Und weil er den Willen des Vaters in den seinigen aufnahm, hat er den Segen dieses Gehorsams erfahren dürfen in der ewigen Gemeinschaft mit Gott. Sein Gehorsam führte zwar zum Untergang der vergänglichen Existenzweise, aber er brachte gleichzeitig den Aufgang der unvergänglichen Daseinsweise.

Im Geschehen der Auferstehung und der Himmelfahrt hat Gott die Tat des Gehorsams seines Sohnes beantwortet. Für das Leiden, das er aus Gehorsam auf sich genommen hat, durfte er die Herrlichkeit schauen. Gott hat ihn emporgerissen aus dem Tode in die immerwährende Seinsweise des Himmels. Da sieht man, wie fruchtbar der Tod Jesu war. Er weilt jetzt im Himmel als der Verklärte und Auferstandene. Im Himmel ist er als unser Hoherpriester nach wie vor tätig. Er steht vor dem Vater und stellt ihm sein Opferleiden vor als Bürge unseres Heiles. Er zeigt dem Vater gleichsam - bildlich gesprochen - seine Wunden und fleht ihn um Erbarmen für die Sünder an.

Christus ist Hoherpriester auch in seiner himmlischen Existenzform. Und weil es kein Priestertum ohne Opfer gibt, müssen wir auch von seinem ewigen Opfer sprechen. Er ist ewiger Hoherpriester, aber ewig ist auch sein Opfer. Er hat sein Opfer hineingenommen in die Herrlichkeit des Vaters. Sein Leben in der Verklärung ist ein Leben als der geopfert Gekreuzigte und Verklärte.

Das ist also die Sicht des Opfertodes Christi von Jesus her gesehen. Wenn Jesus der einzige und ewige Hohepriester des Neuen Bundes ist, dann ist jedes wahre Priestertum von ihm abhängig, dann gibt es kein echtes Priestertum ohne den Anschluß an ihn. Aber auch umgekehrt: Wer immer mit Jesus in Verbindung tritt, der gewinnt auch Anteil an seinem Priestertum. Es ist also keine Übertreibung zu sagen: Alle Getauften sind in einem wirklichen Sinne teilhaftig des Priestertums Christi. Es gibt ein allgemeines Priestertum aller Getauften. Dieses allgemeine Priestertum wird in zweifacher Weise ausgeübt. Die erste Weise ist die Teilnahme am Kreuzesopfer Christi, das in der heiligen Messe vergegenwärtigt wird. Wenn Sie, meine lieben Freunde, in dieser heiligen Messe mit Herz und Verstand, mit Hingabe und Aufopferung sich beteiligen, dann üben Sie Ihr Priestertum aus. Es ist das eine wirkliche, eine reale Ausübung des allgemeinen Priestertums.

Die zweite Weise, dieses Priestertum auszuüben, ist die Hingabe an Gott in den Kreuzen des Alltags. Wer immer die Leiden und Plagen, die jeder Tag mit sich bringt, in der Gemeinschaft mit dem geopfertem Christus auf sich nimmt, der übt priesterliches Tun. Seine Leiden und seine Mühen, die er in der Verbindung mit Christus dem Vater entgegenhält, sind sein geistlicher Gottesdienst.

Daneben gibt es das besondere Priestertum. Auch dieses ist natürlich Teilnahme am Priestertum Christi, und zwar in einer gesteigerten Weise, ja in einer vom allgemeinen Priestertum der Art nach verschiedenen Weise. In dem besonderen Priestertum setzt nämlich Christus sein priesterliches Wirken durch spezifisch geprägte menschliche Werkzeuge fort. Er ist ja in seiner Kirche lebendig gegenwärtig, aber er ist unsichtbar gegenwärtig, und er bedarf deswegen des sichtbaren Priestertums. Und die sichtbaren Priester vollziehen in seinem Namen und in seiner Kraft das Priestertum Christi. Sie stehen also dem Priestertum Christi nicht im Wege, sondern sie dienen seinem Vollzug. Sie sorgen dafür, daß das Priestertum Christi wirksam wird. Aber man muß daran festhalten: Das besondere Priestertum ist immer nur ein relatives, ein rückbezügliches, nämlich ein auf Christus bezogenes Priestertum, kein selbständiges, denn es gibt nur ein einziges absolutes Priestertum im Neuen Bund, das ist das Priestertum Christi. Und indem die von Christus abhängigen geweihten Getauften den Priesterdienst vollziehen, leihen sie gleichsam Christus einen Mund und leihen sie Christus ihre Hände.

Wenn wir also das Kreuzbild sehen, meine lieben Freunde, dann wissen wir, daß das Kreuzbild das sichtbare Symbol unseres Opferpriesters Jesus Christus ist. Wir wissen, daß der, der da hängt, Hohepriester des Neuen Bundes, Opferer, aber auch Opfergabe ist. „Seht das Lamm Gottes, das hinwegträgt die Sünden der Welt!“ Wir wissen, daß dieses Opfer geschehen ist aus der milden und gnädigen Gesinnung des Vaters, der dadurch die Menschheit retten wollte. Nicht, als ob die Menschen durch das Opfer Gott milde und gnädig stimmen wollten, sondern der milde und gnädige Gott hat dieses Opfer hingehen lassen, hat dieses Opfer darbringen lassen, um die Menschheit von der Sünde zu befreien.

Wenn wir also dieses Kreuzesbild sehen, dann wissen wir, es ist das Bild unseres Erlösers. Es ist das Bild, das wir anschauen, das wir lieben, das wir endlos küssen können. Es ist das Bild, das in unser Herz gegraben ist, das uns leuchten muß im Leben und das unser Trost sein muß im Sterben, das Bild unseres gekreuzigten Priesters Jesus Christus.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (6)

(Über Jesu Tod als Sieg über Sünde, Tod und Teufel)

06.02.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn wir in *einem* Wort zusammenfassen wollen, was Jesus Christus für uns ist, dann können wir sagen: Er ist der Mittler. Er steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen. Er bringt die Gnade Gottes zu den Menschen und trägt die Schuld der Menschen hinweg. Deswegen ist er unser Priester, unser Hoherpriester, wie wir an den vergangenen Sonntagen gesehen haben. Aber das Priestertum erschöpft nicht sein Mittlertum. Es ist von einer derartigen Fülle, daß wir es auch in anderer Weise beschreiben müssen.

Das soll heute geschehen, wenn wir das Mittlertum Christi schildern als den Sieg über Sünde, Tod und Teufel, positiv ausgedrückt als die Aufrichtung der Gottesherrschaft. Denn wenn Gottes Herrschaft aufgerichtet wird, dann müssen Sünde, Tod und Teufel eine unwiderrufliche Niederlage hinnehmen.

Christus ist gekommen, um die Königsherrschaft Gottes aufzurichten. Das war die Erwartung aller Generationen des Alten Bundes. Das war die Ankündigung Johannes des Täuflers, der vom Gericht und vom Vollstrecker des Gerichtes sprach. In den Juden zur Zeit Jesu lebte die Erwartung des Reiches Gottes, wenn auch teilweise oder überwiegend in einer pervertierten Form. Die Juden wußten, daß eine Zeit kommen würde, in der Gott Herr sein wird in einer unübersehbaren Weise. Sie dachten sich das Reich Gottes als die Erfüllung des Willens Gottes, gleichzeitig aber auch als Befreiung von dem römischen Joch. Ihre Hoffnung auf das Reich Gottes war also gemischt. Sie war teilweise auf die Befreiung von der Sünde gerichtet, teilweise auf die Rettung von der fremden Besatzung.

Die Besten unter der Bevölkerung, die Stillen im Lande, die besonders Religiösen erwarteten ein transzendentes und universales Königtum Gottes. Transzendent, d.h. ein jenseitiges, nicht ein diesseitiges; universal, d.h. ein auf alle Völker gerichtetes, nicht nur ein national verengtes Königtum. Freilich in der breiten Masse und auch bei den Führern des Volkes war vorherrschend die Erwartung, daß das politische Königtum aufgerichtet werde, daß die Davidsherrschaft erneuert werde, daß der römische Okkupant aus dem Lande getrieben werde. Und jetzt kam Jesus, um das Reich Gottes aufzurichten. Er kam, um es aufzurichten in seiner wahren Gestalt, nämlich als geistliche Wirklichkeit, aber diese Gestalt war den herrschenden Kreisen in Israel nicht willkommen. Sie meinten, daß er seinem Volke das Beste nähme, wenn er das politische Königtum beiseitesetzte. Jesus war der Bringer des Königtums Gottes in seiner eigenen Person. Er war nicht nur der Kündler, nicht nur der Herold des Königtums, er hat es nicht nur ausgerufen, sondern er hat es herbeigeführt. Denn er ist der messianische Menschensohn, den der Prophet Daniel angekündigt hatte. Ihm ist Herrschaft und Herrlichkeit, Macht und Gewalt eigen. Er ist auch der Davidssohn, denn der Messias Gottes mußte ein Nachkomme Davids sein. Er ist ein König. Als er Befehl gibt, das messianische Reittier zu beschaffen vor dem Einzug in Jerusalem, da sagen die Abgesandten: „Der *Kyrios*, der Herr, bedarf seiner.“ Wie ein König verfügt er über das Eigentum seiner Untertanen. Und vor Pilatus, dem Vertreter der Besatzungsmacht, bekennt er sein Königtum offen: „Ja, ich bin ein König!“ Auch die Jünger haben an seinem Königtum festgehalten. Freilich mußten sie sich langsam und mühsam durcharbeiten durch die national-politische Erwartung, wie sie die Masse des Volkes hegte. Sie hofften auf die ersten Plätze im Reiche dieses Königs, und Jesus hatte die größte Mühe, sie zu der transzendenten und universalen

Auffassung seines Königtums zu bekehren. Denn das Königtum, das Jesus bringt, ist ein Reich der Wahrheit und der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens. Es hat mit keinem irdischen Königtum etwas zu tun, es tritt nicht in Konkurrenz zu einem irdischen Königtum. Herodes braucht sich nicht zu fürchten, denn sein Königtum ist nicht in Gefahr durch das Königtum Jesu. Er richtet das Reich Gottes, das Reich der Wahrheit, das Reich der Liebe, die Herrschaft der Gerechtigkeit, die Herrschaft des Friedens auf.

Dieses Königtum ist entgegengesetzt der Sünde. Denn die Sünde ist all dem, was Christus bringt, feindlich, der Liebe und der Gerechtigkeit, dem Frieden und der Wahrheit. Die Sünde hat den Tod im Gefolge, und für beides ist verantwortlich der Teufel. Er ist der Vater von Sünde und Tod. Und wenn Christus jetzt das Königtum der Wahrheit und der Liebe aufrichtet, muß er unweigerlich zusammenstoßen mit dem Herrscher über Sünde und Tod. So war sein ganzes Leben ein Kampf gegen diesen Weltherrscher, gegen diesen Gewaltherrscher, gegen den, der die Sünde und den Tod in die Welt gebracht hat und kraft ihrer über die Menschen herrscht.

In seinem ganzen Leben hat Christus diesen Kampf geführt. An die Stelle des Todes setzt er das Leben, an die Stelle der Lüge die Wahrheit, an die Stelle des Hasses die Liebe, an die Stelle der Sünde die Heiligkeit, an die Stelle des Teufels Gott. Er hat die Sünde ernstgenommen. Er macht es nicht so, wie heutige Theologen, die die Sünde verharmlosen. Er hat die Sünde ernstgenommen, und er hat den Sünder ernstgenommen; er hat gezeigt, daß der Sünder ein Aufständischer ist, ein Empörer gegen Gott und damit ein Todverfallener. Aber er hat die Sünde überwunden auf zweifache Weise. Er hat einmal einzelnen Menschen die Sünden vergeben. Er hat die Sünden so vernichtet, daß sie nicht mehr da sind. Selbstverständlich hat er die geschichtliche Tatsache der Sünden nicht ungeschehen gemacht, aber er hat ihre Schuldhaftigkeit aufgehoben. Die Schuld der Sünde ist in den Abgrund des Erbarmens Gottes geworfen und damit zerstört. Er hat weiter Gemeinschaft mit den Sündern aufgenommen. Das war nicht nur ein harmloses Speisen und ein gemütliches Schmausen, nein, nein, wenn Christus Gemeinschaft mit den Sündern aufnimmt, wenn er mit den Zöllnern und Sündern zu Tische liegt, dann zieht er sie in seine Gemeinschaft hinein, und wer in der Gemeinschaft mit ihm ist, der ist in der Gemeinschaft mit Gott. Wenn also Jesus Gemeinschaft mit den Sündern hält, dann führt er sie zu Gott.

Christus hat sodann die Todesherrschaft vernichtet. Er hat in einzelnen Fällen Tote lebendig gemacht. Er hat sie ins Leben zurückgerufen, und das konnte er, weil er der von innen heraus Lebendige war, weil er keinen Anteil an der Todesherrschaft hatte. Er hat die Dämonen, die Teufel, ausgetrieben. Die Teufel ahnen es, daß ihr Ende gekommen ist, deswegen schreien und toben sie, wenn er in ihre Nähe kommt. „Wir wissen, wer du bist. Du bist der Heilige Gottes. Quäle uns nicht!“ so schreien sie. Sie sind stark, aber sie müssen vor dem Stärkeren weichen. Wenn der Stärkere kommt, dann muß der Starke seine Niederlage einräumen. In den Totenerweckungen und in den Teufelsaustreibungen blitzt die neue Zeit, die Zeit des Königtums Gottes, auf. Die Totenerweckungen und die Teufelsaustreibungen sind nicht etwa nur eine Bezeugung der göttlichen Macht Jesu, sondern sie sind auch das Wetterleuchten des neuen Aeon, der gekennzeichnet ist durch die Königsherrschaft Gottes und das Heil der Menschen.

Auch in den Krankenheilungen zeigt Christus, daß die Königsherrschaft Gottes angekommen ist; denn die Krankheit geht letztlich zurück auf den Teufel. Daß der Mensch verwundbar, verletzbar ist durch die Krankheit, das hängt mit der Sünde zusammen, und die Sünde, jede Sünde, hat irgendwie einen Bezug zum Satan. Was Christus in den Sündenvergebungen, in den Totenerweckungen, in den Teufelsaustreibungen, in den Krankenheilungen getan hat, das geschah an einzelnen. Es war der Anfang, der Einbruch der Gottesherrschaft, aber ihre Vollendung für alle empfing sie am Kreuz. Da hat Christus das Wort wahr gemacht, der Menschensohn müsse erhöht werden, um alle an sich zu ziehen.

Christus hat die Teufels- und Todes- und Sündenherrschaft nicht durch Gewalt zerschmettert, sondern er hat sie durch Liebe und Gehorsam überwunden. Wie hat er das gemacht? Indem er das menschliche, todverfallene Schicksal auf sich nahm, indem er hinabstieg bis auf den Grund dieses Schicksals, es auf sich nahm und aufarbeitete. Er hat das menschliche Geschick durchgetragen bis zum letzten Blutstropfen. Und dadurch hat er den entmächtigt, der das Verhängnis über den Menschen heraufbeschworen hatte, den Teufel.

Wir können das Heilswerk Jesu in zweifacher Hinsicht betrachten, nämlich einmal, indem er Gott Herr sein ließ, und zum anderen, indem er das Gerechtigkeitsgesetz Gottes erfüllte.

Christus ließ Gott Herr sein, indem er sich binden ließ am Kreuze. Er hat die Bestimmung Gottes, die über seinem Leben stand, in seinen Willen aufgenommen. Gott hat über dieses Leben verfügt wie über kein anderes. Alle Schritte waren von Gott geplant und vorausgeschaut, und Christus hat sich ihnen uneingeschränkt und vorbehaltlos unterworfen. Er hat Gott Herr sein lassen, indem er Gottes Willen über seinem Leben erfüllte. Er hat Gottes Herrschaft aufgerichtet, weil Gott über dieses Leben bis zur äußersten Aufnahmefähigkeit des Geschöpfes verfügte und weil Christus bis zu seiner äußersten Möglichkeit Gott Herr sein ließ. Gleichzeitig hat er die Gerechtigkeit, das Gerechtigkeitsgesetz Gottes, erfüllt. Die Sünde fordert Strafe. So war das Gesetz Gottes. Es gibt ein Gesetz der Vergeltung. Es gibt ein Gesetz der Gerechtigkeit, und wenn heute noch soviel davon geschwiegen wird: Es bleibt dieses Gesetz der Gerechtigkeit bestehen. Die Sünde verdient Strafe. Dieses Gesetz der Gerechtigkeit hat Gott auch an seinem Sohne sich auswirken lassen. Auch er mußte das Gesetz der Gerechtigkeit erfüllen. Und die Gerechtigkeit forderte es, daß der Sünder den Straftod stirbt. Nun war Christus sündenlos. Er starb den Straftod, aber nicht für sich, sondern für die gesamte Menschheit, die gleichsam in ihm gesammelt war. Indem er an sich die Verfügung der göttlichen Gerechtigkeit sich auswirken ließ, hat er die Sünde und den Tod überwunden. In seinem Tode ist deswegen die Königsherrschaft Gottes aufgerichtet worden. Um das Kreuz hallt Siegesjubiläum. Der Gekreuzigte zieht als Triumphator in die himmlische Herrlichkeit ein. Die Gewaltherrscher der alten Zeit müssen gleichsam wie in einem Triumphzug, zum Gespött der erlösten Menschheit, mitziehen und Gott verherrlichen. Und Christus hat eine Verwandlung erlebt, nämlich eine Umgestaltung vom vergänglichem zum unvergänglichen Leben. In dieser Umformung zeigt sich der Erfolg seines Gehorsams und seiner Bereitschaft, sich unter Gottes Verfügung zu beugen. Diese Verwandlung hat er als Erstgeborener erlebt. Das besagt: Er ist nur der Erstling einer großen Ernte. Alle, die zu ihm gehören und nach ihm kommen, dürfen gewiß sein, daß diese Verwandlung auch an ihnen geschehen wird. Die Kräfte, die ihn verwandelt haben, sind jetzt gegenwärtig. Es sind der Welt gewissermaßen Auferstehungskräfte eingepflanzt, und sie ergreifen jeden, der sich in Glauben und Vertrauen Christus zuwendet.

Jetzt begreifen wir, meine lieben Christen, was es um den Sieg Jesu über Sünde, Tod und Teufel ist. Ich kenne eine Christkönigskirche. In dieser Christkönigskirche war seit der Erbauung auf dem Altare ein Kreuz zu sehen. Und eines Tages kam ein neuer Pfarrer in diese Pfarrei und meinte, das Kreuz sei für eine Christkönigskirche nicht recht angemessen. Er ersetzte das Kreuz durch eine Auferstehungsfigur. Statt des Kreuzes stand jetzt über dem Hochaltar der Heiland mit erhobenen Händen, in hellem Gewande, leuchtend, wie wir uns den Auferstandenen vorstellen. Ich weiß nicht, ob dieser Pfarrer richtig gehandelt hat; denn der Gekreuzigte ist schon der König, der Sieger. Gewiß wird sein Sieg durch die Auferstehung offenkundig gemacht, aber bereits um das Kreuz rauscht Siegesjubiläum. Das Kreuz ist ein Zeichen nicht der Niederlage, sondern des Triumphes. Der Weg durch das Kreuz führt zur Auferstehung. Der Auferstandene ist gewiß der Gekreuzigte, aber auch der Gekreuzigte ist der, dem der Vater verheißt hat, die Auferstehung zu erleben.

Deswegen können wir auch schon zum Gekreuzigten sagen: „Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (7)

(Über die durch den Tod Jesu besiegten Feinde Gottes)

13.02.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Jesus Christus ist unser Mittler beim Vater. Sein ganzes Leben war der mittlerischen Tätigkeit geweiht. Aber den Gipfel erstieg diese Tätigkeit in seinem Kreuzestod. Da hat er die Feinde besiegt, die dem menschlichen Heil entgegenstehen. Wir wollen heute diese Feinde im einzelnen betrachten.

Christus hat am Kreuze erstens den Satan besiegt. Das ganze irdische Leben Jesu war gefährdet wie unser Leben. Der Satan hat versucht, ihn zu überwinden, wie er uns zu überwinden sucht. Bekannt sind die Versuchungen in der Wüste. Aber danach hat der Teufel nicht von dem Messias abgelassen, sondern in immer neuen Ansätzen versucht, ihn zu überwältigen. Diejenigen, die sich zu Dienstmännern des Satans gemacht haben, waren es, die Jesus in seiner öffentlichen Wirksamkeit unaufhörlich Schwierigkeiten bereiteten und Hemmnisse in den Weg legten. Noch als er am Kreuze hing, haben sie versucht, ihn von seinem Auftrag abzubringen, als sie riefen: „Steig herab! Dann wollen wir glauben!“ Das war die letzte Versuchung, die Satan Jesus bereitet hat.

Jesus hat alle Versuchungen überwunden. Er hat den Versucher siegreich abgewehrt, er ist ihm nicht erlegen. In Jesus hat sich die Macht des Teufels erschöpft. Im Kreuzestode hat er diesen Feind besiegt. Wodurch? Durch seine Demut und seinen Gehorsam. Indem er sich ganz dem Vater auslieferte und von ihm binden ließ, hat er die Sündenmacht, die der Teufel ja darstellt, in der Wurzel überwunden. Weil er unschuldig ans Kreuz geschlagen wurde, deswegen hat er in seinem Kreuzestod den Satan überwunden. In Jesus ist die Macht Satans erschöpft. „An mir hat er keinen Anteil,“ heißt es im Johannesevangelium. Er hat deswegen keinen Anteil an ihm, weil Jesus ihm niemals erlegen ist bis zu seinem letzten Atemzug am Kreuze. Der Satan ist besiegt durch die Unschuld und den Gehorsam Jesu bis zum Tode am Kreuze.

Freilich ist der Satan nicht vernichtet. Er ist überwunden, er ist gebunden, aber er ist nicht vertilgt. Er kann wie ein besiegtes Heer immer noch Schaden anrichten. Die deutsche Wehrmacht war seit Stalingrad besiegt, aber drei Jahre lang noch ging der Kampf weiter, und in diesen drei Jahren sind Millionen von Menschen zugrunde gegangen, sind ganze Landschaften und Städte verwüstet worden. Ähnlich-unähnlich ist es mit der Macht Satans. Er ist besiegt, aber auch als Besiegter vermag er noch gefährlich zu werden. Der endgültige Sieg über den Teufel, seine endgültige Katastrophe, seine bedingungslose Kapitulation steht noch aus. Doch der Endsieg ist Gott sicher und nicht dem Satan. Die Weltherrschaft ist Gott sicher und nicht dem Satan.

Die griechischen Kirchenväter beschreiben den Sieg Christ über den Satan manchmal mit Ausdrücken, die aus der heidnischen Mythologie entstammen. Das sind Darstellungsmittel. Es soll dadurch nicht das Geschehen am Kreuze den mythologischen Kämpfen zwischen Göttern angenähert werden. Denn da bestehen die größten Unterschiede. In der Mythologie kämpfen Götter mit Göttern, und wenn die einen Götter von den anderen besiegt sind, dann erholen sie sich wieder, und dann geht der Kampf von neuem los. Außerdem ist ihre Macht gleich, während doch Satan ein für allemal besiegt ist und die Übermacht Gottes über ihn gekommen ist.

Der zweite Feind, den Christus am Kreuze überwunden hat, ist der Tod. Schon in seinem irdischen Leben hat er da und dort Totenerweckungen vorgenommen und dadurch seine Macht über den Tod bekundet. Aber für alle Menschen ist der Tod erst überwunden worden am Kreuze Christi. Der Satan konnte ihn zwar in den Tod hineinstoßen, weil er Menschen eingab, den Gesandten Gottes umzubrin-

gen. Aber er konnte ihn nicht im Tode festhalten. Er vermochte ihn deswegen nicht im Tode zu halten, weil Jesus als ein Schuldloser starb und weil er das Leben selbst in sich trug. Er starb den Straftod für andere, nicht für sich, und deswegen hat sich in seinem Sterben auch der Tod erschöpft. Die Gräber, die sich beim Tode Jesu öffneten, die Toten, die auferstanden, die Sonne, die sich verfinsterte, die Felsen, die zerbarsten, alle diese Naturerscheinungen sind äußerer Ausdruck des Sieges Jesu über den Tod, den er am Kreuze errungen hat. Da hat er den Tod für alle Menschen abgetan, da hat er das neue Leben durch seine Auferstehung hervorgebracht. Der Tod ist am Kreuze Jesu und durch das Kreuz Jesu besiegt worden.

Der dritte Gegner, der durch das Kreuz überwunden wurde, ist das Leid. Tod und Leid haben eine gemeinsame Wurzel, und das ist die Sünde. Hinter der Sünde steht der Satan. Infolgedessen sind Tod und Leid letztlich auf diesen Verführer zurückzuführen. Das Leid ist der Vorläufer des Todes, und weil Jesus gekommen ist, um die Bollwerke des Teufels zu zerstören, hat er auch das Leid zu überwinden unternommen. Er hat Kranke, viele Kranke geheilt. Eine Kraft ging von ihm aus und heilte alle. „Wenn ich nur den Saum seines Gewandes berühre,“ sagte die blutflüssige Frau, „dann werde ich geheilt werden.“ Und sie wurde geheilt. Aber die Überwindung des Leids in seinem irdischen Leben war nur bei vielen einzelnen geschehen. Endgültig wurde das Leid überwunden durch seinen Tod. Durch seinen heilbringenden Tod hat er das Leid deswegen entmächtigt, weil er den besiegt hat, von dem das Leid als seiner unseligen Quelle herkommt, den Satan.

Nun kann freilich jemand sagen: Aber Tod und Leid sind doch trotz des Todes Jesu, trotz seines heilbringenden Todes, trotz seiner Auferstehung, trotz seiner heilbringenden Auferstehung immer noch am Werk! Es ist doch auch diese Welt, in der wir leben, nach Christus und mit Christus und in Christus, noch von Tod und Leid geprägt, ja erfüllt! Die Überwindung von Tod und Leid durch Christus besagt nicht, daß Tod und Leid von der Erde weggenommen worden sind, sondern sie besagt, daß sie verwandelt worden sind. Sie haben einen neuen Sinn bekommen. Sie besitzen keine Nichtigkeitskraft mehr, sondern schöpferische Gewalt. Sie sind der Weg, auf dem der Mensch in die Herrlichkeit Gottes eingeht. Wir müssen uns vorstellen, daß die Erlösung zuerst in Jesus gleichsam wie in einem Behältnis war. Er hat das Leid und den Tod zunächst für sich selbst überwunden. Aber er ist das Haupt der Schöpfung, und deswegen ist in ihm das Leid und der Tod grundsätzlich überwunden, und für jeden ist diese Überwindung erreichbar. Er muß nur zu Jesus kommen, er muß sich nur mit Jesus vereinigen, er muß sich nur in Jesus hineinnehmen lassen. Und das geschieht im Glauben und in den Sakramenten. Damit wird der Mensch mit Jesus verbunden, also mit dem Lebendigen, mit dem Sieger über Leid und Tod. Und dann, wenn er mit Jesus verbunden ist, wirkt sich in seinem ganzen Leben die Überwindung von Leid und Tod aus.

Wenn ein mit Christus Verbundener leidet, dann hat sein Leiden denselben Sinn wie das Leiden Jesu, nämlich es ist die Weise, in der Gott seine Herrschaft aufrichtet. Indem er sich Gott als dem Herrn in Demut und Gehorsam unterwirft, läßt er Gott Herr sein. In dem Leiden des Christusverbundenen wird das Königtum Gottes aufgerichtet. Das Leiden des Christusverbundenen ist ein Schritt in das Herrlichkeitsleben Gottes hinein, ein Schritt heraus aus dieser Welt und ein Schritt hinein in das Herrlichkeitsleben Christi.

Das Leidensmaß, das Gott für die Kirche und für den Einzelnen bestimmt hat, muß erfüllt werden. In diesem Sinne schreibt etwa der Apostel Paulus im Kolosserbrief: „Nun freue ich mich der Leiden für euch. Ich will das an meinem Fleische ergänzen, was an den Leiden Christi noch fehlt für seinen Leib, die Kirche.“ Es stehen also offensichtlich noch Leiden, die Christus zugeordnet sind, aus. Diese Leiden sind zu tragen von seinem Leib, der Kirche, und das bedeutet, von allen, die zu diesem Leibe gehören. Sie treten in das Leiden Christi ein und erfüllen damit das Leidensmaß, das von Gott bestimmt ist. Für den Einzelnen ist das im zweiten Korintherbrief ausgesprochen, wo der Apostel sagt: „Allenthalben sind wir bedrängt, aber nicht erdrückt; im Zweifel, aber nicht in Verzweiflung. Wir werden verfolgt, fühlen uns aber nicht verlassen, niedergeworfen, aber keineswegs umgebracht. Immerdar tragen wir das Todesleiden Jesu an unserem Leibe herum, damit auch das Leben Jesu an unserem Leibe offenbar werde. Immerdar werden wir, die wir leben, dem Tode preisgegeben um Jesu willen, damit auch das Leben Jesu an unserem sterblichen Fleische offenbar werde.“ Hier ist dieses dia-

lektische Gesetz von Paulus ausgesprochen: Wir müssen mit Jesus leiden und um Jesu willen leiden, damit auch die Herrlichkeit Jesu an uns herausgearbeitet werden kann.

Der letzte Feind, den Jesus am Kreuze besiegt hat, ist die Sünde. Die Sünde ist ein harter Herr. Wer sündigt, begibt sich unter ihre Botmäßigkeit, wird ihr Sklave, steht unter ihrem Gesetz, und wir wissen, daß das ein schreckliches Gesetz ist, denn die Sünde ist ein tyrannischer, ein despotischer Herr. Sie zieht den Menschen immer mehr in ihre Sklaverei hinein. Je mehr er sündigt, um so erbärmlicher wird sein Los. In Jesus ist die Macht der Sünde erschöpft. Er hat keine Sünde getan. Er hat sündlos gelebt. Und wenn er den Straftod für die Sünden starb am Kreuze, dann nicht für sich, sondern für andere. In seinem schuldlos hingegebenen Leib hat er die Sünden anderer gebüßt, und darum hat er die Selbstherrlichkeit der Menschen von der Wurzel her überwunden.

Die Besiegung der Sünde durch das Kreuzesopfer Jesu ist in besonderer Weise geeignet, sein Mittlertum uns vor Augen zu führen. Denn er ist ja gekommen, uns von der Schuld zu erlösen. Er, der Schuldlose, er, in dessen Munde kein Trug erfunden wurde, er, der nicht schmähte, als er litt, er hat unsere Sünden ans Kreuzesholz getragen. Den Schuldschein - so drückt sich der Apostel aus - den Schuldschein, der wider uns lautete, hat er ans Kreuz geheftet und dort zerrissen, zerrissen durch seinen blutigen Tod. In diesem Sinne heißt es im zweiten Petrusbrief: „Er hat keine Sünde getan, und kein Trug ist in seinem Mund gefunden worden. Da er gescholten wurde, schalt er nicht wieder. Da er litt, drohte er nicht, sondern stellte seine Sache dem gerechten Richter anheim. Er hat unsere Sünden an seinem Leibe auf das Holz hinaufgetragen, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seid ihr geheilt worden.“

Und in einer ähnlichen Weise schildert es der Apostel Paulus im Römerbriefe: „Wie also durch des einen Sünde auf alle Menschen Verdammnis kam, so kommt auch durch des einen Gerechtigkeit auf alle Menschen Rechtfertigung zum Leben. Wie nämlich durch den Ungehorsam des einen Menschen (nämlich der Adam) die vielen zu Sündern geworden sind, so werden auch durch den Gehorsam des einen die vielen zu Gerechten gemacht. Wie die Sünde geherrscht im Tode, so sollte die Gnade herrschen nittels der Rechtfertigung zu ewigem Leben durch Jesus Christus, unseren Herrn.“

Die Sünde ist besiegt, meine lieben Freunde, aber wir alle wissen, daß sie keineswegs ausgeschaltet ist. Immer wieder versuchen die alten, besiegten Mächte des Bösen uns anzugreifen und zu überrumpeln. Wir hören die Botschaft: Die Sünde ist besiegt! Und wir hören zugleich den Aufruf: Werde nicht von neuem ein Knecht, ein Sklave der Sünde! So sind wir also in diese Dialektik hineingestellt, daß Christus die Sündenmacht am Kreuze überwunden hat, daß wir aber gleichzeitig ständig von dieser Macht bedroht werden und deswegen gegen sie kämpfen müssen.

Auf dem Friedhof in Budenheim ist das Grab eines Priesters. Auf dem Grabstein steht geschrieben: „Was willst du, daß ich dir tue?“ „Herr, daß ich sehend werde.“ Dieser Priester hat sich also einen Text aus dem heutigen Evangelium auf sein Grab schreiben lassen. Wir können dieses Wort des Blinden von Jericho auch auf uns anwenden. Wenn wir mit den Augen des Fleisches das Kreuz anschauen, sehen wir einen Gehenkten, einen Gescheiterten, einen Verunglückten, der in seinem Leben es nur bis zum schimpflichen Tode gebracht hat. Aber wenn wir sehend sind, wenn unsere Augen geöffnet werden durch Gott, dann erkennen wir in dem, der am Kreuze hängt, den Sieger. Den Sieger über den Satan, über den Tod, über das Leid und über die Sünde. Und wir können zu diesem Sieger kommen und beten das ergreifende Gebet, das wir immer bei der Kreuzwegandacht ihm entgegenrufen: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und benedeien dich; denn durch dein heiliges Kreuz hast du die ganze Welt erlöst!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (8)

(Über Jesus als Sieger über das Gesetz)

20.02.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir Überlegungen angestellt über die Feinde, die Christus am Kreuze besiegt hat, und wir sagten: Er hat den Teufel, den Tod, die Sünde und das Leid überwunden. Aber das ist noch nicht der vollständige Sieg Jesu. Er hat noch etwas überwunden, was uns zunächst merkwürdig vorkommt, nämlich: Er hat das Gesetz überwunden. Das Gesetz, das hier gemeint ist, ist das alttestamentliche Gesetz, das sind die gesetzlichen Vorschriften des Alten Bundes, ja das ist das ganze Alte Testament als Gesetz verstanden.

Wie kann dieses Gesetz, das ja auf Gott zurückgeführt wurde, überwunden sein? Widerspricht sich nicht Gott, wenn er das alte Gesetz durch ein neues ablösen läßt? In welchem Sinne kann man sagen: Christus hat das alttestamentliche Gesetz abgetan? Um das zu verstehen, wollen wir in zwei Gedankenschritten uns das Schicksal des Gesetzes vor Augen führen. Wir wollen fragen

1. Wie war das Gesetz vor Christus beschaffen, welche Funktion hatte es?

2. Was bedeutet das Gesetz nach Christus? Was will es heißen, wenn wir sagen: Christus hat das Gesetz überwunden? Wir sprechen also vom Gesetz *vor* Christus und vom Gesetz *nach* oder *seit* Christus.

Das Gesetz ist nach dem Apostel Paulus heilig, gerecht und gut. Es war von Gott gegeben, um den Menschen das Leben zu bringen. Sie sollten aus dem Gesetz, aus der Fülle der Vorschriften, die darin enthalten waren, ein glückliches Dasein gewinnen; sie sollten es in ihrem Leben verwirklichen und dadurch die Freundschaft Gottes sich sichern. Aber die Absicht Gottes mit dem Gesetze wurde durch die Sündenmacht zunichte gemacht, und zwar in zweifacher Weise. Einmal diente das Gesetz der Sündenmacht dazu, um in den Menschen die sündhaften Begierden zu wecken. Das ist nun eine Funktion des Gesetzes, die wir nur allzu gut kennen. Denn wir alle spüren, wie sich angesichts von Geboten und Verboten etwas in uns regt, das ihnen widerstrebt. Wir begehren auf gegen die Gebote und Verbote, wir sind gereizt, daß man uns etwas verwehren und versagen will. Wir neigen zum Verbieten! Und das eben war die Erfahrung, die die Menschen mit dem Gesetz gemacht haben: Das Gesetz lockte die Sünde hervor, es reizte die sündhaften Begierden. Und so kam es zu der Funktion des Gesetzes, die Paulus im Römerbrief wie folgt beschreibt: „Ist das Gesetz Sünde? Das sei fern! Aber ich habe die Sünde nur kennengelernt durch das Gesetz. Ich hätte von der Lust nichts gewußt, wenn nicht das Gesetz sagte: Du sollst nicht begehren! Es nahm aber die Sünde vom Gebot Anlaß und wirkte in mir jegliche Lust; denn ohne Gesetz war die Sünde tot. Ich aber lebte einmal ohne Gesetz. Als aber das Gebot gekommen war, lebte die Sünde auf. Ich dagegen starb. Das Gebot, welches zum Leben verhelfen sollte, gereichte mir in Wirklichkeit zum Tode, denn die Sünde, welche durch das Gebot veranlaßt wurde, verführte mich und tötete mich durch dasselbe. So ist zwar das Gesetz heilig und das Gebot heilig, gerecht und gut, aber die Sünde, um offenbar zu werden als Sünde, brachte mir durch das Gute den Tod, damit die Sünde durch das Gebot über die Maßen sündhaft werde.“

Das können wir gut verstehen und nachvollziehen, meine lieben Freunde, daß das Gebot durch die Sündenmacht benutzt wird, um uns zur Sünde zu reizen. So haben Menschen die Gebote nicht erfüllt, sie haben das Gesetz übertreten, sie konnten durch die versuchte, aber nicht gelungene Gesetzeserfüllung die ersehnte Rechtfertigung vor Gott nicht erlangen. Alle Menschen sind Übertreter des Geset-

zes, keiner von ihnen ist ein vollkommener Erfüller des Gesetzes. Und das hält Paulus, wiederum im Römerbrief, den Juden sehr drastisch vor: „Du nennst dich stolz einen Juden, verläßt dich auf das Gesetz und rühmst dich Gottes. Du kennst seinen Willen und weißt, was, vom Gesetz belehrt, zu tun ist, was frommt, du traust dir zu, ein Führer der Blinden zu sein, ein Licht derer, die im Finstern sind, ein Erzieher der Unverständigen, ein Lehrer der Unmündigen, der du doch die Richtschnur der Erkenntnis und Wahrheit im Gesetze besitzt.“ Und jetzt kommt die schonungslose Aufdeckung des falschen Anspruches des Juden mit seiner Gesetzeskenntnis: „Einen anderen belehrst du, und dich selber belehrst du nicht. Du predigst, man dürfe nicht stehlen, und stiehlest. Du sprichst, man dürfe nicht ehebrechen, und brichst die Ehe. Du verabscheust die Götzenbilder, und beraubst doch ihre Tempel. Du rühmst dich des Gesetzes, und entehrst Gott durch Übertretung des Gesetzes.“

Die Sündenmacht hat also das Gesetz um seine gute Wirkung gebracht. Und selbst in dem Falle, daß es Menschen gibt, die in der Lage sind, das Gesetz zu beobachten, wenden die Menschen das Gute zum Schlechten. Sie pochen auf ihre Gesetzeserfüllung, statt sich der Gnade Gottes zu rühmen. Sie spielen ihre Leistung gegen Gottes Allherrschaft aus. Sie entziehen sich durch ihre vorgebliche Untadeligkeit dem Anspruch Gottes, so wie der Pharisäer im Tempel, der sich seiner treuen Gesetzeserfüllung rühmte und dadurch die Herrschaft seines Ichs, seines Eigenwillens, seiner Eigenmacht, gegen Gottes Anspruch aufrichtete.

Das Gesetz hat also seine heiligende Wirkung infolge der Sündenmacht nicht entfalten können. Es ist vielmehr zum Anlaß geworden, daß der Mensch seine Verlorenheit erkannte, daß die Begierden, die in ihm wach wurden, ihn fortrissen zur sündhaften Tat, daß die Sünde alles beherrscht hat. Freilich, wo die Sünde übermächtig wurde, da sollte auch die Gnade übermächtig werden, aber das ist dann der zweite Schritt gewesen. Zuerst einmal hat das Gesetz alles unter der Sünde beschlossen und wurde auf diese Weise zum Fallstrick für die Menschen, die sich ihrer Gesetzeserfüllung rühmten.

Der heilige Augustinus hat diesen Zusammenhang einmal sehr gut ausgedrückt: „Das Gesetz gab nur Drohung, aber keine Hilfe. Es gab Befehle, aber keine Heilung. Es zeigt die Wunde, aber es schloß sie nicht. Es war die Vorbereitung auf den Arzt, der da kommen sollte in Wahrheit und Gnade. Und wie ein Arzt manchmal einen Diener vorausschickt, damit er die Wunde verbinde, so war das Gesetz der Diener, den Gott vorausgeschickt hat, um auf den Arzt, der da kommen sollte, vorzubereiten.“

Das ist dann der zweite Schritt in unseren Gedankenbemühungen, nämlich: Seit Christus ist das Gesetz überwunden. Christus hat uns vom Gesetze erlöst, weil er uns vom Fluche des Gesetzes befreit hat am Kreuze. Christus hat uns vom Fluche des Gesetzes erlöst, weil er für uns zum Fluch geworden ist; denn es steht geschrieben: „Verflucht ist jeder, der am Kreuze stirbt.“ Ein schwieriger Gedankengang. Christus hat uns vom Fluche des Gesetzes erlöst, weil er für uns zum Fluche geworden ist. Natürlich ist ein am Kreuze Hängender, ein Gerichteter, ein Gehenkter ein von Gott und den Menschen Aufgebener. Das ist die normale Weise, wie man einen solchen Tod beurteilen muß. Und tatsächlich hat ja Christus einen Straftod erlitten. Sein Tod war Straftod für die Sünden, zwar nicht für die eigenen, aber für die Sünden der anderen. Was ihn an den Tod, an den Kreuzestod gebracht hat, das war die Sündenmacht. Die Sünde hat Strafe verdient, Christus hat die Strafe auf sich genommen und am Kreuze durchgelitten. Weil aber die Sünde durch das Gesetz hervorgerufen wurde, hat er mit der Sünde am Kreuze auch das Gesetz überwunden, das Gesetz, dessen sich die Sünde bediente.

Das Gesetz ist also durch den Kreuzestod Christi abgetan. Das heißt: Es ist kein Heilsfaktor mehr. Das Gesetz als ein Bündel von toten Paragraphen ist erledigt. Der Apostel Paulus schildert das mit einem Bild aus dem Eherecht. Er sagt: Solange der Mann lebt, ist die Frau an ihn gebunden. Scheidung gibt es nicht. Aber wenn der Mann stirbt, dann kann sie heiraten, wen sie will, dann ist sie frei vom Gesetze des Mannes. Dieses Bild aus dem Eherecht wendet er jetzt an auf unser Verhältnis zum Gesetz, freilich nicht spiegelgleich, sondern spiegelverkehrt. Er sagt: Christus ist gestorben. Er hat dem Gesetz Genüge getan, er hat das Gesetz erledigt. Wir sind aber mit Christus gestorben, in der Taufe, im Glauben an ihn. Er ist ja gewissermaßen unser zweiter Adam, der uns in sich getragen hat und in seinem Leibe mit in den Tod hineingenommen hat. So sind auch wir dem Gesetze gestorben. Wir sind tot für das Gesetz. Das Gesetz hat keine Ansprüche mehr an uns. Wir leben jetzt nur noch für Christus. Unser Gesetz, unser neues Gesetz, ist Christus, denn - daran läßt Paulus keinen Zweifel -

frei sein vom Gesetze heißt nicht ungebunden sein. Die Befreiung vom Alten Testamente ist keine Entlassung in die sittliche Libertinität, sondern diejenigen, die von den Vorschriften des Alten Testaments losgekommen sind, sind einem neuen Gesetz übergeben, und dieses neue Gesetz ist Christus. Er ist die Norm unseres Lebens, und er ist gleichzeitig die Kraft unseres Lebens. Wer wissen will, was zu tun ist, braucht sich nur an Christus zu halten, der in uns lebt und in dem wir leben. Die Forderungen des Gesetzes treten jetzt nicht mehr von außen an uns heran, sondern sie kommen aus unserem Inneren, aus der Kraft des Geistes, der uns gegeben ist.

Niemand anders als Augustinus hat das licher voll ausgedrückt. „Das Gesetz der Werke schrieb der Finger Gottes auf steinerne Tafeln. Das Gesetz des Glaubens aber in die Herzen. Dort (im Alten Bund) ist das Gesetz von außen her aufgerichtet, um die Ungerechten zu schrecken, hier (im Neuen Bund) ist es in das Innere als Gabe gesenkt, um gerecht zu machen. Das wahre Gesetz Gottes ist die Liebe. Das andere Gesetz wurde aufgehoben, dieses aber bleibt, weil der schreckende Zuchtmeister weichen muß, wenn die Liebe die Furcht ablöst.“

Die sittlichen Gebote des Alten Testaments bleiben gültig, sie sind die Formen, die bleibenden Formen, in denen der Christ das neue Gesetz verwirklichen muß. Die rituellen Vorschriften sind abgetan, natürlich. Wir brauchen keine Böcke und Stiere mehr zu opfern, wir brauchen keine Garben und keine Erzeugnisse des Weinstocks mehr in den Tempel zu tragen, denn wir haben ja ein neues Opfer, das ist Christus, unser Heiland, dessen Opfer auf unseren Altären Gegenwart wird. Die rituellen Vorschriften sind abgetan. Aber die sittlichen Vorschriften sind der bleibende Wille Gottes, sie bleiben bestehen, nur treten diese sittlichen Vorschriften nicht mehr von außen als tote Paragraphen an uns heran, sondern sie sind die Weisen, in denen der Heilige Geist, der in uns lebt, die Verbundenheit mit Christus gelebt wissen will. Was wir jetzt tun, das soll und kann aus der Liebe kommen, die uns im Heiligen Geiste gegeben ist. An die Stelle von sachlichen Geboten tritt die personale Verbindung mit Christus. Er ist jetzt die lebendige Norm unseres sittlichen Verhaltens.

Wenn man im einzelnen wissen will, was zu tun ist, kann man sich durchaus Belehrung im Alten Testament holen. Die 10 Gebote bleiben in Kraft, und die vielen anderen sittlichen Vorschriften sind nach wie vor Ausdruck des gnädigen Willens Gottes. Aber die Quelle unseres Tuns ist nicht mehr eine Sammlung von Paragraphen, sondern der Heilige Geist, der uns gegeben ist und in dem wir die Liebe üben sollen. Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes.

In diesem Sinne - in diesem Sinne! - kann man das Wort des Augustinus gebrauchen: *Ama et fac quod vis* - Habe die Liebe und tu dann, was du willst! Das Wort wird häufig in falscher Weise zitiert, nämlich als ob man, wenn man nur liebt, ohne Rücksicht auf den Inhalt und das Ziel des Handelns alles tun könnte, auch wenn es sittlich schlecht ist, als ob es nur auf das Motiv des Tuns ankäme. Das ist nicht der Sinn dieses Wortes des Augustinus. Er meint: Wenn einer die von Gott eingegebene Liebe hat, dann kann er nur tun, was Gottes Willen gemäß ist, dann wird er nur tun, was dem sittlichen Willen Gottes entspricht, ja dann muß er tun, was Gott in seinen Geboten den Menschen als Wegweisung anvertraut hat. Die rechte Gesinnung tut auch inhaltlich das Rechte.

Die Freiheit vom Gesetz ist also eine Wirklichkeit. Aber die Freiheit besagt keine Ungebundenheit. Wir sind frei vom Gesetze als Heilsfaktor, denn unser Heil gründet nicht in der Gesetzeserfüllung, sondern im Vertrauen auf Christus und im Glauben an Christus und in der Übergabe an Christus. Aber diese Übergabe an Christus ist eben ein neues Gesetz. Es ist ein Gesetz, nicht mit Tinte geschrieben, sondern im Heiligen Geist uns ins Herz gegraben, ein Gesetz, aus dem wir leben sollen. Unser sittliches Handeln kommt nicht mehr jetzt als Antwort auf von außen an uns herantretende Forderungen, sondern unser sittliches Handeln ist der Ausdruck der in uns lebenden Geistesmacht.

Im Jahre 1870/71 war der deutsch-französische Krieg. Als sich die deutschen Truppen Paris näherten, mußte die französische Regierung fliehen. Sie floh nach Tours und nahm dort Wohnung im Hause des Bischofs. Der französischen Regierung gehörte auch ein Jude an namens Crémieux. Dieser jüdische Minister sagte eines Tages zum Bischof lächelnd: „Sie stellen das Neue Testament dar und ich das Alte. Es bleibt abzuwarten, welches das bessere ist.“ Da gab ihm der Bischof eine hochtheologische Antwort: „Sie als Jurist müßten doch wissen, daß von zwei Testamenten, die nacheinander abgefaßt sind, nur eines gilt, nämlich das letzte.“

Aus dieser wahren Begebenheit entnehmen wir die Lehre, daß das Alte Testament durch das Neue abgelöst werden konnte, daß das Alte Gesetz durch das neue verdrängt werden konnte, daß an die Stelle eines großen Arsenalns von Einzelbestimmungen die eine große Norm, Christus und sein Heiliger Geist, getreten ist, daß wir aus dieser Norm leben sollen und daß wir daraus wahrhaft das ewige Leben gewinnen können, wenn immer wir uns von Christi Geist treiben lassen, der in uns lebt und der uns gegeben ist, um das Gesetz des Lebens zu erfüllen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (9)

(Über Jesus als Sieger über die Welt)

27.02.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Schon mehrfach habe ich darauf hingewiesen, daß im Christentum alles von Christus abhängt. Wenn man nach dem Wesen des Christentums fragt, muß man sagen: Das Wesen des Christentums ist Jesus Christus. Deswegen ist auch alles daran gelegen, daß wir Jesus Christus kennen, daß wir seine Natur erfassen und daß wir in ein persönliches Verhältnis zu ihm gelangen. Nichts ist erreicht, wenn man nicht ein persönliches Verhältnis zu Christus gewonnen hat.

Um in ein solches Verhältnis zu gelangen, müssen wir ihn kennen. Wir sind deswegen dabei, uns sein Wesen deutlich zu machen, soweit das menschlichem Bemühen gelingen kann. Wir haben gesagt: Wenn man in einem Wort ausdrücken will, was Jesus für uns ist, dann kann man das mit dem Worte Mittler. Er steht in der Mitte zwischen Gott und den Menschen und vermittelt zwischen ihnen. Diese Vermittlung vollzieht sich in mannigfacher Weise. Wir haben sie an den vergangenen Sonntagen als Sieg über Sünde, Tod, Teufel und Gesetz kennengelernt. Aber es steht noch eines aus, das ausgesagt werden muß, um den Sieg Christi vollständig zu beschreiben. Er hat nämlich auch überwunden die Welt. Er hat die vergänglichen Formen der Welt überwunden. In einer wichtigen Stunde seines Lebens sagte der Herr seinen Jüngern: „In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid gewiß und zuversichtlich: *Ich* habe die Welt besiegt!“

Es fragt sich: Was bedeutet diese Äußerung des Herrn? Was meint er, wenn er sagt: „Ich habe die Welt besiegt“? Wer ist denn diese Welt, von der er spricht? Die Welt wird im Evangelium in vierfacher Weise gebraucht. Die Welt ist einmal die Schöpfung Gottes. Die Welt ist zweitens die Wirkstätte und der Aufenthaltsort der Menschen. Die Welt ist drittens die von der Sünde gestörte und zerstörte Welt. Und die Welt ist viertens die wegen der Sünde der Nichtigkeit, also der Vergänglichkeit überantwortete Stätte. Wenn Christus sagt, er habe die Welt überwunden, dann meint er „Welt“ in den beiden letzten Bedeutungen: die Welt, insofern sie von der Sünde beherrscht und insofern sie wegen der Sünde der Nichtigkeit überantwortet wird. Christus hat die Welt überwunden, und alle, die sich gläubig ihm anschließen, nehmen an diesem Siege teil.

Die Überwindung der Welt ist eng mit dem Schicksal des Menschen verknüpft. Der Mensch ist das Schicksal der Welt, im Guten wie im Bösen. Die Welt war den Menschen anvertraut zur Bebauung und zur Pflege. Aber durch seine Sünde hat der Mensch die Welt ins Unheil hineingerissen. Die Natur nimmt Anteil am menschlichen Schicksal, und sie schlägt auch wieder auf den Menschen zurück. Durch die Sünde ist die Natur verwüstet worden; sie ist jetzt feindselig gegen den Menschen. Sie ist voll Grauen und Unheimlichkeit, voll Grausamkeit und Zerstörung, voll Tücke und Trug, voll Täuschung und Sinnlosigkeit. Sie vollstreckt das Todesschicksal des Menschen am Menschen. Sie wirft Eisen und Feuer und Wasser über den Menschen, in Erdbeben, in Vulkanausbrüchen, in gewaltigen Sturmkatastrophen. Die Welt ist der Vergänglichkeit unterworfen. Sie nimmt am Todesschicksal des Menschen teil. Sie vermag dem Menschen kein ewiges Leben zu gewähren. Es ist eine lächerliche Lüge, ein Paradies auf Erden zu versprechen. Nein, die Welt ist dem Tode verfallen und trägt alle Anzeichen des Todes an sich.

Aber es soll nicht immer so bleiben, die Feindseligkeit der Welt soll einmal behoben werden. Die Welt sehnt sich nach der Befreiung von der Todesverfallenheit. Sie stöhnt, aber dieses Stöhnen ist das

Stöhnen einer Gebärenden. Sie liegt in Wehen. Sie sehnt sich nach der Vollendung durch die Herrschaft Gottes. Kein anderer als der Apostel Paulus hat das mit ergreifenden Worten ausgedrückt: „Ich halte dafür, daß die Leiden dieser Zeit nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll; denn das Harren der Schöpfung ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn der Vergänglichkeit ist die Schöpfung unterworfen, nicht freiwillig, sondern um dessentwillen, der sie unterworfen hat, in der Hoffnung, daß auch die Schöpfung selbst befreit wird von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wir wissen, daß die ganze Schöpfung mitseufzt und in Wehen liegt bis jetzt, aber nicht nur sie, sondern auch wir selbst.“

Die Sehnsucht der Schöpfung wird nicht vergeblich sein. Es wird einmal ein Zustand eintreten, wo die Schöpfung verwandelt wird, wo Gottes Herrlichkeit durch alle Schichten der Natur hindurchdringt, sichtbar und spürbar, wo die Herrlichkeit Gottes in der Schöpfung offenkundig wird. Dieser Zustand hat seinen Anfang genommen im Christusereignis. Als Jesus auf Erden wandelte, hat er nicht nur gepredigt und nicht nur Kranke geheilt. Er war nicht nur Therapeut und Exorzist. Christus hat auch gewaltige Machttaten an der Schöpfung gewirkt. Und ob auch Herr Kasper in Rottenburg und seine Gefolgsleute ihm die Wunder in der Natur absprechen, diese Wunder sind wesentlicher Bestandteil seines Wesens und seines Wirkens. Denn in diesen Naturwundern kündigt sich die Verwandlung der Welt an durch den Schöpfer, der unter uns erschienen ist.

Wenn Christus den Seesturm stillt, dann ist das nicht nur eine Hilfe in einer bestimmten Notlage, auch nicht nur ein Erweis seines göttlichen Wesens, sondern das ist ein zeichenhafter Vorgang, der andeutet, welchem Zustand die Welt einmal entgegengeführt wird, wo sie nämlich nicht mehr die Feindin des Menschen, sondern seine Freundin und Dienerin ist. Wenn er über den See wandelt, dann ist das nicht nur ein Zeichen dafür, daß er der Herr der Elemente ist, sondern daß die Schöpfung einem neuen Zustand totaler Verwandlung entgegengeht. Und wenn er die Jünger zu einer großen Abendeinladung zusammenruft und das Volk in großer Menge daran teilnimmt und viele Körbe dabei übrigbleiben, dann war das wiederum nicht nur Hilfe in einer konkreten Notlage, sondern ein Zeichen, ein Zeichen für eine Zukunft, in der die Welt dem Menschen nicht mehr Widerstand und Kampf entgegengesetzt, sondern wo sie dem Menschen Reichtum und Fülle gewährt. Wer diese Naturwunder aus der Wirklichkeit und dem Leben Jesu entfernt, wie es Herr Kasper in Rottenburg tut, der zerstört die Persönlichkeit Jesu und sein Wirken in der Wurzel. Er vergreift sich an der Hoffnung, die Jesus durch sein Wirken den Menschen gemacht hat, nämlich daß die Welt einmal einem Zustand der Verklärung und der Verwandlung entgegengeht.

Durch seinen Tod hat Christus die Vergänglichkeit der Welt im Grunde und grundsätzlich überwunden. Die Menschen, die sich ihm im Glauben und in den Sakramenten nahen, nehmen an diesem Sieg teil, in sie werden gleichsam Verwandlungskräfte eingesenkt. Der Tod Christi war der Preis für diese neue Welt, für diese Verheißung einer neuen Welt. „Ihr seid nicht mit vergänglichem Gold oder Silber erkaufte,“ sagt der Apostel Petrus in seinem ersten Brief, „sondern mit dem kostbaren Blute Christi, des makellosen und unbefleckten Lammes.“ Jetzt, durch die Überwindung der Welt ist der Mensch mit Gott versöhnt. Das Einvernehmen mit Gott ist wiederhergestellt, der Zugang zu Gott ist offen. Das Zorngericht Gottes über den Menschen ist hinweggefallen. Der Mensch hat Friede mit Gott. Friede ist ein Inbegriff des Heiles. Das ist nicht nur die Abwesenheit von Unfrieden, sondern Friede im biblischen Begriff ist Heil, also der Zustand der völligen Freude, der Vollendung, des Glückes, des Reichtums, der Fülle, der Seligkeit. Und dieser Friede wird von Paulus in zahllosen Stellen seiner Briefe den Menschen verheißen und verkündigt. Ja, er geht sogar so weit, daß er das Neuwerden der Welt, das Christus bewirkt, als eine „neue Schöpfung“ bezeichnet. Im Galaterbrief spricht er davon, es komme heute nicht mehr auf Beschnittensein oder Unbeschnittensein an, wie das die Juden meinen, sondern es komme darauf an, daß man eine neue Schöpfung ist. „Kainä ktisis“, so heißen die griechischen Worte, eine neue Schöpfung. Und sie ist herrlicher als die alte Schöpfung. Ihr Erstgeborener heißt Jesus Christus. Aber er ist nur der Anfang, er ist nur der Stammvater, und ihm sollen alle folgen, die sich ihm in Glaube und Taufe zu eigen geben.

Durch diese neue Schöpfung wird der Mensch in ein Kindesverhältnis zu Gott gesetzt. Jesus ist der einzige natürliche Sohn des Vaters, aber er hat viele Brüder und Schwestern, Adoptivkinder, die von

Gott zu Kindern angenommen sind. Und diese Kindschaft Gottes ist eine Wirklichkeit, wenn auch noch nicht in Vollendung. Die Vollendung steht noch aus, sie wird geschenkt werden bei der Wiederkunft Christi. Aber damit wir nicht an der Vollendung zweifeln, hat Gott uns ein Angeld gegeben. „Arrhabon“ heißt der griechische Ausdruck, ein Angeld, eine Anzahlung gewissermaßen. Und was ist dieses Angeld? Dieses Angeld ist der Heilige Geist, der uns gegeben ist. Der Heilige Geist, der in unsere Seele eingesenkt wurde bei der heiligen Taufe, die immer dann erneuert wird, wenn wir aus Sündern zu Gerechten werden. Dieser Heilige Geist ist das Angeld des Vaters für die große Heilsernte am Ende der Tage.

Man kann an dem Wirken des Geistes feststellen, daß er tatsächlich uns gegeben ist. Er ruft nämlich in uns „Abba“ - guter Vater. Indem er uns beten lehrt zu Gott „Vater“, „Vater unser“, bezeugt er uns, daß wir Kinder Gottes sind, Söhne und Töchter des Vaters im Himmel.

Die Überwindung des Alten, Verbrauchten zeigt sich auch in der Stiftung eines Neuen Bundes. Es gab einen Alten Bund, aber er ist zu Ende gegangen mit Jesus Christus. Der Alte Bund wurde von Gott durch Moses gestiftet am Fuße des Berges Sinai. Da übergab Moses dem Volke das Bundesbuch, das uns wahrscheinlich erhalten ist in Kapitel 20 bis 23 des Buches Exodus. Dann beauftragte er junge Männer; sie mußten Rinder schlachten als Opfer. Er nahm die Hälfte des Blutes und schüttete es aus am Altar, die andere Hälfte nahm er und besprengte damit das Volk, und dabei sprach er: „Das ist das Blut des Bundes, den Gott mit euch geschlossen hat.“ Auch der Neue Bund wird mit Blut begründet und besiegelt. Aber das ist nicht das Blut von Rindern, sondern das ist das Blut des eingeborenen Sohnes Gottes. Jesus sagt es ja beim Letzten Abendmahl: „Das ist das Blut des Neuen Bundes, das für euch vergossen wird.“ Auch der Neue Bund ist also im Blute gestiftet, aber nicht im Blute von Tieren, sondern im Blute Jesu Christi, des Sohnes des himmlischen Vaters. Dieses Blut wird vergossen „für euch“. Das Wort „für“ bedeutet zweierlei. Es bedeutet „anstelle“ von euch und „zugunsten“ von euch. Eigentlich hätten wir sterben müssen, aber er stirbt für uns, deswegen „anstelle“, und weil es den Menschen zugute kommt, deswegen „zugunsten“ von euch. Deswegen gebe ich mein Blut für euch hin.

In diesen Bund müssen alle eintreten, die Anteil gewinnen wollen an der Segenskraft des Blutes Christi. Sie tun das im Glauben und im Sakrament. Wenn sie sich im Glauben und im Sakramente Christus verbinden, dann werden sie teilhaft der Wirkkraft des Blutes Jesu. Wenn sie eingegliedert sind in die neue Ordnung Gottes, die Christus gestiftet hat, dann wird Gottes Herrschaft in ihnen mächtig, dann setzt sich Gottes Herrschaft in ihnen durch, dann werden sie dem Königtum Gottes untertan.

Jetzt begreifen wir, meine lieben Freunde, was wir tun, wenn wir hier auf diesem Altar das Opfer Christi gegenwärtigsetzen. Wir setzen es gegenwärtig, damit wir in es eingehen können, damit wir Glieder des Neuen Bundes werden können, damit sich an uns auswirken kann, was der Herr gesagt hat, nämlich daß es „für euch“, also auch für uns vergossen wird, und damit durch dieses Eingehen in das Opfer Christi das Königtum Gottes sich in uns durchsetzt.

Meine lieben Freunde, welches Glück, daß wir an diesem Opfer teilnehmen können! Welches Glück, daß wir die Wirkkraft des Blutes Christi an uns erfahren können! „Selig, selig, die ihre Kleider im Blute des Lammes gewaschen haben!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (10)

(Über den Tod Jesu als Sühne und Genugtuung)

06.03.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Kreuzestod Christi ist der Sieg über Sünde, Tod und Teufel, die Überwindung von Gesetz und Welt. Aber noch eine letzte Wirkung des Kreuzestodes muß heute vor unserem Auge erstehen. Der Kreuzestod Christi ist auch Sühne und Genugtuung.

Wenn man diese beiden inhaltsschweren Worte verstehen will, muß man selbstverständlich auf das Lehrwort der Kirche zurückgreifen. In den Konzilien, etwa von Toledo (675) und von Trient (1563), ist uns erklärt worden, daß Jesu Leiden Sühne- und Genugtuungswert besitzt. Die Päpste haben in ihren Rundschreiben, etwa Pius XI. in dem Schreiben „Miserentissimus Deus“, die Lehre von der Genugtuung vorgetragen, die sie in den Schriften des Neuen Testaments vorfanden und welche die Kirchenväter ausgelegt hatten. Im Neuen Testament ist immer dann von Sühne und Genugtuung die Rede, wenn es heißt, daß Christus unsere Sünden getragen, daß er unsere Schmerzen auf sich genommen hat. Sühne und Genugtuung sind gemeint, wenn er von sich selbst sagt, er sei gekommen, sein Leben als Lösegeld für die vielen hinzugeben. Dieselbe Wahrheit wird ausgesprochen beim Letzten Abendmahl, wenn der Herr sagt, daß er sein Blut für die vielen hingibt. In den Apostelbriefen ist immer dann von Sühne und Genugtuung die Rede, wenn es heißt: „Gott hat ihn für uns - für uns! - zu Sünde gemacht, er hat ihn für uns zum Fluche gemacht,“ wenn gesagt wird, etwa im Römerbrief, daß Gott ihn als Sühnezeichen aufgerichtet hat.

Was sind nun die Inhalte der beiden Begriffe Sühne und Genugtuung? Wir gebrauchen ja diese Worte oft ohne nähere Bestimmung, und darin liegt eine große Gefahr, nämlich daß es abgegriffene Hülsen sind, deren Inhalt uns nicht mehr bewußt ist. Was also verstehen wir unter *Sühne*? Was verstehen wir unter *Genugtuung*?

Sühne ist die Übernahme eines Wehes, einer Strafe, einer Buße für begangene Sünden. Durch die Übernahme dieses Wehes, dieser Strafe, dieser Buße werden die Sünden gesühnt. Genugtuung ist Ersatzleistung für etwas, was zerstört worden ist, Wiedergutmachung einer gestörten Ordnung. Wir können also gewissermaßen die beiden Begriffe als komplementär, als sich ergänzend, ansehen. Sühne ist gewissermaßen negative Leistung, und Genugtuung ist positive Leistung. Die Sühne überwindet die Sünde durch das Leid, das in ihr übernommen wird. Die Genugtuung überwindet die Sünde durch den Ausgleich, der in ihr geschieht.

Diese beiden Begriffe müssen nun auf das Leben Jesu angewandt werden. Wieso war sein Leben Sühne, und wieso war es Genugtuung? Daß sein Leben Übernahme von Leid, Weh, Strafe war, das ist an seinem Schicksal zu erkennen. Er hat seine göttliche Natur auf Erden nicht so verwirklichen können, wie es ihr angemessen gewesen wäre. Er ist nicht wie ein Gott auf Erden empfangen worden, sondern er kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht worden, aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Es war also dieser Verzicht auf die volle Entfaltung seines gottmenschlichen Wesens, der Verzicht auf die Anerkennung seiner Offenbarung, der Verzicht auf die jubelnde Huldigung, die ihm zugestanden hätte, seine Sühne. Und diese Sühne hat natürlich gegipfelt in seinem Leiden, in seinem bitteren Tode, in der Verachtung und in den Schmerzen, die er vom Prätorium des Pilatus bis nach Golgotha getragen hat. Diese Sühne hat Jesus als Mittler für die Menschen auf sich genommen und geleistet.

Die eben beschriebenen Handlungen und Leiden Jesu waren aber unter anderer Sicht auch Genugtuung; denn sie gingen ja hervor aus einer übermenschlichen Liebe, aus einem übermenschlichen Gehorsam. Und durch diese beispiellose Liebe, durch diesen beispielgebenden und beispiellosen Gehorsam hat Christus die Verdunkelung der Ehre Gottes, die Ablehnung seiner Offenbarung, die Verweigerung der Aufnahme seines Messias wiedergutmacht. Da hat er Gott die Ehre zurückgegeben, die ihm durch die Sünde entrissen worden war. So war also sein Leben eine Genugtuung für den Vater im Himmel. Und weil er diese Genugtuung nicht für sich leistete, sondern für andere, deswegen sprechen wir von einer stellvertretenden Genugtuung. Er hat als das Haupt der Menschheit seine Sühne und seine Genugtuung dem Vater im Himmel dargebracht. Mit ihm hat die ganze Menschheit, die vor ihm lebenden und die nach ihm lebenden und die gleichzeitig mit ihm lebenden Menschen dem Vater Sühne und Genugtuung dargebracht. Er hat als das Haupt der Menschheit die Sühne und die Genugtuung geleistet, auf die der Vater Anspruch und die er gefordert hatte.

Seine Sühne und Genugtuung war eine ebenbürtige oder adäquate, wie die Theologen sagen. Das heißt, sie war der Forderung Gottes angemessen. Kein Mensch war imstande, eine adäquate, eine ebenbürtige Sühne zu leisten, denn die Sünde stößt in Tiefen vor, die ein bloßer Mensch nicht erreichen kann. Ein Mensch ist nicht imstande, die Verletzung der Gottesordnung, die durch die Sünde geschieht, wiedergutzumachen. Aber dem Gottmenschen Jesus war möglich, wozu der Mensch nicht imstande war. Als Mensch konnte er sich dem Gericht Gottes unterwerfen, als Gott konnte er das Grauen der Sünde ausmessen und auf sich nehmen. Das Ja seiner Liebe war mächtiger als das Nein der Sünde! Das Maß seiner Liebe war gewaltiger als der Haß der Sünde. Das Licht seiner Liebe war strahlender als die Finsternis der Sünde.

So hat Christus dem Vater im Himmel die verdunkelte Ehre zurückgegeben. Die Sünde verdunkelt ja Gottes Ehre; sie verhüllt das Angesicht Gottes. Sie läßt die Frage entstehen: Was muß das für ein Gott sein, der solche Geschöpfe hat, der eine solche Welt geschaffen hat, der eine solche Erde gemacht hat? Was muß das für ein Gott sein, in dem das Grauen der Sünde herrscht? Die Offenbarung der Liebe Gottes im Leben und Sterben Jesu hat diese Verdunkelung der Ehre Gottes überwunden. Indem nämlich der Vater im Himmel seinen eingeborenen - seinen einzigen! - Sohn in den Tod gab, hat er bekundet, daß der Urgrund der Welt die Liebe ist, die personale Liebe des Vaters. Und indem Christus sich dem Willen des Vaters freudig und willig unterwarf, hat er gezeigt, daß der Vater der Herr, die personale Heiligkeit und Gerechtigkeit ist. Jetzt kann die Liebe Gottes nicht mehr übersehen werden. Der Gutwillige vermag im Kreuzesgeschehen des Christus die Liebe Gottes am Werke zu sehen und zu der Wahrheit zu finden, daß letztlich doch die Welt von der Liebe ins Dasein gerufen worden ist.

Zwischen der abendländischen und der morgenländischen Theologie bestehen gewisse Unterschiede in der Erklärung der Kraft des Kreuzestodes Christi, Unterschiede, aber keine Gegensätze. Die orientalischen Väter und Theologen legen den Wert vor allem auf die Besiegung der Sünde, des Teufels und des Todes, auf die Aufhebung der Störung in der Seinsordnung, die durch die Sünde geschieht. Die abendländischen Väter, Tertullian, meisterhaft dann Anselm von Canterbury, legen das Gewicht mehr auf die Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten Rechtsordnung, auf die Aufhebung der Ehrverletzung und der Beleidigung, die in der Sünde liegt. So hat Anselm von Canterbury in seiner genialen Schrift „Cur deus homo“ uns vor Augen geführt, wie die Genugtuung Jesu zu verstehen ist. Er geht davon aus, daß die Sünde, und das ist ja unbestritten, eine Kränkung Gottes ist. Aber da sich das Maß der Kränkung nach dem Gekränkten bemißt, so sagt Anselm, ist die Kränkung Gottes eine unendliche Beleidigung. Eine unendliche Beleidigung kann ein endliches Wesen nicht sühnen, dafür kann ein endliches Wesen keine Genugtuung leisten. Also mußte ein unendliches Wesen, das einzige unendliche Wesen, nämlich Gott selbst, sich aufmachen, um die Sünde zu überwinden, um die gestörte Rechts- und Ehrordnung wiederherzustellen.

Der heilige Thomas hat diese Lehre aufgenommen und vertieft. Er hat vor allem darauf hingewiesen, daß Christus nicht nur ebenbürtige, sondern überfließende Genugtuung geleistet hat, daß seine Genugtuung auch keiner Annahme bedarf; sie ist schon von vornherein angenommen. Annahme ist nur notwendig in bezug auf die sündigen Menschen. Und so ist diese Satisfaktionslehre des heiligen

Anselm Gemeingut der Theologie und damit auch bis zu einem gewissen Grade des Glaubens der Kirche geworden.

Jetzt verstehen wir also, meine lieben Freunde, wieso das Leben, Leiden und Sterben des Herrn Sühne und Genugtuung ist. Die Sünde hat seine Ehre verdunkelt. Angesichts der Sünde erhebt sich die bange Frage: Was muß das für ein Gott sein, der eine solche Welt geschaffen hat und im Dasein erhält? Wenn aber jetzt Gott sich offenbart als die personale Heiligkeit und Gerechtigkeit, nämlich im Leben, Leiden und Sterben Jesu, und wenn Jesus in seinem Leben, Leiden und Sterben Gott anerkennt als die personale Gerechtigkeit und Liebe, dann ist das Dunkel der Sünde überwunden, dann ist die Ehre Gottes wiederhergestellt, dann ist seine Oberherrlichkeit vom Menschen prinzipiell wieder anerkannt. In der Sünde hat der Mensch die Geschöpfe Gott vorgezogen. In der Genugtuung Jesu, die er für uns geleistet hat, wird Gott unübersehbar wieder die Ehre gegeben. Durch seinen Gehorsam, durch seine Liebe ist die Oberherrlichkeit Gottes unübersehbar, nicht mehr verdunkelbar, vor aller Augen aufgerichtet.

Jetzt also, meine lieben Freunde, wissen wir, was wir tun, wenn wir unsere Gebete abschließen: „Durch unseren Herrn Jesus Christus“. Immer, wenn wir am Ende einer Oration sagen: „Durch unseren Herrn Jesus Christus“, dann berufen wir uns auf den Mittler Jesus Christus, auf seine Mittler-schaft, Wir beten *durch ihn* zum Vater, aber wir empfangen auch alles vom Vater *durch ihn*. Denn es gibt keinen anderen Mittler als Jesus Christus, unseren Heiland. Und wenn wir in unsere Zimmer das Kreuz hängen, dann wissen wir, warum wir das tun. Wir tun es deswegen, weil wir hier das Bild unserer Erlösung aufstellen, weil wir in diesem Gekreuzigten unseren Mittler sehen, der uns durch sein Leben, Leiden und Sterben die Erlösung verdient und bewirkt hat, weil er auf Golgotha nicht allein gestanden ist, sondern wir mit ihm. Er als das Haupt der Menschheit hat uns gleichsam mitgenommen auf diese Schädelstätte. Und dort ist für uns die immerwährende Befreiung von Welt und Sünde, Gesetz und Tod und Teufel bewirkt worden. Dort ist wahrhaft Sühne und Genugtuung geleistet worden, in die wir nur eingehen müssen, um ihrer Frucht teilhaftig zu werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Jesus Christus (11)

(Über die Pflicht zur Anbetung Jesu Christi)

13.03.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Zu Jesus beten? Ebenso gut könnte ich auch zu meiner Großmutter beten.“ Der das gesagt hat, ist der evangelische Theologieprofessor Herrmann. „Zu Jesus beten? Ebenso gut könnte ich auch zu meiner Großmutter beten.“

An dem Verhalten zu Jesus zeigt sich, was man von ihm hält. An der Verehrung, die man ihm gewährt, ist abzulesen, welche Vorstellung man von seiner Person und von seiner Würde besitzt. Wenn Sie heute wissen wollen, was jene, die über Jesus reden, und es sind deren ja viele, von Jesus halten, dann müssen Sie fragen: Beten Sie zu Jesus? Beten Sie Jesus an? Und wenn der Gefragte darauf mit ja antwortet, dann darf man annehmen, daß sein Glaube intakt ist. Aber wenn er anfängt, darum herumzureden, dann wissen wir, daß er den Glauben der Kirche nicht mehr teilt.

Im Laufe der Geschichte sind mannigfache Ansichten über Jesus zutage getreten, und sie haben sich immer auch niedergeschlagen in der Weise des Umgangs mit Jesus. Die Arianer leugneten die Gottheit Jesu. Infolgedessen konnten sie auch Jesus nur verehren, wie man einen heiligen und ehrwürdigen Menschen verehrt. Die Nestorianer nahmen in Jesus zwei Personen an. So mußten sie unterscheiden: Den göttlichen Logos beten sie an, aber den Menschen Jesus können sie nur verehren, wie man einen heiligen und ehrwürdigen Menschen verehrt. Die Monophysiten übertrieben und vertraten das Gegenteil. Sie lehrten, daß die menschliche Natur Jesu in die göttliche verwandelt sei. Natürlich muß man dann Jesus anbeten, aber um den Preis der Verkürzung der Menschlichkeit Jesu. Gegenüber diesen Irrtümern ist es ein Glaubenssatz der Kirche: Der ganze Christus ist als eine einzige Wirklichkeit anzubeten, und zwar mit der Verehrung der Anbetung.

Verehrung und Anbetung wird natürlich immer nur einer Person gezollt. Verehren kann man im eigentlichen Sinne immer nur ein personales Ich, ein personales Selbst. Die menschliche Natur Jesu ist in das göttliche Ich aufgenommen. Der Träger der menschlichen Natur Jesu ist der göttliche Logos. Deswegen kann, darf und muß die ganze menschliche Natur Jesu angebetet werden. Der Logos ist ihr Träger. Man kann die menschliche Natur Jesu nicht vom göttlichen Logos trennen. Seine Augen sind die Augen des göttlichen Logos, seine Hand ist die Hand des göttlichen Logos, seine Füße sind die Füße des göttlichen Logos.

Diese Notwendigkeit hat die Kirche auf zwei feierlichen Versammlungen erklärt, das erste Mal auf dem Konzil zu Ephesus: „Wer zu behaupten wagt, der angenommene Mensch müsse mit Gott, dem Worte, zusammen angebetet und zusammen verherrlicht und zusammen Gott heißen werden wie ein anderer mit einem anderen, und nicht vielmehr mit einer Anbetung den Emanuel ehrt und mit einer Lobpreisung ihn verherrlicht, da das Wort Fleisch geworden ist, der sei ausgeschlossen!“ Und das II. Konzil von Konstantinopel hat erklärt: „Wer den Ausdruck 'Christus, der in zwei Naturen angebetet' so nimmt, daß dadurch zwei Anbetungen eingeführt werden, eine besondere für das göttliche Wort und eine besondere für den Menschen, oder wer, um das Fleisch der Menschheit Christi aufzuheben oder um die Gottheit und die Menschheit miteinander zu vermischen, von einer Natur oder Wesenheit der zusammengekommenen Naturen lügnerisch spricht und in diesem Sinne Christus anbetet, und nicht in einer Anbetung das fleischgewordene Wort Gottes samt seinem Fleische verehrt, wie die Kirche Gottes es von jeher überliefert empfangt, der sei ausgeschlossen!“

In diesen Konzilsentscheidungen wird gelehrt, daß der ganze, einheitliche Christus als eine einzige Wirklichkeit zu verehren und anzubeten ist. Wir werden gleich sehen, welche Folgerungen das für unser Gebetsleben hat. Wir wollen unsere Gedanken in zwei Schritten ausbreiten,

1. Wie lehrt uns die Heilige Schrift zu Jesus und durch Jesus beten?
2. Wie lehrt uns das gottesdienstliche Leben der Kirche zu Jesus und durch Jesus beten?

In der Heiligen Schrift ist häufig, sehr häufig die Rede davon, daß wir durch Jesus zum Vater beten. Jesus ist ja unser Mittler; und weil er uns dem Vater gegenüber vermittelt, deswegen darf man, ja muß man durch Jesus zum Vater beten. Ich erwähne einige Stellen, etwa aus dem Römerbrief: „Gott hat uns durch unseren Herrn Jesus Christus den Sieg verliehen. Gott hat uns durch den Tod seines Sohnes mit sich versöhnt. Durch Christus haben wir Zutritt zum Vater.“ Paulus dankt Gott durch Jesus Christus. Er dankt durch Jesus Christus für die Erlösung vom todbringenden Leiden. Durch Jesus Christus zollt er Preis und Ehre dem allein weisen Gott. Im Kolosserbrief fordert er auf: „Durch ihn - nämlich Christus - danket Gott, dem Vater!“ Den Ephesern schreibt er: „Dankt Gott, dem Vater, allezeit für alles im Namen - das ist eben auch so viel wie „durch“ - im Namen unseres Herrn Jesus Christus!“ Nicht nur Paulus betet so; auch die Gemeinde in der Apostelgeschichte. Sie fleht Gott, den Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde, an, er möge seine Hand ausstrecken, daß Zeichen, Heilungen und Wunder geschehen „durch den Namen“ seines heiligen Knechtes Jesus. Petrus fordert seine Leser in seinem ersten Briefe auf: „So soll Gott in allem verherrlicht werden durch Jesus Christus.“

Aus diesen Stellen ergibt sich, meine lieben Freunde, daß das feierliche und das private Gebet der Urgemeinde, der Urchristen, an den Vater selbst gerichtet wird. Aber es geschieht in Gemeinschaft, in Verbindung und in der Mittlerschaft Jesu. Da könnte es zunächst scheinen, daß man nur durch Jesus zum Vater betet und nicht auch zu Jesus, daß Jesus also nur der Mittler unserer Gebete und nicht der Empfänger ist.

Weit gefehlt! Eine andere Reihe von Texten der Heiligen Schrift zeigt uns, daß, weil Jesus das gleiche Wesen mit dem Vater hat und weil der Vater und der Sohn im Wirken eins sind, wir auch zu Jesus beten können, ja beten sollen, daß er auch der Empfänger unserer Gebete ist. Im Johannesevangelium wird es klargemacht, daß der Vater dem Sohne sein Wirken verliehen hat, damit alle dem Sohn die gleiche Ehre erweisen wie dem Vater. Man kann daher auch den Sohn bitten, wie man den Vater bittet. „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, will ich tun, damit der Vater im Sohn verherrlicht wird.“ „Wenn ihr mich in meinem Namen um etwas bittet, werde ich es tun.“ Und wir alle kennen die ergreifenden Gebetsrufe des Erstlingsmartyrers Stephanus in der Stunde seines blutigen Zeugnisses für Christus. Da ruft er aus: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Und als er in die Knie sinkt, da fleht er noch einmal mit lauter Stimme: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Hier wird also zu Jesus gebetet. Auch Paulus betet zu Jesus. Er betet dreimal, wie er erwähnt, zu Jesus, daß er ihn von dem Satansengel befreie, der ihn mit Fäusten schlägt. Ja, die Christen werden in der Apostelgeschichte als diejenigen bezeichnet, welche den Namen Jesus anrufen. Die Anrufung des Namens Jesu ist also gewissermaßen ihr Charakteristikum, unterscheidet sie von den Juden, aus denen sie ja hervorgegangen sind.

Und nicht nur Bittgebete werden an Jesus gerichtet, sondern auch Lobgebete, etwa in der Apokalypse: „Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm seien Preis und Ehre und Ruhm und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Das Lamm ist natürlich Jesus. Und im Philipperbrief heißt es, daß sich im Namen Jesu die Knie aller Geschöpfe beugen sollen. Genauso, wie sich die Knie beugen müssen vor dem Vater im Himmel. Im Hebräerbrief wird gesagt, daß ihn, nämlich Jesus, die Engel Gottes anbeten. Und die Apostel fielen anbetend nieder, als Jesus vor ihnen in den Himmel erhoben wurde.

Aus diesen beiden Reihen von Texten, die wir der Heiligen Schrift entnommen haben, erkennen wir, daß das Gebet durch Jesus zum Vater berechtigt ist, ja daß wir verpflichtet sind, durch Jesus zu beten, weil unser Gebet anders gar nicht ankommt, als wenn wir in der Gemeinschaft, in der Verbindung und in der Mittlerschaft Jesu uns zum Vater wenden. Es ist eben kein anderer Mittler uns gegeben als Jesus. Gleichzeitig aber ist dieser Mittler göttlichen Wesens, und deswegen kann man auch außer durch ihn zu ihm beten, wie wir soeben an einer Reihe von Stellen gesehen haben.

Diese Weise, zu beten, finden wir dann auch im gottesdienstlichen Leben der Kirche wieder. Sie haben alle den Schott oder das Diözesangesangbuch vor sich. Darin beten Sie die Texte der heiligen Messe mit. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß fast alle Texte der heiligen Messe an den Vater gerichtet sind. Wir beten zum Vater durch Jesus Christus, vor allen Dingen natürlich am Schluß der Orationen, wo wir immer sagen: Das Gebet, das wir soeben an den Vater gerichtet haben, soll „durch Jesus Christus“ zu ihm emporgetragen werden, und natürlich soll auch die Erhörung von ihm zu uns zurückgebracht werden. Diese Gebetsrichtung ist richtig. Sie ist notwendig. Denn was geschieht in der heiligen Messe? Es geschieht die Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers. Wem war das Kreuzesopfer gewidmet, wem wurde es dargebracht? Es wurde dem himmlischen Vater dargebracht. Jesus hat dem Vater in Gehorsam und Liebe sein Sühne- und Genugtuungsoffer dargebracht. Wenn wir also in der heiligen Messe dieses Opfer gegenwärtigsetzen, müssen wir uns in die Gebetsrichtung Jesu eingliedern. Wir können gar nicht anders als durch ihn und mit ihm zum Vater zu flehen. Denn das ist ja sein großes Lob- und Preisopfer gewesen, daß er in Gehorsam und Liebe den Willen des Vaters vorbehaltlos in sein eigenes Leben einbezog und ihm das Opfer seines Lebens darbrachte.

Darin liegt keine Unterordnung Jesu in dem Sinne, als ob er ein zweiter Gott wäre, ein Gott niedriger Ordnung, sondern darin liegt nur die Erfüllung des heilsgeschichtlichen Willens Gottes. Und der heilsgeschichtliche Wille Gottes ging eben darauf hin, daß durch den Tod des Sohnes in der Kraft des Heiligen Geistes die Erlösung bewirkt wurde.

Aber auch in der heiligen Messe beten wir nicht nur und nicht immer nur durch Jesus. Wir beten auch zu Jesus. Wir haben vorhin die Kyrierufe gesprochen: „Herr, erbarme dich unser!“ Das geht auf den Vater. „Christus, erbarme dich unser!“ Das geht auf den Sohn. „Herr, erbarme dich unser!“ Das geht auf den Heiligen Geist. Also schon hier beten wir auch zu Jesus. Wir rufen zu ihm, gleich wie wir zum Vater und zum Heiligen Geiste rufen.

Noch deutlicher wird dieses Verhältnis bei der heiligen Kommunion. Da wenden wir uns unmittelbar Jesus zu. Dreimal sagen wir: „Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünden der Welt, erbarme dich unser!“ Wir beten zu Jesus. Und in den folgenden drei Gebeten richten wir uns ausschließlich an ihn, denn er ist es, der sich jetzt uns schenken will. Er ist es, der zu uns kommen will. Er ist es, der sich mit uns vereinigen will. Darum müssen wir unsere Liebe und unsere Ergebung und unsere Hingabe ihm persönlich sagen. Deswegen diese drei Gebete, die sich unmittelbar an Jesus Christus richten.

Es gibt auch manche Orationen, die nicht an den Vater, sondern an Jesus gerichtet sind. Das soll uns zeigen und soll uns belehren, daß wir nicht nur berechtigt sind, zu Jesus zu beten, sondern daß wir auch verpflichtet sind, zu Jesus zu beten, um ihn ernstzunehmen als den wesensgleichen Sohn des himmlischen Vaters.

Weil der ganze Christus in einer Anbetung zu verehren ist, können wir auch Bestandteile seines irdischen Selbst zum Gegenstand unserer Verehrung machen. Und das hat die Kirche und die kirchliche Frömmigkeit im Laufe der Jahrhunderte deutlich herausgearbeitet. Wir verehren den verklärten Leib unseres Herrn, wir verehren sein kostbares Blut, und zwar nicht so, daß die Verehrung nur auf die materiellen Bestandteile seines Selbst geht, sondern so, daß sie durch diese Bestandteile hindurch auf die Person des göttlichen Logos gerichtet ist. Wenn wir an Fronleichnam den Leib des Herrn durch die Straßen tragen, dann jauchzen wir dem verborgenen Gott und Heiland zu. An den Sterbetagen unserer Lieben und auf den Friedhöfen verehren wir die heiligen fünf Wunden. Es sind die wirklichen, ihm durch die Henker geschlagenen geöffneten Stellen seines kostbaren Leibes. Aber freilich, wir bleiben dabei nicht stehen, sondern wir dringen durch die Wunden hindurch zu seinem göttlichen Wesen, zu seiner göttlichen Person. Wir verehren in den Wunden die Liebe des Logos, der sich für uns geopfert hat.

Und was soll ich sagen vom heiligsten Herzen Jesu? Wir verehren das leibliche Herz Jesu mit seinem menschlichen Innenleben. Aber wir verehren das leibliche Herz Jesu mit seinem menschlichen Innenleben, weil wir dadurch hindurchstoßen zu seinem göttlichen Selbst. Der Träger dieses menschlichen Herzens und dieses menschlichen Innenlebens ist eben nur einer, nämlich der göttliche Logos. Darum also beten wir das heiligste Herz Jesu an, weil es ein Bestandteil der einen Wirklichkeit Jesu ist, die ihr Selbst, ihr Ich, ihre personale Mitte im Logos besitzt.

Wir können und sollen durch Jesus zum Vater im Himmel beten. Wir bekennen uns damit nämlich zu der Mittlerschaft unseres Herrn und Heilandes, der uns durch sein kostbares Blut, durch seinen schmerzlichen Tod von den Sünden erlöst hat. Aber wir beten auch zu Jesus. Er ist auch der Empfänger unserer Gebete, und die Kirche hat uns immer so beten gelehrt, daß wir unsere Gebete unmittelbar an Jesus richten als den Erhörer unseres Flehens.

„Jesus, Jesus, komm zu mir! O, wie sehn' ich mich nach dir! Meiner Seele bester Freund, wann werd' ich mit dir vereint?“ So beten viele von uns seit der ersten heiligen Kommunion. Und das ist richtig so. Die Liturgie selbst lehrt es uns, so zu beten. Wir rufen zum heiligsten Herzen Jesu: „Herz Jesu, ich vertraue auf dich!“ Und dieses Gebet ist berechtigt, denn dieses Herz ist reich für alle, die es anrufen. Es ist eine Schatzkammer, es ist die Zuflucht und der Ruheort für alle Bedrängten und Beladenen dieser Erde. Wir beten selbstverständlich weiter: „Vater unser, der du bist in deinem Himmel.“ Und wir sind glücklich, daß wir unseren Gott Vater nennen dürfen. Aber gleichzeitig rufen wir: „Jesus, dir leb' ich. Jesus, dir sterb' ich. Jesus, dein bin ich tot und lebendig!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Zeugen Jehovas

20.03.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn ich aus dem Fenster meines Arbeitszimmers schaue, dann blicke ich auf ein Haus, in dem eine Familie mit vier Kindern lebt. Sie gehören den Zeugen Jehovas an. Es sind also Personen aus der großen Zahl derer, die einmal Christen, Katholiken waren, dann abgefallen sind. Im vergangenen Jahre sind in dieser Pfarrei Budenheim 59 Personen aus der Kirche ausgetreten. Damit hat sich die Zahl der Austritte gegenüber 1992 verdoppelt. Ich weiß nicht, wie viele von diesen Ausgetretenen den Weg zu den Zeugen Jehovas genommen haben, aber es ist durchaus denkbar, daß einige darunter sind. Es ist dies nicht nur in Budenheim so.

Im Herbst vorigen Jahres weilte ich in einem kleinen Ort bei Regensburg, und eines Tages kam ein Herr zu mir und fragte: „Was sollen wir bloß machen, die Zeugen Jehovas laufen uns die Häuser ein?“ Er erklärte mir, daß diese Menschen auch bei Abweisung immer wieder kämen, aufdringlich werbend für ihre Sekte.

In einem oberbayerischen Dorfe ist einer der schönsten Höfe im Besitz eines Mannes, den die übrigen Dorfbewohner als den „Bischof“ der Zeugen Jehovas bezeichnen. Er ist mit seiner ganzen Familie abgefallen und bemüht sich, in dem Dorfe Propaganda für seine Sekte zu betreiben. Vor einigen Jahren besuchte ich meinen Freund, den Stadtpfarrer von Bad Tölz in Oberbayern. Er erzählte mir, daß jedes Jahr in seiner Pfarrei, die einmal ganz katholisch war, nicht wenige zu den Zeugen Jehovas übergehen, vor allem Italiener.

Wir haben also Anlaß, meine lieben Freunde, uns am heutigen Sonntag mit dieser Bewegung der Zeugen Jehovas zu befassen. Wir wollen fragen nach ihrem Ursprung, nach ihrer Tätigkeit und nach ihrer Lehre.

Die Zeugen Jehovas sind entstanden im vorigen Jahrhundert. Ihr Gründer hieß Charles T. Russell, ein Amerikaner aus Pittsburgh. Er wurde im Jahre 1852 geboren. Er stammt aus einer presbyterianischen Familie. Presbyterianer sind Calvinisten, also ein Zweig der Protestanten. Bei den Presbyterianern lernte er die Hochschätzung der Bibel und das Bibellesen auf eigene Faust. Er hat sich in die Bibel vertieft - ein religiöser Mann, wie er war - und über dem Grübeln und Lesen beinahe seinen Glauben verloren. Er wurde aber vor dem Unglauben bewahrt durch den Anschluß an die Adventisten. Er hat sich also zunächst dieser Sekte der Adventisten zugeneigt, aus der er die Eschatologie, die Lehre von den Letzten Dingen, bezog, die in seiner Religionsgemeinschaft noch eine große Bedeutung erlangen sollte. Er hat dann sich mit anderen zusammengetan zu einem Bibelkränzchen, etwa zwanzig Personen kamen regelmäßig zusammen, lasen in der Bibel und legten sie aus ohne jede Vorkenntnisse, wie es ihnen einkam, und gelangten zu der Überzeugung, daß alle bisherigen Bibelleser die Bibel falsch gelesen hätten, daß erst sie in den Geist und in den Sinn der Bibel eingedrungen seien.

Russell war ein geschickter und raffinierter Geschäftsmann, und mit den amerikanischen Geschäftsmethoden war er bedacht, seine Bewegung auszubreiten. Er war unaufhörlich auf Reisen; er ist in einem Schnellzug gestorben, auf einer Propagandareise. Auf seinen ausgedehnten Reisen kam er auch nach Deutschland, überall bedacht, seine Bewegung zu verbreiten.

Im Jahre 1916 ist Russell gestorben, aber seine Bewegung war bis dahin fest begründet. Ein amerikanischer Rechtsanwalt namens Rutherford kam an seine Stelle und führte die Gemeinschaft weiter, freilich indem er sie von ihrem bisherigen demokratischen Status in einen streng zentralistischen überführte. So ist die Sekte der Zeugen Jehovas entstanden.

Sie hat sich in der Folgezeit ausgebreitet durch eine phänomenale Werbetätigkeit. Schon Russell hatte 70 hauptamtliche Verkündiger bestellt und 700 weitere ehrenamtliche Verkündiger. Man bediente sich des gedruckten und des gesprochenen Wortes. In Brooklyn in den USA wurde eine riesige Druckerei gegründet, die Tausende von Büchern an einem Tage drucken konnte. Die Schallplatte wurde in den Dienst der Bewegung gestellt, über Hunderte von Rundfunksendern wurden und werden die Platten dieser Sekte verbreitet, Zeitschriften wurden gegründet, vor allem die Zeitschriften „Wachturm“ und „Volkskanzel“, später auch noch die Zeitschrift „Erwacht“. All diese Druckschriften werden und werden in Millionen und Abermillionen von Exemplaren unter die Menschen geworfen. Russel selbst hat sieben Bände Bibelstudien verfaßt, die in Millionen von Exemplaren, in alle Sprachen übersetzt, verbreitet werden. Eigene Rundfunksender wurden erworben und betrieben. Gleichzeitig wurden die Anhänger der Sekte geschult in der Rede, im Dialog mit anderen, das packende Wort wurde ihnen durch diese Schulung vermittelt. Kein Wunder, daß diese Sekte zugenommen hat.

Im Jahre 1927 zählte sie 88.000 Mitglieder, im Jahre 1948 waren es 207.000, im Jahre 1993 sind es viereinhalb Millionen. Das alles ist geschehen in einer Zeit, in der die katholische Kirche und auch die protestantischen Gemeinschaften fortlaufend Mitglieder verlieren. In Deutschland gibt es 160.000 aktive Verkündiger der Zeugen Jehovas, davon 35.000 in der früheren DDR. Der Hauptsitz ist in unserer Nähe, in Wiesbaden-Dotzheim. Eine zweite Niederlage ist in Magdeburg, dort gab es zumindest eine eigene Wachturmstraße.

Die Bewegung wurde von den Nationalsozialisten heftig bekämpft. Der Grund lag darin, daß sie jüdisches Gedankengut weitertrug, daß sie kommunistischen Ideen zuneigte, daß sie den Wehrdienst verweigerte und den Staat ablehnte. 6.000 Zeugen Jehovas wurden in Konzentrationslager verbracht, 2.000 sind darin gestorben. In allen Büchern über die Konzentrationslager liest man von der tapferen Haltung der Zeugen Jehovas. Sie hätten die Freilassung erwirken können, wenn sie zugesagt hätten, sich von ihrer Sekte zu trennen, aber die allermeisten blieben standhaft und lehnten die Zumutung, sich von der Bewegung loszusagen, ab. Fast alle Verfasser von Büchern über die Konzentrationslager sind deswegen sehr angetan von der Haltung der Zeugen Jehovas. Einer macht eine Ausnahme, das ist der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert. Er war ja selbst im Konzentrationslager Buchenwald und hat darüber sein Buch „Totenwald“ geschrieben und ist dort den Zeugen Jehovas begegnet. Was er von ihnen schreibt, ist nun hochinteressant: „Hier befand sich eine große Zahl jener Unglücklichen, die das Dritte Reich mit besonderer Erbarmungslosigkeit verfolgte, nämlich die Sekte der „Ernsten Bibelforscher“. Was bei näherem Zusehen auf dem Grunde ihrer Weltanschauung lag, war so beschaffen, daß es sich jeder ernsthaften Diskussion völlig entzog. Wer bis auf das Jota genau weiß, wann die Welt erschaffen wurde, und fast ebenso genau auf das Jota, wann sie zugrunde gehen wird, wer die chinesische und die ägyptische Kultur für eine lügenhafte Erfindung wissenschaftlicher Schwindler hält, da ja vor 6.000 Jahren erst Adam zu leben begonnen habe, wer gar die Zahlen der Erdgeschichte, und seien sie noch so gering angenommen, für das Erzeugnis einer höllischen Idiotie hält, mit dem ist schwer zu disputieren und noch schwerer zu rechten, weil ein anderes Zeitalter, ja ein anderer Stern unter seinen Füßen zu liegen scheint, und weil ein prophetischer Glanz sein Auge trübt, in dem er alle Tatsachen nur wie kindliche und kindische Lehmfiguren erblickt. Doch waren von allen Insassen des Lagers sie die einzig Unbeugsamen. Es gab solche unter ihnen, die nach ein oder zwei oder drei Jahren Haft freigelassen werden sollten, wenn sie eine Erklärung unterschrieben, daß sie sich ihrer Sekte fortan fernhalten wollten. Keiner von ihnen tat es, obwohl sie weder Post noch Geld empfangen durften und nicht nur sie, sondern auch ihr Gott Jehova auf eine wahrhaft verruchte Weise gequält wurden. Auch verweigerten sie nach ihrem Glauben den Kriegsdienst, und man zweifelte bei keinem von ihnen, daß er aufrecht und des Paradieses gewiß in den Tod gehen würde.“ Jetzt kommt der entscheidende Satz: „Doch lag begreiflicherweise keine beispielgebende Kraft in der Starrheit dieser Haltung, weil ihre Wurzel in einen zu dumpfen Boden reichten. Man konnte sie alle achten, aber man mußte sie auch alle bedauern. Der Martyrer, der für den Glauben stirbt, daß man nur Gras essen dürfe, begibt sich des Heiligenscheines um seine Stirn.“

Ernst Wiechert hat tatsächlich etwas vom Wesen dieser Sekte erfaßt, nämlich die unbegreifliche Sturheit, die Unzugänglichkeit gegenüber jedem Argument und vor allem das völlige Durcheinander in der Lehre.

Und die wollen wir uns jetzt, als dritten Punkt, näher ansehen. Die Zeugen Jehovas haben ihren Namen nach dem Gott des Alten Testaments, Jahwe, den sie aber mit bestimmten Vokalen versehen haben, so daß Jehova daraus geworden ist. Das zeigt schon, daß sie das Alte Testament weit mehr in ihrer Religion benutzen als das Neue Testament. Sie lesen das Neue Testament im Lichte des Alten, statt wie wir das Alte Testament im Lichte des Neuen zu lesen. Ihr Gottesbegriff ist unhaltbar; denn ihr Gott hat einen Körper. Ihr Gott ist nicht nur Geist, ihr Gott hat auch einen Körper, und damit ist natürlich ausgeschlossen, daß er der actus purus, die reine Verwirklichung des Seins, sein kann, als den wir ihn notwendig bekennen müssen, wenn wir ihn von der Schöpfung absetzen wollen.

Mit Erbitterung bekämpft die Sekte die Trinität, die Dreifaltigkeit. Alle Stellen, die davon sprechen in der Bibel, werden zu entwerten versucht. Sie hat ein Verhältnis zu Jesus Christus, aber auch da liegt die Verkehrung zugage. Nach ihr hat Jesus drei Stadien durchgemacht. Im ersten Stadium war er als Geschöpf Gottes im Himmel und identisch mit dem Erzengel Michael. Im zweiten Stadium war er auf der Erde, und hier war er ein echter Mensch, ist aber in seinem Menschsein völlig vernichtet worden durch den Tod. Im dritten Stadium ist er göttlichen Wesens und göttlicher Natur teilhaftig geworden, er hat einen göttlichen Leib empfangen und ist also jetzt in der Herrlichkeit Gottes, des ewigen Jehova.

Von Kirche und Sakramenten halten die Zeugen Jehovas nichts. Wenn man überhaupt bei ihnen von einer Kirche sprechen kann, dann ist es diese Gemeinschaft. Alle anderen religiösen Verbände werden scharf abgelehnt, am schärfsten die katholische Kirche. Mit infernalischem Haß wird über diese Kirche hergefallen. Die Zeugen Jehovas kennen auch keine Sakramente. Zwar gibt es bei ihnen eine Taufe durch Untertauchen, aber es ist keine sakramentale Wirksamkeit, die diesem Geschehen zugesprochen wird, sondern es ist nur ein Symbol dafür, daß man sich Jehova übergeben hat. Einmal im Jahre, am 15. Nisan, also an einem jüdischen Festtag, feiern die „Auserwählten“ das Abendmahl als Gedächtnismahl an Jesus.

Das größte Gewicht liegt in ihrer Lehre wahrscheinlich auf der *Eschatologie*, auf der Lehre von den Letzten Dingen. Sie unterscheiden da verschiedene Zeitalter. Das erste Zeitalter reicht von der Erschaffung der Welt bis zur Sintflut. Die Erschaffung der Welt hat nach den Zeugen Jehovas im Herbst 4217 stattgefunden, und die Sintflut war nach ihrer Meinung im Herbst 2463. Das zweite Zeitalter reicht von der Sintflut bis zum Jahre 1914, doch werden da noch verschiedene Unterteilungen vorgenommen. Seit dem Jahre 1914 hat die Endzeit begonnen. Sie zerfällt in zwei Phasen, zunächst das Millennium, das tausendjährige Reich, das von 1914 bis 2914 geht, und daran schließt sich dann der neue Himmel und die neue Erde. In dem tausendjährigen Reiche stehen die Toten auf. Gerettet und auf dem Heilsweg gegangen sind nur 144.000 Auserwählte, die Brautschaft, wie sie genannt werden. Die anderen Menschen, die gestorben sind, fallen in einen todesähnlichen Schlaf, denn es gibt keine unsterbliche Seele. Sie verfallen in einen todesähnlichen Schlaf, aus dem sie Gott aufwecken wird. Nicht alle, denn eine Reihe von ihnen, die Bösewichte, werden vernichtet; nicht in einer Hölle, in einem Strafzustand, sondern gänzlich vernichtet, so daß nichts von ihnen übrigbleibt.

Man rühmt an den Zeugen Jehovas gewisse Tugenden wie Ehrlichkeit, Verlässlichkeit. Es ist ohne weiteres einzuräumen, daß eine relativ kleine Bewegung, die aus persönlich zu ihnen gestoßenen Menschen besteht und einer strengen Disziplin und Kontrolle unterworfen wird, imstande ist, einen gewissen sittlichen Standard zu halten; doch sollte man die Tugenden nicht isoliert sehen und nicht übertreiben. Der Gründer der Sekte, Russell, wurde von seiner Frau schuldig geschieden, und in einem Verleumdungsprozeß wurde er des Betrugs bezichtigt. Gerade die geschlechtliche Sittlichkeit ist aber ein gewichtiger Prüfstein für den sittlichen Stand von Menschen. Außerdem lehnt die Sekte jede staatliche Tätigkeit ab, verwirft selbstverständlich den Wehrdienst und versagt sich auch jeder sozial-caritativen Tätigkeit. Für einander sorgen sie, aber darüberhinaus kümmern sie sich um niemanden. Zur Verbreitung ihrer Irrtümer verlangen sie viel von ihren Angehörigen. Jeder, der dieser Sekte aktiv angehört, muß im Monat 8 Stunden Dienst leisten, in der Woche also 2 Stunden, und die Pioniere müs-

sen 100 Stunden Felddienst im Monat ableisten. Sie werden streng kontrolliert, ob sie auch diese Dienste tatsächlich erbringen.

Die Zeugen Jehovas verfügen über enorme Geldmittel, denn die Anhänger müssen den Zehnten abgeben. Mit diesen Geldmitteln können sie ihre gewaltigen Aktivitäten bestreiten. Wegen ihrer sektiererischen Mentalität ist die Anhängerschaft nicht so gewachsen, wie es anzunehmen wäre angesichts der gewaltigen Mittel, die sie verwandt haben, aber sie haben etwas Negatives erreicht, nämlich bei vielen, die sie besucht, die sie heimgesucht haben, den Glauben an die Religion, an die Kirche erschüttert. Das Wachstum ist angesichts der eingesetzten Mittel relativ bescheiden, aber die zerstörerische Wirksamkeit der Sekte ist überhaupt nicht hoch genug anzusetzen.

Wir können von den Zeugen Jehovas etwas lernen, meine lieben Freunde, und zwar, indem wir ihre Übertreibungen und dann die gesunde Mitte vergleichen.

1. Ihr Fanatismus ist selbstverständlich dumpfer, dunkler, unerleuchteter Eifer, aber wir könnten dagegen eine wahre Glaubensüberzeugung setzen, die begründet ist in Erkenntnis der Richtigkeit und der Wahrheit der Offenbarung und der Lehre der Kirche. Nicht Fanatismus, aber tief begründete, unerschütterliche Glaubensüberzeugung.

2. Sie treiben Proselytismus, suchen also auf jede Weise und mit allen Mitteln Menschen für sich zu gewinnen. Wie es innerlich in ihnen aussieht, das spielt keine Rolle. Wir sollten dem proselytischen Treiben missionarischen Eifer entgegensetzen. Auch wir sollten uns bemühen, unsere Umgebung, wo immer wir können, von der Wahrheit und der Berechtigung unserer Religion zu überzeugen, die Laien und Abständigen wiederzugewinnen, die Abgefallenen zurückzurufen zur Gemeinschaft der heiligen Kirche. Wir sollten uns an Eifer, an erleuchtetem Eifer, von diesen Leuten nicht übertreffen lassen.

3. Sie haben einen Servilismus, d.h. eine blinde Ergebenheit gegenüber den Ideen ihrer Lehrmeister, vor allen Dingen Russells, und gegenüber ihren Vorgesetzten. Wir sollten uns nicht übertreffen lassen an treuer und erleuchteter Ergebenheit gegenüber der Lehre unserer Kirche und gegenüber den recht gebietenden Hirten unserer Kirche. Aufstand gegen den Papst, Mißmut gegen die Kirche, abweichende Lehren, das sollte bei uns keine Stelle haben. Wir sollten aus Überzeugung und mit Ergebenheit unserer Kirche, der Lehre unserer Kirche, den Hirten unserer Kirche, wenn immer sie richtig gebieten, die Treue halten. Das ist der einzige Weg, wie wir auch die Irrlehre anderer überwinden können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zeugnis des Osterglaubens

03.04.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

„Am dritten Tage nach seiner Hinrichtung ist der Herr glorreich aus dem Grabe erstanden.“ Diese Wahrheit ist der Inhalt aller Glaubensbekenntnisse der Kirche. Sie ist der Angelpunkt unseres ganzen Glaubens. Die Auferstehung Christi hat in der Verkündigung der Apostel immer die erste Stelle eingenommen. Der Ostertag war für die Jünger nicht nur eine Bestätigung dessen, was sie von Jesus zuvor gehört hatten, sondern die Eröffnung einer neuen Sicht auf ihren Herrn und Meister. Gewiß sahen sie in der Auferstehung Jesu die Bekräftigung seiner messianischen Ansprüche durch den himmlischen Vater. Sie konnten jetzt die Worte, die sie von Jesus gehört, und die Taten, die sie von ihm gesehen hatten, besser einordnen, als es vorher möglich war, als sie noch nicht um das Geheimnis seiner Auferstehung wußten.

Die Wirklichkeit des Auferstandenen aber hat ihnen auch klar gemacht, daß der Messias von göttlicher Würde erfüllt ist, daß es sich bei Jesus nicht nur um einen irdischen Befreier handelt, sondern um einen himmlischen Beseliger. Für Paulus ist das Kreuz und die Auferstehung Jesu der zentrale Punkt der Verkündigung. Und Petrus stellt als Bedingung für den Ersatz des Judas auf, daß ein Zeuge der Auferstehung des Herrn gewählt werden muß. Ja, das wird als das Wesen der Verkündiger Jesu angesehen, Zeuge der Auferstehung Jesu zu sein. Gegenüber diesem Ereignis, gegenüber dieser Wahrheit tritt alles andere, was Jesus getan und gesagt hat, in den Hintergrund.

Freilich erhebt sich gegen die Auferstehung des Herrn der Einspruch des Menschen, der nur mit seiner Erfahrung und mit seinem Nachsinnen rechnet. Immer wieder setzt der selbstherrliche Mensch der Auferstehung Jesu das Nein seines philosophischen Nachsinnens und seiner alltäglichen Erfahrung entgegen. Dem Menschen, der nur mit dem Menschlichen rechnet, ist es denkbar, daß jemand in der Erinnerung anderer weiterlebt, daß jemand in seinen Taten und Worten irgendeine Spur zieht, vielleicht auch, daß er geistig fortexistiert. Aber die Wahrheit, daß ein Verstorbener in leibhafter Wirklichkeit bei Gott lebt, ist nur dem zugänglich, der aufhört, vom Menschen her zu denken, und anfängt, von Gott her zu denken.

Die Apostel und die Jünger Jesu haben einen langen Umwandlungsprozeß gebraucht, bis sie diese neue Sichtweise lernten. Der Herr hat ihnen seinen Tod in Jerusalem vorhergesagt. Aber er hat immer damit die Verheißung verknüpft, daß er auferstehen werde. Doch sie überhörten diese Verheißung. Es war nichts in ihnen, was ihr entgegenkam. Es fehlte ihnen das Organ, um sie aufzunehmen. Und deswegen waren sie am Karfreitag auch so zerschmettert, so verzweifelt, weil die Verkündigung der Auferstehung in ihrem Herzen nicht Besitz ergriffen hatte.

Gerade diese skeptische Haltung der Jünger, gerade dieses Unverständnis und dieser Mangel an Erwartung sind aber nun für das Zeugnis von der Auferstehung von größtem Gewicht. Denn weil die Jünger durch die Hinrichtung Jesu zermalmt und verzweifelt waren, weil sie die Auferstehung nicht erwarteten und nicht mit ihr rechneten, deswegen konnte die Auferstehung nicht wie ein Wunschtraum, wie eine Vision aus ihrem Inneren hervorbrechen, so daß also gewissermaßen eine geheimnisvoll schaffende Macht ihres Inneren die Lehre von der Auferstehung hervorgetrieben hätte, daß sie also einer Selbsttäuschung und wir einer Täuschung erlegen wären. Nein, ihr ganzer Seelenzustand erhebt Einspruch dagegen, daß es sich bei den Erscheinungen des Auferstandenen um subjektive Visionen, Halluzinationen, Einbildungen der Jünger gehandelt haben könnte.

Diese Meinung wird aber seit über 160 Jahren von nicht wenigen liberalen Theologen vertreten. Ihr Urheber ist David Friedrich Strauß, ein protestantischer Tübinger Theologe. Nach ihm sind die Erscheinungen Jesu geschichtlicher Art, aber nicht als von außen kommende Ereignisse, die auf die Jünger eindringen, sondern als subjektive, aus dem Inneren der Jünger hervorbrechende Vorstellungen. Und um diese Vorstellungen mit einem Inhalt zu füllen, haben sie gesagt: Jesus ist auferstanden.

Diese Irrlehre, meine lieben Christen, hat nicht aufgehört, immer weitere Kreise von Theologen zu faszinieren. Soeben - in diesem Jahr! - ist ein Buch des protestantischen Professors für Neues Testament in Göttingen erschienen, Gerd Lüdemann, der die Auferstehung Jesu auf diese Weise erklärt, das heißt eben leugnet. Er hat viele Genossen in seiner Leugnung und noch viel mehr Nachsprecher.

Wir müssen uns mit dieser Behauptung befassen, die Auferstehung Jesu sei das Ergebnis eines Wunschtraumes der Jünger, die sich aus ihrer Depression durch solche selbstfabrizierte Vorstellungen erhoben haben. Läßt sich gegen diese Meinung etwas anführen? Ich meine ja.

Erstens, diese Anschauung verkennt die Stimmung, in der die Jünger am Ostertage waren. Sie waren nämlich verzweifelt. Sie waren ohne Hoffnung, sie waren ohne Erwartung auf Jesu Auferstehung. Und die Hoffnung und die Erwartung sind aber die notwendige psychische Voraussetzung, um zu einer solchen Vorstellung zu gelangen. Denn wer hofft, der hält ja gern für wahr, was er erhofft. Wer etwas erwartet, der sieht ja gerne seine Erwartung erfüllt. Aber diese Hoffnung und diese Erwartung fehlten bei den Jüngern. Ein Verzweifelter hat keine Möglichkeit, mit einer Hoffnung seine Depression zu überwinden.

Der zweite Einwand geht davon aus, daß man vom Unglauben zum Glauben nicht gleichsam über Nacht kommt. Es muß eine Entwicklung vor sich gehen. Man muß Argumente gegen den Unglauben suchen, um zum Glauben zu finden, man muß die Einwände die der Unglaube erhebt, aus den Angeln heben. Man muß sich mit anderen besprechen und austauschen, und das alles braucht Zeit. Für die Entwicklung vom Unglauben zum Glauben benötigt man unweigerlich einen erheblichen Zeitraum. Aber ein solcher Zeitraum steht für die Entstehung des Glaubens an die Auferstehung nicht zur Verfügung, denn der Glaube an die Auferstehung ist wenige Stunden nach der Hinrichtung Jesu da. Der Glaube an die Auferstehung ist am Ostertage vorhanden, nicht Monate später oder Jahre später, nachdem sich die Erinnerung verloren und verfärbt hat, nachdem die Zeugen gestorben sind. Nein, am Ostertage ist der Osterglaube vorhanden. Es fehlt an dem längeren Zeitraum, den jede Psychologie benötigt, um den Umschlag vom Unglauben zum Glauben zu erklären.

Der dritte Einwand gegen diese Meinung ist der schwerwiegendste. Denn die Theologen, welche die Auferstehung Jesu als inneres Erlebnis der Jünger erklären, gehen nicht von den Berichten der Augenzeugen aus, sondern von einer vorgefaßten Meinung; von dem ideologischen Vorurteil, daß Wunder unmöglich sind und daß alle Berichte von Wundern deswegen Legenden sein müssen. Man horcht also nicht auf das Zeugnis derer, die gesehen und gehört haben, sondern man geht von vornherein mit einer vorgefaßten Meinung an die Berichte heran. Und dann muß man natürlich die Texte vergewaltigen, muß sie leichtfertig als unecht erklären, als Produkte der Gemeintheologie, als der zweiten oder dritten Generation angehörig, als Ausdruck des Animismus oder des Materialismus.

Wer dagegen die Texte unbefangen auf sich wirken läßt, ist von der Frische, der Kürze und der Knappheit dieser Berichte angetan. Hier wird nicht fabuliert, sondern hier wird ein überwältigendes Ereignis in schlichter, unverbildeter Weise von den Zeugen des Geschehens wiedergegeben.

Man bemüht in der neuesten Zeit die Tiefenpsychologie, um die Auferstehung Jesu, besser: den Glauben an die Auferstehung, denn die Auferstehung ist nach der Meinung dieser Leute natürlich niemals geschehen, zu erklären. Man sagt, das Unbewußte in den Jüngern habe gearbeitet und gegen die Erkenntnisse des bewußten Seelenlebens die Meinung, die Überzeugung von der Auferstehung Jesu hervorgerufen. Das Unbewußte ist eine Tatsache, meine lieben Freunde, aber das Unbewußte, das bestimmte Vorstellungen hervorbringen soll, muß in einem irgendwie gearteten verwandtschaftlichen Verhältnis zu dem, was da hervorgebracht wird, stehen. Das Unbewußte muß irgendeine Beziehung, eine Affinität zu dem haben, was da an Erzeugnissen des Bewußten vorgewiesen werden soll. Die Gestalt eines Gottes, der seine Leiblichkeit nach seiner Hinrichtung und Auferstehung in die himmlische Seinsweise mitnimmt, war etwas für palästinensische Juden völlig Fremdes. Das konnte unmöglich aus ihrem Unbewußten emporsteigen. Es führt keine Brücke von dem, was in ihrem

Unbewußten gelebt haben mag, zu dem, was ihnen von außen durch die Auferstehung Jesu kundgemacht worden ist.

Man greift darum zu einer zweiten Hypothese, um den Glauben an die Auferstehung zu erklären, d.h. ihn praktisch zu erledigen. Es ist die Betrugshypothese. Sie ist aufgebracht worden von einem Hamburger Protestanten namens Hermann Samuel Reimarus. Nach Reimarus haben die Jünger den Leichnam Jesu gestohlen, dann haben sie auf das leere Grab verwiesen und gesagt: Seht, er ist auferstanden!

Diese Hypothese hat zwei entscheidende Einwände gegen sich. Der erste ist der Charakter der Jünger. Wir kennen die Jünger, wissen um ihre Stärken und ihre Schwächen. Wir haben in der Passionsgeschichte von ihrer Flucht und von der Verleugnung des Petrus gehört. Aber eines ist sicher: Diese Jünger waren keine Betrüger. Sie waren ehrliche, lautere, einfache und würdige Männer; es ist undenkbar, daß sie mit einer Lüge und einem Betrug ihr ganzes Leben aufgebaut und andere in diese Lüge und in diesen Betrug hineingezogen hätten.

Außerdem scheidet diese Hypothese an ihrer Stimmung. Die Jünger waren am Karfreitag zerbrochen, zerschmettert, gleichsam innerlich zerstört. Es fehlte ihnen aller Antrieb und aller Auftrieb. In einer solchen Stimmung der Depression, der Niedergeschlagenheit, der Furcht ist es ausgeschlossen, daß man eine erhebliche verbrecherische Aktivität entwickelt, nämlich ein Grab erbricht und den Leichnam herausholt, ihn irgendwo verbirgt, um dann zu erklären, er ist auferstanden. Das ist psychologisch unmöglich.

In abgeschwächter Form wird die Betrugshypothese vorgetragen von anderen, die sagen: Nicht die Jünger, sondern jemand anderes, z.B. Joseph von Arimathäa oder der Hohe Rat, haben den Leichnam Jesu fortgeschafft, entwendet, und dann haben die Jünger das leere Grab zum Anlaß genommen, von der Auferstehung Jesu zu sprechen. Auch das wäre natürlich ein Betrug und hat deswegen die Einwände gegen sich, die ich eben formuliert habe. Vor allem aber hätten diejenigen, die den Leichnam Jesu aus dem Grabe entfernten, gewiß nicht geschwiegen zu der Verkündigung der Apostel von der Auferstehung Jesu. Sie hätten den Leichnam Jesu vorgewiesen und gesagt: Hier ist er ja! Wie könnt ihr da behaupten, er ist auferstanden? Es wäre doch ein Leichtes gewesen, den Leichnam Jesu gleichsam im Triumphzug durch Jerusalem zu tragen, und dann wäre die Botschaft der Apostel, die Verkündigung der Jünger ein für allemal erledigt gewesen.

Das leere Grab hat auch gar nicht den Glauben der Jünger begründet, sondern den Glauben der Jünger begründete das Sehen des Auferstandenen. Seine Erscheinungen haben sie dazu geführt, daß er auferstanden ist. Sein Reden mit ihnen und seine Weisungen, die sie in den folgenden Wochen empfangen sollten, haben den Glauben an die Auferstehung in ihnen befestigt. Das leere Grab hat sie entmutigt, sie waren ratlos. Sie wußten nicht, wie es zu deuten sei. Erst als der Auferstandene ihnen erschien, waren sie gewiß, daß der Tod besiegt sei.

Ich kann nicht davon schweigen, meine lieben Freunde, und ich tue es mit Schmerz, daß es immer wieder auch und jüngst katholische Theologen gibt, die sagen: Die Leichenreste Jesu seien irgendwohin verbracht worden. Das lehrt der katholische Theologe Adolf Kolping in Freiburg, ein früherer Kollege unseres Bischofs. Jedermann ist klar, daß mit dieser Irrlehre der Auferstehung Jesu und dem Glauben an die Auferstehung Jesu der Boden entzogen wird. Denn das ist ja nun gerade das Wesen der Auferstehung, daß der entseelte Leib des Herrn in verwandelter Gestalt in die Herrlichkeit Gottes eingegangen ist. Es wurde nicht ein neuer Jesus geschaffen, sondern der auf Erden lebende und wirkende Jesus, der am Kreuze aufgehängt und getötet wurde, er ist lebendig geworden und siegreich dem Grabe entstiegen.

Ohne die Auferstehung Jesu, meine lieben Freunde, werden viele Dinge, die sich an dieses Ereignis anschlossen, völlig unerklärlich. Warum hätten die Jünger denn in Jerusalem zusammenkommen sollen, wenn alles zu Ende war? Warum hätten sie die Verkündigung von Jesus aufnehmen sollen, wenn ihr Heiland am Kreuze gescheitert war? Die Jünger sind durch die Auferstehung Jesu mutig geworden. Sie waren nämlich vorher feige, sie hatten Angst. Aus Furcht vor den Juden kamen sie in einem verschlossenen Raum zusammen. Man wird aber doch nicht mutig durch eine Einbildung oder durch eine Betrügerei. Mutig wird man durch ein überwältigendes Ereignis, das einem zur innersten Gewißheit geworden ist. Außerdem hat man ja mit Drohungen und Gewalt gegen sie gewütet. Sie sind ver-

haftet, eingesperrt, geißelt, hingerichtet worden. Sie hätten sich leicht von diesen Verfolgungen befreien können, wenn sie zugegeben hätten: Ja, wir haben uns das eingebildet, oder: wir haben eine Betrügerei angestellt. Keiner hat das getan. Jeder ist bei seinem Bekenntnis geblieben. Keiner der Zeugen ist umgefallen vor der Todesdrohung. Wenn das kein Beweis dafür ist, daß sie wirklich den auferstandenen Heiland gesehen haben, dann weiß ich nicht, welche Beweise man überhaupt einfordern möchte.

Es liegt über den Jüngern ein Müssen. Sie können nicht schweigen von dem, was sie gesehen und gehört haben. „Ihn hat Gott auferweckt, des sind wir Zeugen!“ So heißt es in der Apostelgeschichte. Und als der Hohe Rat ihnen die Predigt untersagt, geben sie zur Antwort: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben.“ Es liegt ein Müssen über ihnen. Sie haben der Auferstehung Jesu innerlich widerstrebt, aber sie sind von der Tatsache bezwungen worden.

Deswegen gilt auch heute, meine lieben Freunde, allen Anzweiflungen und Attacken zum Trotz der wunderbare Ruf: „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Hinabgestiegen in das Reich des Todes

04.04.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Der Sinn des Leidens Jesu ist die Auferstehung. Nach seiner Auferstehung stirbt er fürderhin nicht mehr, und der Tod herrscht nicht mehr über ihn.“ So hat einmal Origenes, einer der frühesten Kirchenschriftsteller, in einem seiner Werke geschrieben. Jesus war das Leben in Fülle und in Person. In ihm ist das Leben auf Erden erschienen. Der Tod hatte keinen Anteil an ihm. Dennoch ist er in den Tod hineingegangen. Der Tod verlor dadurch nichts von seiner Furchtbarkeit, daß er das Leben war. Im Gegenteil, weil er vom Wesen her lebendig war, weil er nicht zu den Todverfallenen gehörte, weil der Tod nicht schon in ihm saß und seine Lebenskraft aufzehrte, deswegen konnte er den Tod in einer ganz anderen Weise auskosten als wir Todverfallenen.

Aber er konnte nicht im Tode bleiben. Der Tod konnte ihn nicht festhalten. Er ging in den Tod hinein, um durch ihn hindurchzugehen. Er nahm den Tod auf sich, um ihn zu entmächtigen. Der Sieg über den Tod kam zum Ausdruck in seiner Auferstehung. Da trat aus ihm heraus, was immer in ihm war, nämlich daß er das Leben war, daß er Macht hatte, das Leben hinzugeben und das Leben wieder zu nehmen.

Nach seiner Auferstehung hat der Herr die irdische Lebensform abgeworfen, ist er verklärt worden. Aber wie ist es denn in diesem Zeitraum vom Karfreitag bis zum Ostersonntag um ihn bestellt gewesen? Hat sich da der Logos, die zweite Person der Gottheit, von seiner menschlichen Natur getrennt? Mitnichten! Der Logos blieb verbunden mit dem entseelten Leib, und der Logos blieb verbunden mit der Seele. Der Leib wurde ins Grab gelegt, die Seele stieg hinab in die Unterwelt. „Hinabgestiegen in die Hölle.“ So haben wir als Kinder im Glaubensbekenntnis gelernt. Heute ist es umformuliert: „Hinabgestiegen in das Reich des Todes.“ Hat sich dadurch etwas geändert am Glauben? Mitnichten! „Hinabgestiegen in die Hölle“, das wurde immer verstanden in dem Sinne, daß Christus in die Vorhölle hineingegangen ist, also nicht in den Zustand der Verdammten, sondern in jene Stätte, wo die Geretteten weilten.

Im Katechismus aus dem Jahre 1926 heißt es: „Wohin begab sich die Seele Jesu nach seinem Tode? Die Seele Jesu stieg nach seinem Tode in die Vorhölle hinab zu den Seelen der verstorbenen Gerechten.“ Daß wir heute nicht mehr von der Hölle sprechen, ist dem Bestreben zu verdanken, mehr Klarheit in die Formulierung zu bringen. Denn das hebräische, das griechische und das lateinische Wort für Hölle und Unterwelt ist dasselbe. So kann man also jeweils von der Scheol oder vom Tartaros oder vom Infernum sagen, das ist einerseits die Stätte, wo die Verdammten sind, das ist andererseits die Stätte, wo die geretteten, aber noch unerlösten Seelen sich befinden. Also kein Widerspruch, sondern nur eine grammatikalische Verdeutlichung war mit der Neuformulierung beabsichtigt.

Der Hinabstieg Jesu in die Vorhölle, in das Reich des Todes, in die Unterwelt, ist in der Heiligen Schrift ausgesagt. Im 1. Brief des Apostels Petrus heißt es: „Ist ja doch auch Christus einmal für unsere Sünden gestorben, der Gerechte für Ungerechte, damit er uns zu Gott führe. Dem Fleische nach wurde er getötet, dem Geist nach aber lebendig gemacht. Im Geist ging er auch hin und predigte den Seelen im Gefängnis, die einst ungläubig gewesen waren zur Zeit, als Gottes Langmut zuwartete, in den Tagen Noes, als die Arche gebaut wurde. Im Geiste ging er auch hin und predigte den Seelen im Gefängnis.“ Mit diesem Gefängnis ist natürlich nichts anderes gemeint als die Vorhölle, als das Reich des Todes, das diese Seelen festgehalten hat. Sie konnten noch nicht in die Seligkeit eingehen, weil Christus noch nicht das Allerheiligste durchschritten hatte. Im Brief an die Hebräer wird das deutlich

gemacht. Da ist die Rede davon, daß der Hohepriester nur einmal im Jahr ins Allerheiligste eintrat, und zwar mit Blut. Damit deutete der Heilige Geist an, daß der Weg zum Heiligtum noch nicht geöffnet sei, solange die Zeit der Unerlöstheit noch Bestand hatte. Das heißt, die Seelen der Gerechten, die abgeschieden waren vor der Ankunft Jesu, waren gleichsam im Wartestand. Sie harrten auf die Erlösung, die sich erst an ihnen auswirken konnte, als das Werk der Erlösung von Christus vollbracht war.

So hat es die Kirche in ihren Glaubensbekenntnissen festgelegt, z.B. auf dem IV. Laterankonzil im Jahre 1215. Da ist es besonders ausführlich. „Er stieg nieder zu denen in der Unterwelt. Er erstand von den Toten und stieg auf in den Himmel, dabei stieg er nieder in seiner Seele. Er stand er im Fleische, stieg er auf in Weilen zugleich.“ Wie wunderbar hat dieses Konzil die Wahrheit, die wir ja auch an Ostern feiern, ausgedrückt! Der Sinn der Höllenfahrt Jesu, der Sinn seines Hinabstieges in die Unterwelt, war darin gelegen, daß er den Seelen jener, die im Zustand der Gottverbundenheit abgeschieden waren, die Befreiung, den Sieg über Sünde, Tod und Teufel ankündigte und sie gleichzeitig wirksam befreite.

Diese Wahrheit, meine lieben Freunde, erinnert mich an ein Ereignis, das im 15. Jahrhundert in Spanien stattfand. Bekanntlich haben die Spanier in einem jahrhundertelangen Kampf die Mohammedaner, die in ihr Land eingedrungen waren, zurückgeworfen, und die endliche Vertreibung erfolgte durch die Könige Ferdinand und Isabella. Als diese beiden Könige die Bergfestung Moklin bei Granada erstürmt hatten, feierten sie einen großen Triumphzug. Ritter, Knechte, Priester und der Hofstaat veranstalteten eine Prozession, und bei dieser Prozession sangen sie das *Te Deum*, das „Großer Gott, wir loben dich“. Und wie sie nun dahinschritten, erhob sich auf einmal ein dunkler Antwortgesang aus den Verliesen der Bergfestung. Da scholl es zurück: „*Benedictus, qui venit in nomine domini* - Hochgelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!“ Das war der Gesang der Gefangenen, die die Mohammedaner jahre- und jahrzehntelang dort eingesperrt hatten. Sie hatten jetzt an der Prozession erkannt, daß der Sieg errungen war, daß sie frei werden würden, daß ihr langes Harren endlich belohnt würde. Ähnlich-unähnlich dürfen wir uns jenes Ereignis vorstellen, in dem der Herr die harrenden Seelen der Vorzeit aus ihrem Gefängnis befreite.

Die Wahrheit von dem Hinabstieg Jesu in die Unterwelt ist weder unwichtig noch peinlich. Sie ist nicht unwichtig, weil sie die Allgemeinheit der Erlösung bezeugt. Erlöst werden sollten nicht nur die Zeitgenossen Jesu, auch nicht nur die, die nach ihm kommen würden, nein, erlöst werden mußten auch jene, die vor ihm gelebt hatten. Die Allgemeinheit der Erlösung wird also durch die Lehre von dem Hinabstieg Jesu in die Unterwelt bestätigt und uns vor Augen geführt. Diese Wahrheit ist auch nicht peinlich. Mit dem Totenreich hat es eben seine eigene Bewandnis. Es hat seine Eigenart, und diese ist in zwei Elementen zu sehen. Erstens: Vom Totenreich erfährt nur jener etwas, der in es hinabsteigt. Solange man lebt, weiß man nichts davon. Erst wenn die Schwelle überschritten wird zum anderen Leben, erst dann weiß man, was der Tod ist. Und zweitens: Die einmal in dem Totenreich sind, haben grundsätzlich nicht die Möglichkeit, Kunde von ihren Erfahrungen zu geben. Sie müssen schweigen. Sie sind zum Schweigen verurteilt.

Der Herr hat uns den Grund gesagt, warum das ist und so sein muß, nämlich im Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus. Der in der Hölle begrabene reiche Prasser sagt: Ach, schicke doch einen von den Verdammten zu meinen Brüdern, daß er sie warne, daß sie nicht auch an diesen Ort der Qualen kommen. Da gibt ihm Abraham zur Antwort: „Sie haben Moses und die Propheten. Wenn sie die nicht hören, werden sie auch nicht auf einen hören, der aus dem Totenreich zu ihnen kommt!“ Damit ist der Einwand erledigt, daß niemand aus dem Totenreich den Lebenden predigt.

Nun werden gegen die Wahrheit vom Hinabstieg Jesu in die Vorhölle Einwände vorgebracht. Sie leiten sich aus der Religionsgeschichte her. Man verweist auf angeblich oder wirklich ähnliche Vorstellungen in fremden Religionen. Die Parallelen aus der Religionsgeschichte sind eine ungeheure Gefahr für unsere Kinder. Sie tauchen in den Religionsbüchern auf; dort werden buddhistische und hinduistische und shintoistische Vorstellungen neben die katholische, neben die christliche Wahrheit gestellt, als ob das alles auf ein und derselben Ebene stünde. In Wirklichkeit sind Geschichte und Mythos unvergleichbar, durch Welten geschieden, durch eine Kluft getrennt, über die keine Brücke führt. Also es geht jetzt darum, die Einwände zu betrachten, welche die liberale Religionsgeschichte gegen die

Wahrheit vom Hinabstieg Jesu in die Unterwelt erhebt. Man sagt, das sei ein Einzelfall von den vielen mythischen Erzählungen, wo Heroen und Götter in die Unterwelt hinabsteigen und bei dieser Bewegung in einen Kampf geraten.

Gegen diese Ableitung der christlichen Wahrheit vom Hinabstieg Jesu in das Reich des Todes gibt es zwei schwerwiegende Einwände. Erstens: Die Lehre von der Verkündigung der Erlösung an die Verstorbenen der Vorzeit ist ein Glied in dem großen Ganzen, das wir nennen „Werk und Person Jesu Christi“. Und dieses eine große Ganze, Werk und Person Jesu Christi, ist geschichtlicher Art. Von den Mythen hat niemand angenommen, auch nicht diejenigen, die diese Mythen erzählt und verbreitet haben, daß sie Wirklichkeit sind. Sie wurden so erzählt, wie wir Grimms Märchen erzählen. Dagegen hier bei Jesus geht es um geschichtliche, tatsächliche, wirkliche Vorgänge. In den Mythen spricht sich eben die wabernde Phantasie des Menschen aus, die in dumpfer Weise etwas ahnt von der Wirklichkeit Gottes. In der Lehre vom Hinabstieg Jesu in die Vorhölle dagegen haben wir das Zeugnis der Wahrheit für einen wirklichen, geschehenen Vorgang.

Der zweite Einwand: Der Sinn der Hadesfahrten ist ein ganz anderer als der Sinn des Hinabstiegs Jesu in die Unterwelt. In den orientalischen, griechischen und römischen Erzählungen von den Hadesfahrten wird ein hin- und herwogender Kampf zwischen den hinabsteigenden und den unterirdischen Göttern erzählt. Die hinabsteigenden Götter unterliegen häufig in diesem Kampfe oder müssen ihren Tribut entrichten an die unterirdischen Götter. Nicht so in der katholisch-kirchlichen Lehre vom Hinabstieg Jesu. Daß Jesus in freier Überlegenheit ein für allemal den Tod für die ganze Menschheit überwunden hat, das ist total verschieden von dem, was diese erfundenen Vorstellungen erzählen. Geschichtlicher Bericht und dichtende Phantasie sind unvergleichlich. Die kirchliche Lehre ist unangreifbar von den mythischen Hadesfahrten.

Dennoch kann man zugeben, daß sich in den mythischen Erzählungen die Sehnsucht nach der Wirklichkeit ausspricht, die uns in der kirchlichen Lehre übermittelt ist. Außerdem benutzen die Kirchenväter oft die heidnischen Erzählungen als Stilmittel, als Darstellungsmittel, um die kirchliche Wahrheit vom Hinabstieg Jesu in das Reich des Todes darzustellen. Man muß also zwischen dem Inhalt, der ein Geschehnis ist, und dem Sprachkleid, das man diesem Geschehnis anzieht, unterscheiden.

Wir wollen also, meine lieben Freunde, das Evangelium nicht verkürzen, indem wir eine ganze Dimension der Erlösung weglassen. Wir wollen das ganze Evangelium hören, uns aneignen und uns dadurch in der Überzeugung festigen, daß die Erlösung Christi der Kraft nach - nicht der Wirkung nach -, der Intention, der Absicht nach, für alle Menschen geschehen ist, für die Menschen, die seine Zeitgenossen waren, für die Menschen, die nach ihm kommen würden, und für die Menschen, die vor ihm im Frieden mit Gott abgeschieden waren.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Auferstanden von den Toten

10.04.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Immer ist der Unglaube gegen die Auferstehung Jesu angestürmt. Die Juden haben die falsche Behauptung verbreitet, die Jünger seien gekommen, hätten den Leichnam gestohlen und dann Jesus als auferstanden ausgegeben. Diese Lüge wird noch heute im jüdischen Talmud verbreitet. Daß die Nichtchristen, die Feinde des Christentums die Auferstehung Jesu leugnen, ist nicht zu verwundern; denn wenn sie sie annähmen, müßten sie ja Christen werden. Aber daß Personen, die sich als Christen bezeichnen, die Auferstehung Jesu leugnen, das ist etwas Unerhörtes.

Der jüngste Fall trägt sich in der gestrigen Nummer der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu. Dort schreibt der sogenannte katholische Theologe an der Universität Saarbrücken, Karl Heinz Ohlig, seinen Unglauben nieder. Er wendet sich gegen den gläubigen evangelischen Theologen Klaus Berger, der zu Recht darauf hingewiesen hatte, daß die Leugnung der Auferstehung Jesu nicht in den Texten des Evangeliums seinen Grund hat, sondern in dem weltanschaulichen Apriori, Wunder seien unmöglich, und infolgedessen könne auch das Wunder der Auferstehung nicht geschehen sein. Ohlig ist überzeugt, daß man die Auferstehung auch leugnen könne ohne das weltanschauliche Apriori, nämlich indem man hinweist auf die (angeblichen) Widersprüche in den Auferstehungsberichten. Zwar räumt er großzügig ein, daß zum Christentum wesentlich das Festhalten an einer Hoffnung auf Gültigkeit des Menschen auch angesichts der Todesgrenze gehört, aber diese Hoffnung auf Gültigkeit des Menschen, diese Hoffnung müsse nicht auf einem „Mirakel“, d.h. auf einem Wunder gründen bzw. mirakelhafte Erzählungen für reale Begebenheiten halten. Hier ist offensichtlich auf die Berichte über die Auferstehung Jesu und über den Auferstandenen gezielt, die für ihn mirakelhaft, d.h. unglaubwürdig sind und nicht in Frage kommen, um die Hoffnung auf Gültigkeit des Menschen zu stützen.

Ohlig will also ein Christentum behalten, das diesen Namen trägt, dem aber der Kern seines Glaubens, nämlich die Auferstehung Jesu, herausgebrochen ist. Diesen Versuch, geistliche Falschmünzerei zu betreiben, hat der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief *a limine* abgewiesen. „Wenn aber gepredigt wird, daß Christus von den Toten auferstanden ist, wie behaupten dann einige von euch, es gibt keine Auferstehung der Toten? Gibt es aber keine Auferstehung der Toten, so ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist unsere Predigt ohne Sinn, ohne Sinn auch euer Glaube. Dann sind wir falsche Zeugen Gottes und werden als falsche Zeugen erfunden, weil wir gegen Gott bezeugt haben, daß er Christus auferweckt habe, den er tatsächlich nicht auferweckt hat, wenn nämlich Tote nicht auferstehen. Denn wenn Tote nicht auferstehen, ist auch Christus nicht auferstanden. Wenn aber Christus nicht auferstanden ist, so ist euer Glaube nichtig, dann seid ihr noch in euren Sünden, dann sind auch die in Christus Entschlafenen verloren.“ So also steht es um den Zusammenhang von Christentum und Auferstehung. Eines und das andere steht oder fällt zusammen! Man kann nicht Christ sein, ohne an die wirkliche Auferstehung Jesu zu glauben; und man kann nicht die Auferstehung preisgeben und behaupten, man bleibe weiterhin ein Christ. Aber genau das tut Herr Ohlig in Saarbrücken. Unter den Augen seines Bischofs, des Bischofs von Trier. Dieser ist mehrfach auf die Irrlehren dieses Mannes hingewiesen worden, und er hat niemals etwas dagegen unternommen. Herr Ohlig bildet die Religionslehrer eines ganzen Bundeslandes aus, nämlich des Saarlandes. Was werden die so ausgebildeten Religionslehrer ihren Kindern in den Schulen vermitteln, den katholischen Glauben oder den Unglauben des Herrn Ohlig?

Was wir an diesem Sonntag von dessen Ansichten uns näher zu Gemüte führen wollen, das ist die Behauptung, die Auferstehungsberichte seien widersprüchlich. Aus ihrer Widersprüchlichkeit, so meint Ohlig, kann man die Unechtheit, die Unzuverlässigkeit der Berichte ableiten. Und aus der Unzuverlässigkeit dann natürlich das Legendarische des dort Berichteten. Widersprüchlich, so sagt man, sind die Berichte über die Frauen am Grabe. Markus und Lukas berichten von drei Frauen, Matthäus von zwei Frauen, Johannes nur von einer Frau. Da sieht man den Widerspruch. Drei Frauen, zwei Frauen, eine Frau, das geht nicht zusammen! Das ist widersprüchlich! Der Glaube wird dagegen sagen, das sind Unterschiede, keine Frage. Es sind Unterschiede zwischen den Evangelisten. Aber diese Unterschiede lassen sich erklären. Alle Evangelisten berichten einhellig, daß unter den Frauen, die am Grabe waren, Maria Magdalena war. Maria Magdalena wird von allen als Zeugin des leeren Grabes und dann bald der Auferstehung erwähnt. Das ist verständlich, denn Maria Magdalena war vielleicht neben Maria die wichtigste Frau im Urchristentum. Sie mußte deswegen von allen erwähnt werden. Die anderen Frauen spielten vergleichsweise eine geringe Rolle in der jungen Kirche, weilten vielleicht gar nicht mehr in Jerusalem. Es war daher nicht oder nicht leicht möglich, auf ihr Zeugnis zurückzugreifen; und wenn es die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas dennoch taten, dann war das eigentlich supererogatorisch, nicht notwendig, um das zu bestätigen, worauf es ankam, nämlich: Frauen waren am Grabe Jesu und haben das Grab leer gefunden. Maria Magdalena wurde bald vom Herrn selbst in einer Erscheinung belehrt, wie es um das leere Grab bestellt war.

Meine lieben Freunde, wir verfahren nicht anders als die Evangelisten, wenn wir von irgendeinem Begebnis berichten. Nehmen wir an, jemand von uns kommt von einer Gesellschaft nach Hause. Die Angehörigen fragen ihn: Wer war denn da? Da erwähnt man diesen und jenen, der eben den Angehörigen bekannt ist und an dem die Angehörigen Interesse haben. Man wird nicht von A bis Z alle Anwesenden aufzählen. Das ist gar nicht notwendig und in der Regel gar nicht gewünscht. Ähnlich wird es auch bei den Frauen am Grabe gewesen sein. Es ging den Jüngern nicht um Vollständigkeit, sondern es kam darauf an, daß das Zeugnis überliefert wurde: Frauen haben das Grab leer gefunden.

An zweiter Stelle verweist man auf die Engelererscheinungen; nämlich nach zwei Evangelisten waren zwei Engel am Grabe, nach den beiden anderen war es nur einer. Warum besteht dieser Unterschied? Auch er läßt sich erklären. Es kommt nämlich allein auf die Engelsbotschaft an. Sie lautet: „Er ist auferstanden, er ist nicht hier.“ Und diese Botschaft hat selbstverständlich ein Engel den Frauen gemacht. Die Engel haben nicht im Sprechchor gesprochen, wenn zwei anwesend waren, sondern einer hat ihnen die Kunde vermittelt: „Jesus ist nicht hier, er ist auferstanden!“ Weil es nur um die Botschaft ging, brauchte man von dem anderen Engel nichts zu sagen. Es ist gar nicht einzusehen, warum man den Engel, der stumm war, hätte erwähnen sollen. Und wenn ihn die anderen erwähnt haben - nun gut, das war eben zur Erfüllung ihrer protokollarischen Aufgabe wünschenswert, aber erforderlich war es nicht, und ein Widerspruch ist darin nicht zu erblicken.

Die dritte Weise, wie man Widersprüche konstruieren will, sind die Erscheinungen des Auferstandenen. Alle vier Evangelisten berichten, daß der Auferstandene den elf Jüngern erschienen ist, ohne Unterschied. Drei Evangelisten melden, daß Petrus eine eigene Erscheinung gehabt hat. Zwei Evangelisten berichten über die Erscheinung Jesu vor den Emmausjüngern. Dann gibt es eine Reihe von Erscheinungen, die nur bei Paulus vorfindlich sind, die Erscheinung vor fünfhundert Brüdern, die Erscheinung vor Jakobus und die Erscheinung vor ihm selbst. Bei der letzteren war selbstverständlich kein Jünger zugegen, denn damals war er noch ein Verfolger des Christentums. Der Jakobus war in seiner Stellung in Jerusalem so gefestigt als Bischof der Stadt, daß es offenbar überhaupt nicht notwendig war, auf sein Zeugnis zurückzugreifen. Er konnte es selbst mündlich fortlaufend geben denen, die seiner Hirtenschaft anvertraut waren. Daß aber darüberhinaus auch noch viele Jünger die Erscheinungen erlebten, ergibt sich nicht nur aus dem 15. Kapitel des 1. Korintherbriefes, es ergibt sich auch aus der Apostelgeschichte, die ja von Lukas stammt. Dort wird nämlich gesagt, als es darum geht, einen Ersatz für den Judas zu finden: „Es muß einer von den Männern sein, die mit uns waren, von der Taufe des Johannes angefangen bis zu dem Tage, da Jesus aufgenommen wurde in den Himmel.“ Also einer, der eben auch die Erscheinungen des Heilandes nach seiner Auferstehung miterlebt hat. Denn nur so kann er den Beruf des Apostels erfüllen, Zeuge der Auferstehung zu sein. Hier wird das Zeugnis des Apostels Paulus gestützt durch die Apostelgeschichte.

Es ist immer so, daß bei Berichten die Quellen, die einer vorfindet, und das Interesse, das er hat, maßgebend sind für das, was berichtet wird. Lückenlosigkeit ist in der Regel nicht erstrebt. Ich habe Dutzende von Büchern gelesen, meine lieben Freunde, über die Geschehnisse des 30. Juni 1934. Damals wurden bekanntlich unter der Anführerschaft von Hitler viele herausragende deutsche Persönlichkeiten ermordet. Je nach dem Interesse, das die Verfasser der Bücher haben, berichten sie über die einen oder anderen. Wer z.B. über den Katholizismus in der Zeit des Dritten Reiches schreibt, der wird erwähnen, daß unter den Ermordeten der Führer der Katholischen Aktion im Bistum Berlin war, nämlich der Ministerialdirektor Klausner. Wer dagegen ein Buch über die Reichswehr schreibt, der wird anführen, daß die beiden Generäle Schleicher und Bredow umgebracht wurden. Aber dadurch wird nicht das Zeugnis des anderen entwertet. Jeder hat eben eine von seinem spezifischen Interesse gelenkte Aufmerksamkeit auf bestimmte Persönlichkeiten. Das ist kein Widerspruch, das ist ein begründeter Unterschied.

Die Weise der Erscheinungen wird ebenfalls herangeführt, um einen Widerspruch zu konstruieren. Man sagt, bei dem einen Evangelisten erscheint Jesus plötzlich und verschwindet plötzlich wie ein Geist, und bei dem anderen, da spricht er, da nimmt er Speise zu sich, da läßt er sich betasten. Meine lieben Freunde, diese Konstruktion eines Widerspruches scheitert daran, daß in ein und demselben Evangelium beides uns vor Augen geführt wird, sowohl das plötzliche Erscheinen wie ein Geist, als auch diese massive Leiblichkeit, die man mit der Hand berühren und der man Nahrung zuführen kann. Das ist kein Widerspruch, sondern das ist die Eigenart der pneumatischen Seinsweise des Auferstandenen. Jesus ist derselbe, aber er ist in einer veränderten Seinsweise. Und darin stimmen alle Zeugen überein: Der Auferstandene besitzt eine leibhaftige Existenz, aber er ist anders geworden. Wer hier mit Gewalt einen Widerspruch konstruieren will, der verfehlt sich gegen das Zeugnis der Berichte.

Dann verweist man auf die verschiedenen Orte, an denen sich der Auferstandene zeigte. Lukas berichtet nur Erscheinungen in Jerusalem, die anderen Evangelisten melden Erscheinungen sowohl in Jerusalem als auch in Galiläa. Ich frage: Ist es ein Widerspruch, wenn der eine aus den vielen Erscheinungen jene herausschneidet, die ihm besonders gewichtig erschienen, nämlich in der heiligen Stadt Jerusalem? Warum mußte Lukas denn die Erscheinungen in Galiläa erwähnen? Wer zwang ihn dazu? Niemand zwang ihn dazu. Andere Evangelisten waren stärker an Galiläa interessiert und berichteten deshalb mehr von den Erscheinungen in diesem Gebiet. Lukas, der Evangelist, will dagegen die Bedeutung der heiligen Stadt hervorheben und erwähnt deswegen nur die Erscheinungen an diesem Ort. Die anderen haben auch die Erscheinungen in Galiläa erwähnt, weil ihnen offenbar aus dem jüdischen Zusammenhang - Lukas war ja kein Jude - an Galiläa besonders gelegen war.

So ist, meine lieben Freunde, für den, der sehen will und den der Haß nicht zum Unglauben verführt, genügend Licht vorhanden, um die scheinbaren Unstimmigkeiten als Unterschiede, die aus der Sache gerechtfertigt sind, zu erkennen. In den entscheidenden Aussagen, auf die es bei der Auferstehung ankommt, stimmen alle Zeugen sogar unterschiedslos und ausnahmslos überein. Christus ist leibhaftig auferstanden, nicht nur in irgendeiner nebulösen Geistigkeit, nein, die Heilige Schrift und mit ihr die Kirche betont immer die *resurrectio secundum carnem*, die Auferstehung nach dem Fleische. Gleichzeitig sind sich alle einig, daß das Grab leer war. Denn der Auferstandene ist mit dem in dem Grab Gelegenen identisch. Es ist nicht ein neuer Körper geschaffen worden, sondern es ist der alte Körper erneuert worden, es ist der alte Körper verwandelt worden. Deswegen kann man seine Wunden sehen und seine Hand in die Seite legen. Darin sind sich die Berichte ohne Ausnahme einig. Ebenso besteht Einhelligkeit über das Datum. „Auferstanden am dritten Tage.“ Der erste Tag wird mitgerechnet, der Freitag, dann der Samstag und schließlich der Sonntag. Auferstanden am dritten Tage. Und die Erscheinungen werden auch zeitlich fixiert, denn sie haben nicht immerfort stattgefunden, sondern nur in einem bestimmten Zeitraum. Nach Lukas in der Apostelgeschichte sind es 40 Tage gewesen. Und das wird bestätigt durch Paulus, der sagt: „Als Letztem erschien er mir.“ Als Letztem, d.h. dahinter kommt nichts mehr. „Als Letztem erschien er mir, der ich gleichsam eine Fehlgeburt bin. Denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt.“

Das leere Grab hat den Glauben an die Auferstehung Jesu nicht begründet. Das bezeugen eindeutig Lukas und Johannes. Die Frauen waren ratlos und bestürzt, aber das leere Grab hat sie nicht zu dem Glauben geführt, daß Jesus auferstanden sei, sondern der Glaube an die Auferstehung ist erst

durch die Erscheinungen in den Jüngern und Jüngerinnen Jesu hervorgebracht worden. Das Ereignis der Auferstehung selbst ist von niemandem beobachtet worden, und die Kirche hat alle Versuche abgewiesen, dieses Schweigen der Heiligen Schrift zu ersetzen. Es hat nämlich solche phantastischen Unternehmungen gegeben, die Auferstehung selbst zu beschreiben. Ich erwähne das nicht zur Heiligen Schrift gehörende sogenannte Petrus-evangelium. Darin wird die Auferstehung beschrieben. „In der Nacht aber, in welcher der Herrtag aufleuchtete, als die Soldaten, jede Ablösung zu zweit, Wache standen, erscholl eine laute Stimme am Himmel, und sie sahen den Himmel geöffnet und zwei Männer in einem großen Lichtglanz von dort herniedersteigen und sich dem Grab nähern. Jener Stein, der vor den Eingang des Grabes gelegt war, geriet von selbst ins Rollen, wich zur Seite, und das Grab öffnete sich, und beide Jünglinge traten ein. Als nun jene Soldaten dies sahen, weckten sie den Hauptmann und die Ältesten. Auch diese waren nämlich bei der Wache zugegen. Und während sie erzählten, was sie gesehen hatten, sahen sie wiederum drei Männer aus dem Grabe herauskommen und die zwei den einen stützen und ein Kreuz ihnen folgen und das Haupt der zwei bis zum Himmel reichen, dasjenige des von ihnen an der Hand Geführten aber die Himmel überragen. Und sie hörten eine Stimme aus dem Himmel: 'Du hast den Entschlafenen gepredigt!' und es wurde vom Kreuz her die Antwort laut: 'Ja!',

Das ist ein legendarischer, von der Phantasie hervorgebrachter Bericht über die Auferstehung. Er hätte ja der Kirche willkommen sein müssen, wenn er echt wäre. Aber er ist nicht echt. Und die Kirche hat der Versuchung widerstanden, dieses unechte, legendarische Zeugnis als ein echtes anzusehen. Das zeugt für die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit der Männer und Frauen der Kirche, die das Evangelium weitergetragen haben, zunächst mündlich und dann schriftlich. Sie berichten nur das, was sie gesehen und gehört haben und verzichten auf Ergänzung durch phantastische und illusionäre Vorstellungen.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, von den Irrlehrern wie Ohlig nicht irre machen! Halten Sie fest am wahren katholischen Glauben! Am heutigen Weißen Sonntag lesen wir Priester im Brevier einen schönen Satz des großen Papstes Gregor, der lautet: „Eine Wirksamkeit Gottes, die der Verstand begreifen könnte, wäre nicht wunderbar.“ Ja, so ist es. Wenn wir das Ereignis, das ungeheure Ereignis der Auferstehung begreifen könnten, dann könnten wir es ja gleichsam nachmachen. Nein, wir können es nicht begreifen, weil es eine Wirksamkeit Gottes ist, die weit, weit den menschlichen Verstand und die menschliche Kraft übersteigt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (1)

(Über das falsche Verständnis von Lehramt und Sendung der Kirche)

17.04.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seitdem im 16. Jahrhundert große Teile Europas von der katholischen Kirche losgerissen wurden, hat es immer wieder Versuche gegeben, die Kluft zwischen Katholiken und Abgefallenen zu überbrücken. Im Laufe der Jahrhunderte haben viele Religionsgespräche stattgefunden, in denen man versuchte, einen Ausgleich zwischen den divergierenden Auffassungen über das Christentum zu finden. Der Spalt ist natürlich eröffnet worden dadurch, daß Luther und seine Anhänger den katholischen Glauben oder besser Teile des katholischen Glaubens verwarfen. Sie meinten, im Besitze der Wahrheit zu sein, und setzten das Evangelium, wie sie es verstanden, gegen die Lehre der katholischen Kirche. Diese Attacken der Protestanten gegen die katholische Kirche finden sich in ihren Bekenntnisschriften, vor allen Dingen in den Schmalkaldischen Artikeln und in der Konkordienformel. Dagegen hat sich die Kirche - sehr spät, muß man leider sagen - zur Wehr gesetzt auf dem Konzil von Trient und hat ihrerseits die falschen, dem Glauben widersprechenden Ansichten der sogenannten Reformatoren verurteilt. Seitdem gibt es Verwerfungen der katholischen Lehre durch den Protestantismus und Verurteilungen der protestantischen Irrtümer durch die katholische Kirche.

Der Spalt, der damals eröffnet wurde, ist in den seither vergangenen 450 Jahren noch viel tiefer geworden. Es sind weitere Gegenstände hinzugekommen, in denen sich Protestanten von Katholiken unterscheiden. Vor allem gibt es einen breiten Strang der protestantischen Theologie, der bisher für gemeinsam gehaltene grundwesentliche christliche Wahrheiten leugnet.

Ich habe Ihnen am vergangenen Sonntag das Buch von Gerd Lüdemann erwähnt, einem protestantischen Theologen aus Göttingen, der die Faktizität, die Geschichtlichkeit der Auferstehung rundweg leugnet. Jetzt finden sich, nachdem der „Spiegel“ dieses Buch vorgestellt hatte, hämische Leserbriefe in diesem Magazin, die sagen: Jetzt sieht man endlich, daß das Christentum ein aufgelegter Schwindel ist. Daß es zu solchen Meinungen kommen konnte, ist das Werk protestantischer Theologen! Aber das hindert auf katholischer Seite Theologen und Bischöfe, ja selbst den Heiligen Vater nicht, Gespräche, immer neue Gespräche mit eben diesen Protestanten in Gang zu setzen. Als der Papst 1980 in Deutschland war, verabredete er mit dem Vorsitzenden der Evangelischen Kirche die Einsetzung einer Kommission, welche die gegenseitigen Lehrverurteilungen aufarbeiten sollte. Die Kommission bildete sich, es wurden katholische und protestantische Theologen hineingerufen, und sie haben das Ergebnis ihrer Gespräche im Jahre 1987 in einem Buche mit dem Titel „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ niedergelegt. Dieses Buch macht die Runde in den theologischen Fakultäten, in den Veranstaltungen der Erwachsenenbildung, und wird popularisiert von Religionslehrern in den Religionsunterricht, von den Predigern auf den Ambo getragen.

Es ist deswegen Zeit, sich mit diesem Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ zu beschäftigen. Ich will fünf Gegenstände aus diesem Buch herausgreifen und sie Ihnen vor Augen führen:

1. den Begriff der Kirche,
2. die Theologie,
3. das Konzil von Trient,
4. das Verhältnis von Schrift und Tradition,
5. die Begriffe *Lehramt* und *Sendung*.

An erster Stelle erwartet man bei einem solchen Buche, daß gesagt wird, was man unter Kirche versteht. Denn man muß ja über diesen Begriff reden, man muß also auch wissen, was damit gemeint ist. Aber in dem ganzen Buche wird nirgends gesagt, was Kirche ist. Es wird einfach von Kirche geredet, als ob das ein selbstverständlicher Begriff sei. In Wirklichkeit wissen wir doch: Es gibt eine von Christus gestiftete Kirche und viele Abspaltungen von dieser Kirche. Man kann doch nicht im selben Sinne von der von Christus gestifteten Einrichtung und von ihr getrennten Gruppen reden. Aber eben das geschieht in diesem Buche. Kirche gibt es nur in der Einzahl, denn Christus hat eine einzige Kirche gegründet. So wie der inkarnierte Logos einer war, so ist auch seine Braut, die Kirche, eine. Die Redeweise von Schwesterkirchen ist nicht dogmatisch genau. Man kann nicht von Schwesterkirchen sprechen, wenn es nur eine Kirche gibt. Wie ein Einzelkind keine Geschwister hat, so hat die eine Kirche Christi keine Schwestern. Und die eine Kirche subsistiert, d.h. besteht, wie das II. Vatikanische Konzil sagt, in der katholischen Kirche, d.h. diese eine Kirche hat ihre konkrete Existenzform in der katholischen Kirche. Dogmatisch - also aus dem Glauben - gesprochen kann man nur von der katholischen Kirche sagen, sie sei die Kirche Christi. Alles andere sind Abspaltungen, Abtrennungen, Absonderungen, die man mit einem soziologischen Begriff meinetwegen Kirche nennen kann, aber nicht mit einem dogmatischen Begriff.

Ich sehe in dieser mangelnden Unterscheidung einen Grundfehler der Studie „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“. Wenn man die Unterscheidung, wie ich sie eben vorgeführt habe, nicht trifft, trägt man nämlich die eine Kirche Christi und die davon abgespaltenen Gemeinschaften auf eine Ebene auf, und das ist ein schweres Sich-Verfehlen gegen den Heiligen Geist, der diese Kirche Christi lebendig erhält und bewegt und trägt, was man von den Abspaltungen derselben nicht sagen kann.

An zweiter Stelle will ich einige Bemerkungen zu den Äußerungen über die Theologie machen, die in diesem Buche vorfindlich sind. Da ist oft die Rede von der Forschung und daß die Forschung sich weitgehend einig sei, daß also protestantische und katholische Theologen sich in ihren Ansichten getroffen hätten. Diese Redeweise ist irreführend. Die Autoren des Buches „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ stellen auf einen schmalen Sektor katholischer und protestantischer Theologen ab, nämlich auf diejenigen, die ihrer Meinung sind. Sie lassen die anderen völlig beiseite, die anderer Meinung sind, die ihre angebliche Übereinstimmungsproklamation nicht teilen. Sie sagen, die katholischen Theologen, vor allen Dingen die Schrifterklärer, haben heute weitgehende oder auch gänzliche Gemeinsamkeit mit den protestantischen Schrifterklärern erreicht. Das stimmt, wenn man jene katholischen Theologen ins Auge faßt, die inzwischen ins protestantische Lager abgesprungen sind. Aber es trifft nicht zu, wenn man jene katholischen Theologen in den Blick nimmt, die auf katholischen Grundsätzen beharren.

Dasselbe gilt für die Kirchengeschichte. Da wird gesagt, man habe jetzt weitgehend dasselbe Bild von der sogenannten Reformation. Ja, natürlich! Wenn katholische Theologen auf die Linie einschwenken, die protestantische Theologen von jeher eingenommen haben, dann ist man sich selbstverständlich einig! Aber es gibt auch heute katholische Kirchenhistoriker, welche das namenlose Unglück, das in dem Auftreten Luthers beschlossen liegt, beim Namen nennen. Es fehlt auch heute nicht an mit den rechten Maßstäben an die Geschichte herangehenden katholischen Theologen, und deswegen kann von Übereinstimmung in dieser Hinsicht keine Rede sein. Das Bild Luthers wird in dieser Studie konsequent verzeichnet. Daß er vom katholischen Glauben abgefallen ist, daß er die Christenheit gespalten hat, daß er Kriege und Auseinandersetzungen ohne Zahl und ohne Maß jedenfalls in der Wurzel verursacht hat, das wird in diesem Buche an keiner Stelle deutlich. Und deswegen kann man auch nicht, wie es in diesem Buche geschieht, sagen, der Leib Christi sei durch Spaltungen zerrissen. Der Leib Christi ist nicht zerrissen, denn der Leib Christi ist ja die katholische Kirche, und in ihr ist die Einheit unverlierbar gegeben. Was zerrissen ist, das ist die Christenheit!

Die Autoren dieses Buches haben einen falschen Begriff vom Leib Christi. Sogar das II. Vatikanische Konzil sagt eindeutig: Der Leib Christi ist die katholische Kirche. Man sieht sich zu der Feststellung gezwungen: Die Berufung auf die Theologie in diesem Buche ist einseitig. Man stellt von vorneherein auf die Autoren ab, mit denen man sich einig ist; die Gelehrten, die dieser Ansicht widersprechen, werden beiseite gelassen.

Natürlich muß an dritter Stelle das Konzil von Trient untersucht werden, denn von ihm gehen ja die meisten Verurteilungen des Protestantismus aus. In Trient ist die protestantische Irrlehre eindeutig zurückgewiesen worden. Also muß das Konzil von Trient entschärft, ja unter Überprüfungsdruck gestellt werden. Es werden daher eine ganze Reihe von Einwendungen gegen das Konzil von Trient erhoben. Man sagt, das Konzil habe Listen von Irrtümern aus zweiter und dritter Hand aufgestellt. Ja, meine lieben Freunde, natürlich konnte man nicht die weitschweifigen, von Widersprüchen und Invektiven wimmelnden Schriften Luthers zum Gegenstand der Verurteilung machen, denn bei dem vielen Falschen, was sie enthalten, ist ja auch einiges Richtige darin. Und wenn man das Ganze verurteilt hätte, hätte man das Richtige mit dem Falschen verurteilt. Also mußte man die Irrtümer auf klare, präzise Sätze bringen, die dann verurteilt wurden. Anders konnte man eine Absetzung der Wahrheit vom Irrtum nicht erreichen.

Dann wirft man dem Konzil vor, daß es nur die Schriften des jungen Luther im Auge gehabt habe. Aber gerade der junge Luther hat doch das, was wir Reformation nennen, hervorgerufen. Der alte Luther hat es ausgebaut, aber hervorgerufen hat es Luther mit seinen Schriften der Jugendzeit, also mit der Schrift meinetwegen „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ oder „An den christlichen Adel der deutschen Nation“. Und diese Schriften lagen dem Konzil vor, sie sind in lateinischer Sprache geschrieben, und deswegen konnten auch die Spanier und die Italiener und die Franzosen sie lesen und verstehen. Außerdem hat sich Luther in seinem Leben so oft widersprochen, daß das Konzil hätte in Permanenz tagen müssen, wenn es jede Eskapade dieses Herrn hätte beantworten wollen.

Man sagt weiter, die Verurteilungen des Konzils von Trient träfen die heutigen Protestanten nicht. Ich frage: Wie soll das möglich sein? Wenn die Protestanten Protestanten bleiben, dann müssen sie doch auch bei der Religion bleiben, die sie von Luther übernommen haben. Wie sollen dann die Verurteilungen sie nicht mehr treffen? Und wenn sie sie nicht mehr träfen, dann müßten wir sagen: Dann könnten sie ja das Konzil von Trient annehmen. Nichts leichter als das. Wenn sie davon nicht betroffen sind, können sie ja sagen zum Konzil von Trient. Aber das tut natürlich niemand von ihnen.

Außerdem wird als letzter Einwand gebracht, das Konzil von Trient habe Extrempositionen getroffen, also Ansichten, die außerordentlich radikal seien. Aber deswegen, weil es Extrempositionen sind, hören sie nicht auf, protestantische Positionen zu sein, darum hat das Konzil von Trient solche Positionen mit Recht verurteilt. Und wie viele sie annehmen, das ist eine Frage der inneren Verhältnisse innerhalb des Protestantismus. Da ist alles in Bewegung, wie wir sehen. Da kann heute angenommen werden, was morgen abgelehnt wird und umgekehrt. Deswegen schlagen diese Einwände gegen das Konzil von Trient in keiner Weise durch. Seine Verurteilungen sind gültig heute wie gestern. Und wer sich davon nicht getroffen weiß, dem steht es frei, sich dem Konzil von Trient und damit der katholischen Kirche anzuschließen.

Der vierte Punkt ist das Verhältnis von Schrift und Tradition. Die katholische Kirche kennt bekanntlich zwei Glaubensquellen, Schrift und Tradition. Von ihnen wird auf dem Konzil von Trient gesagt, daß sie *pari pietatis affectu et reverentia* anzunehmen sind - mit der gleichen frommen Ergebenheit und Ehrfurcht. Was machen die Autoren des Buches „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ aus diesem Gleichberechtigtsein von Schrift und Tradition? Sie sagen: Die Tradition dient nur der Auslegung der Schrift. Sie leugnen also die Eigenständigkeit der Tradition, und sie leugnen ihren inhaltlichen Beitrag über die Schrift hinaus. Damit vergehen sie sich in schwerwiegender Weise gegen die katholische Erkenntnislehre. Schrift und Tradition stehen gleichberechtigt nebeneinander, und die Tradition ergänzt die Schrift inhaltlich.

Es ist dann die Rede von den verschiedenen Traditionen in der katholischen Kirche und im Protestantismus. Von den verschiedenen Traditionen, als ob das, was zwischen Katholiken und Protestanten steht, nur eben verschiedene Überlieferungen seien. Aber die Tradition in der katholischen Kirche ist konstitutiv, d.h. sie ist göttlichen Rechtes. Sie ist nicht bloß ein Überkommensein, ein Weitergeben von dem, was Menschen sich haben einfallen lassen, sondern sie ist eine Glaubensquelle, die genau so hochzuhalten und heiligzuhalten ist wie die Schrift, während die Tradition im Protestantismus Menschenwerk ist. Es gibt in der katholischen Kirche eine *traditio divina*, eine göttliche Tradition, die auf Gott selbst zurückgeht, weil in der Heiligen Schrift eben nicht alles geschrieben steht, was Christus

gesagt und getan hat. Die Schrift ist nicht suffizient, nicht selbstgenügsam, sondern sie bedarf der Ergänzung durch die Tradition. Wie wollen Sie denn das Sakrament der Ehe aus der Schrift begründen? Das ist doch unmöglich, wenn die Tradition nicht zu Hilfe kommt. Wie wollen Sie das Sakrament der Weihe aus der Schrift begründen, wenn die Tradition der Begründung nicht zumindest mit ihrer Erklärung aufhilft?

Außerdem bestehen zwischen katholischer Heiliger Schrift und protestantischer Bibel Unterschiede. Das Verzeichnis - der Kanon - der Heiligen Schriften ist in der katholischen Kirche um sieben Bücher umfangreicher als im Protestantismus. Sieben Bücher, die in der katholischen Bibel zu finden sind, werden vom Protestantismus als nicht in den Kanon gehörig angesehen. Tobias, Baruch, Judith, Sapientia, Sirach, I und II Makkabäer - sieben biblische Bücher werden von protestantischer Seite aus dem Kanon verwiesen. Aber diese Bücher sind für die Dogmatik, für die Glaubenslehre, von hoher Bedeutung. Aus den Makkabäerbüchern beispielsweise zieht die Kirche einen Teil ihrer Begründung für das Fegfeuer. Dazu bestreitet der Protestantismus die Kanonizität des Jakobus-, des Hebräer- und des Judas-Briefes sowie der Apokalypse. Also auch im Neuen Testament besteht keine Übereinstimmung zwischen der katholischen Heiligen Schrift und der protestantischen Bibel.

Die Bibel ist nicht so eindeutig, daß ihre Auslegung sich zwingend nahelegt. Was tut ein Protestant, wenn der eine so und der andere anders auslegt? Dann steht eben Auslegung gegen Auslegung. Da gibt es keine Einigung. Ein Buch kann sich nicht selber auslegen; ein Buch ist etwas Totes. Es braucht eine lebendige Instanz, welche zwischen den Auslegungen unterscheidet, die falschen verwirft und die richtige Auslegung anerkennt. Diese ist das Lehramt der katholischen Kirche. Das protestantische Bibelprinzip hebt sich schließlich selber auf, weil eben der Kanon der Heiligen Schriften nicht durch „Selbstdurchsetzung der Bibel“ - so lautet das protestantische Wort - entstanden sein kann. Es muß einmal ein Urteil gefällt worden sein: Diese Schrift gehört zum Kanon, zum Verzeichnis der Heiligen Schriften, jene gehört nicht dazu. Wenn aber eine solche Entscheidung von außen gefällt worden ist, dann ist das Prinzip „Allein durch die Schrift“ aufgehoben.

Der letzte Punkt, meine lieben Freunde, sind Lehramt und Sendung. Das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ macht den fundamentalen Fehler, daß es katholisches Lehramt und protestantisches Predigtamt auf eine Ebene stellt. Das ist absolut inakzeptabel! Denn das katholische Lehramt ist mit Jurisdiktion, mit Hirtengewalt ausgestattet. Es lehrt verbindlich, und diesem Lehramt haben sich die Christen zu beugen. Das protestantische Predigtamt ist ohne jede Verbindlichkeit. Es ruft aus, und jeder kann den Anruf annehmen oder auch abweisen. Es gibt keine Jurisdiktion, die mit dem Predigtamte verbunden wäre. Der Protestantismus hat auch keine Sendung. Nur zu den Aposteln und ihren Nachfolgern hat der Herr gesagt: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Und wer nicht in der apostolischen Nachfolge steht - und das ist in dem gesamten Protestantismus der Fall -, auf den ist diese Sendung nicht übergegangen, der kann sich nicht darauf berufen. Und deswegen spricht die Schrift „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ wiederum Falsches aus, wenn sie sagt, katholische Kirche und Protestantismus hätten eine gemeinsame Sendung. Nein! Es gibt nur eine Ermächtigung zur Verkündigung der Wahrheit, und sie ist der katholischen Kirche zuteil geworden. Die anderen mögen guten Willens sein, was gar nicht bestritten wird, das Evangelium zu verkünden. Aber sie haben keine göttliche Ermächtigung. Hinter ihnen steht nicht die göttliche Sendung.

Das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ hat schon viel Unheil angerichtet und wird noch viel Unheil anrichten. Denn man zieht aus ihm die Folgerung: Ach, die Unterschiede zwischen den Konfessionen sind jetzt beseitigt, die eine ist so gut wie die andere, man kann jetzt ungestraft und ungestört vom katholischen Glauben zum protestantischen übergehen, eine protestantische Frau heiraten, die Kinder protestantisch erziehen. Das sind die Folgerungen, die die Masse der Menschen aus diesem Buch zieht.

Aber da erweckt der liebe Gott wieder Helfer, die uns in unserem Kampf um die Bewahrung des Glaubens zur Seite stehen. Man höre und staune: Diese Helfer sind protestantische Theologen. Unter den protestantischen Theologen sind viele aufgestanden, ganze Fakultäten, die sich gegen das Buch „Lehrverurteilungen kirchentrennend?“ erhoben haben. Sie sagen: Hier wird der protestantische Lehrbegriff nicht getroffen, und hier wird die katholische Lehre verfälscht. Sie wenden sich ganz entschieden gegen dieses Harmonisierungsbuch, das da entstanden ist, teilweise mit einer Schärfe, die

nicht überboten werden kann. Ein evangelischer Theologe namens Jörg Bauer spricht von „Schlagwort-Harmonisierung“ und „Problemreduktion in der Art einer Tintenfisch-Ökumenik, die den Abgrund der Fragen mit blauem Dunst vernebelt“. Die Darstellung - das sind alles wörtliche Zitate - in diesem Buche sei „geistliches Gift und ein Unternehmen, das die Texte umdeutet und die Gewissen in die Irre leitet“. Und Bauer faßt dann sein Urteil zusammen: „Es besteht der Unterschied in der Wurzel. Hier und dort werden Gott und der Christ anders bestimmt.“ Deshalb müsse die katholische Lehre auch weiterhin als „nicht dem Evangelium gemäß“ zurückgewiesen werden.

Das ist sicher das schärfste, aber es ist nicht das einzige Urteil dieser Art. Viele andere sind ihm gleich oder ähnlich. Ich habe sie gesammelt, soweit sie mir zugänglich waren, und kann nur sagen: Ein breiter Strom evangelischer Theologen erhebt massiven und unwiderleglichen Einspruch gegen das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“, an dem unter anderem ein Theologe namens Karl Lehmann mitgearbeitet hat.

Wir wollen uns, meine lieben Freunde, an Liebe zu unseren evangelischen Christen nicht übertreffen lassen. Wir wollen ihnen die Liebe auch dann bezeigen, wenn sie nicht erwidert wird. Und wir wissen, daß massive Vorurteile gegen unsere Kirche und gegen uns Katholiken im protestantischen Bereich verbreitet sind. Aber wir wollen ihnen den höchsten Dienst der Liebe erweisen, indem wir ihnen die Wahrheit ungeschmälert und unverkürzt und unverändert bezeugen. Das ist der höchste Dienst der Liebe, den wir ihnen schulden, und für ihn werden wir einmal unserem Herrgott Rechenschaft legen müssen. Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (2)

(Über das falsche Verständnis der Eucharistie)

24.04.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir uns das Papier „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ vor Augen geführt. Wir haben die schwerwiegenden Mängel dieser von protestantischen und katholischen Theologen gemeinsam erarbeiteten Studie erkannt. Wir wollen am heutigen Sonntag den Teil dieser Ausarbeitung ins Auge fassen, der sich mit der Eucharistie beschäftigt, und wollen in sechs Punkten einzelne Gegenstände dieser Gesamtmaterie ins Auge fassen.

An erster Stelle das Meßopfer. Die katholische Lehre ist klar. Die Messe ist ein wahres und eigentliches Opfer. Im Meßopfer wird das Kreuzesopfer Christi vergegenwärtigt. Es wird das objektive Gedächtnis dieses Kreuzesopfers gehalten, es wird seine Heilskraft zugewendet. Das Opfer Christi am Kreuze und das Meßopfer sind real identisch, denn es ist derselbe Opferpriester - Christus, es ist dieselbe Opfertgabe - Christus. Verschieden ist nur die Weise der Darbringung, blutig am Kreuze, unblutig im Meßopfer. Damit das Kreuzesopfer gegenwärtig wird, ist die Kirche notwendig daran zu beteiligen. Das Opfer Christi muß ja das Opfer der Kirche werden, wenn sie davon Gewinn schöpfen will. Sowohl bei der Vergegenwärtigung wie auch beim Gedächtnis und bei der Zuwendung ist die Kirche beteiligt. Diese Beteiligung der Kirche zeigt sich im Offertorium, also bei der sogenannten Opferbereitung, darin, daß hier die Opferelemente bereitgestellt, Gott angeboten und mit unserem Selbstopfer verbunden werden.

Das Opfer der Kirche zeigt sich weiter im Gabengebet. Dann wird nämlich die Gabe der Kirche Gott so dargeboten, daß sie übergeführt wird in das Opfer Christi, daß sie mit himmlischer Heilskraft erfüllt und von Gott gnädig angenommen wird. Nach der Wandlung, wenn das Opfer Christi, das Opferlamm auf dem Altare liegt, bietet die Kirche dieses Opferlamm dem Vater an, bringt es dem Vater dar, geht also in die Opferhingabe Christi ein und bittet um die heilbringenden Früchte dieses Opfers.

Der Protestantismus lehnt den Begriff des Opfers radikal ab. Er erkennt kein anderes Opfer als das Kreuzesopfer an; die Messe ist für ihn ein bloßes Gedächtnis, indem die Gläubigen eben zusammenkommen, um dessen zu gedenken, was Christus am Kreuze für uns getan hat. Das ist auch etwas. Das ist sicher etwas Schönes und etwas Erhebendes, aber es ist total verschieden von dem, was sich auf dem Opferaltar in einer katholischen Kirche vollzieht, nämlich von der Erneuerung des Kreuzesopfers in der Gestalt des Opfers der Kirche.

Es ist unerfindlich, wie man behaupten kann, die Gegensätze im Verständnis der Eucharistiefeyer seien im wesentlichen ausgeräumt, die Verwerfungen seien überholt, und es habe sich eine Annäherung vollzogen. Das Gegenteil ist der Fall. Die Protestanten des 16. Jahrhunderts standen uns näher als die heutigen; denn diese haben sich von den Protestanten der damaligen Zeit weiter entfernt.

Der zweite Gegenstand ist die Transsubstantiation, die Wesensverwandlung. Jedes Kind, das den katholischen Katechismus gelernt hatte, hatte vor dem Konzil eine Ahnung von dem, was wir Transsubstantiation nennen, daß sich eben etwas in geheimnisvoller, der Erfahrung nicht zugänglicher Tiefe ändert, während für den Augenschein und für das Tasten und Fühlen die äußeren Akzidenzien erhalten bleiben. In einer überempirischen Wirklichkeit vollzieht sich eine *Metabolae*, also der Übergang von einem Wesen in ein anderes, und das hat die Kirche seit dem IV. Laterankonzil von 1215 mit dem

Wort Transsubstantiation bezeichnet. Dieses Wort ist für die Wiedergabe dessen, was in der Messe geschieht, unentbehrlich! Es ist so unentbehrlich, daß sich Papst Paul VI. bemüht gefühlt hat, eine eigene Enzyklika darüber zu schreiben, weil das II. Vatikanische Konzil das Wort vergessen hatte. Die Autoren dieser Studie berufen sich nun auf das II. Vatikanische Konzil und sagen, die Auslassung des Wortes sei eine Distanzierung, also ein Sich-Absetzen vom Begriff und natürlich auch von der Sache der Transsubstantiation. Nein, sagt Paul VI. in seiner Enzyklika über die Eucharistie: Das Wort Transsubstantiation ist richtig und wichtig, ja es ist notwendig und unentbehrlich und unaufgebbbar! Man hat nicht den Inhalt dessen, was in der Messe geschieht, wenn man dieses Wort vermeidet.

Der Protestantismus lehnt Wort und Sache ganz entschieden ab. In einer seiner Bekenntnisschriften, im „Heidelberger Katechismus“, heißt es in der Frage 78: „Werden Brot und Wein zu Leib und Blut Christi?“ Antwort: „Nein! So wenig bei der Taufe das Wasser in das Blut Christi verwandelt wird und selbst die Sünden abwäscht, so wenig wird beim Abendmahl das heilige Brot in den Leib Christi verwandelt, obwohl dabei vom Leib Christi gesprochen wird.“

An diesem Beispiel mögen Sie erkennen, daß schon die sogenannten Reformatoren des 16. Jahrhunderts den Begriff und die Sache der Transsubstantiation verworfen haben. Wenn Luther auch mit anderen Worten dieses Geschehen ablehnt, so ist doch Ablehnung auch bei ihm vorhanden. Er hat die sogenannte „Impanationslehre“ erfunden, wonach in, mit und unter dem Brot der Leib Christi gegenwärtig sein soll, eine Verlegenheitsauskunft, mit der er sich eben von der katholischen Kirche absetzen wollte. Ich verstehe nicht, wie man behaupten kann, die Gegensätze zwischen katholischer Lehre und protestantischer Ansicht in bezug auf das, was in der heiligen Messe geschieht, seien überholt.

Die Transsubstantiation bringt nämlich drittens die sogenannte Realpräsenz hervor. Realpräsenz heißt wirkliche Gegenwart. Aber die Worte allein „wirkliche Gegenwart“ machen keinen Konsens aus. Auch wer dieselben Worte gebraucht, stimmt in der Sache noch lange nicht überein. Unter Realpräsenz versteht die katholische Kirche mit ihrem geistgeleiteten Lehramt die wirkliche Gegenwart von Fleisch und Blut, von Leib und Seele, von Menschheit und Gottheit Christi. Fleisch und Blut, Leib und Seele, Gottheit und Menschheit sind gegenwärtig, und zwar Leib und Blut kraft des Aussprechens der Wandlungsworte, das Blut mit dem Leib und der Leib mit dem Blut sowie beides mit der Seele Jesu durch *Konkomitanz*, durch Begleitschaft, und die Gottheit durch die hypostatische Union, durch die Verbindung von Gottheit und Menschheit in der Menschwerdung des Logos.

Die protestantische Auffassung ist davon weit verschieden. Für die Protestanten ist die Gegenwart mehrheitlich eine Gegenwart im Geiste, im Gedächtnis. Wenn man beispielsweise zusammenkommt an einem Grabe, um an einen Verstorbenen zu denken, ist das auch eine irgendwie geartete Gegenwart des Verstorbenen, aber eben nur im Gedächtnis und im Geist derer, die da vor dem Grabe stehen; also keine wirkliche und wahrhaftige Gegenwart des ganzen Christus, sondern allerhöchstens, das gibt Calvin zu, eine Kraft von Jesus, die auf den, der an ihn denkt, übergeht. Der radikalste ist Zwingli: „Brot bleibt Brot und Wein bleibt Wein.“ Hier geht es gar nicht um irgendeine Gegenwart in den Elementen, sondern hier geht es nur um eine Gegenwart im Glauben. Im Glauben, mit dem wir uns an Christus erinnern, findet eine Art Gegenwart Christi statt. Also das Wort Realpräsenz drückt hüben und drüben total verschiedene Wirklichkeiten aus.

Wenn Luther uns mit seiner Auffassung von der Realpräsenz noch relativ nahegestanden hat, weil er eine Koexistenz von Leib und Blut Christi mit der Substanz von Brot und Wein annahm, dann haben seine Mitreformatoren und die Nachfolger sich weit von dieser Auffassung gelöst. Er war ja katholisch erzogen und er hat den katholischen Glauben, wenn auch vielleicht nicht in der besten Gestalt, kennengelernt, während seine Nachfolger sich immer weiter von ihm entfernt haben und zu einem Subjektivismus gekommen sind, der den großen Gelehrten Paul Hacker veranlaßte, die begründete Überzeugung auszusprechen, daß im Protestantismus die sogenannten äußeren Wirklichkeiten nur durch den Glauben konstituiert werden. Das heißt also, etwas grob gesagt, durch Einbildung. „Das Ich bei Luther“ heißt sein wichtigstes Werk.

Viertens glaubt die katholische Kirche, daß die Gegenwart Christi anhält. Wenn die Wandlungsworte gesprochen sind, ist Christus gegenwärtig, und es vergeht ja noch eine gewisse Zeit bis zur heiligen Kommunion. In dieser Zeit verläßt Christus die Elemente nicht, er bleibt gegenwärtig. Infolge-

dessen muß man von der Permanenz der Gegenwart sprechen. Und auch, wenn Opferelemente nach der Kommunion übrigbleiben, wenn wir die Hostien im Tabernakel bergen, bleibt die Gegenwart Christi erhalten. Es kann ja immer noch einer kommen, der kommunizieren möchte, es kann ein Kranker sein, zu dem man die heilige Kommunion bringen muß. Es gibt also eine Permanenz der Gegenwart.

Dagegen haben sich die Protestanten entschieden ausgesprochen. Es gibt für sie nur eine Gegenwart, wenn überhaupt, *in usu*, im Gebrauch. Im Augenblick des Genusses wird von manchen Protestanten eine wirkliche Gegenwart, wenn auch in anderem Sinne als in unserer Kirche verstanden, zugelassen, aber nicht vorher und nicht nachher. In der „Wittenberger Konkordie“ von 1536 haben sich Luther und Butzer darauf geeinigt, daß es keine Gegenwart Christi gibt, wenn die Hostien im Kelch aufbewahrt oder in der Prozession herumgetragen werden.

Angesichts dieser Ansicht verstehe ich nicht, wie man davon sprechen kann, der Gegensatz in der Frage der Realpräsenz sei ausgeräumt. Der Gegensatz ist so lebendig und so tief und so weitgehend, wie er je und eh war.

Die verwandelten Elemente werden den Gläubigen zur Speise und zum Trank dargeboten. Wir nennen diesen Vorgang Kommunion. Kommunion heißt Vereinigung, denn das ist die hauptsächliche Wirkung des Genusses der Gestalten, die innigste Vereinigung mit Christus, mit seiner menschlichen und göttlichen Wirklichkeit. Weitere Wirkungen der Kommunion sind die Erhaltung und Stärkung des geistlichen Lebens der Seele sowie die Vermittlung eines Unterpfandes der himmlischen Seligkeit und der einstigen Auferstehung. Weil Christus, der Heiligste und Reinste, in der heiligen Kommunion zum Menschen kommt, muß der Mensch rein in seinem Herzen, zumindest frei von schwerer Sünde sein. Im 11. Kapitel des 1. Korintherbriefes hat Paulus die vielen Krankheiten und Todesfälle in Korinth als Strafen gedeutet, die darauf zurückzuführen sind, daß es Korinther gibt, die nicht würdig die heilige Kommunion empfangen. Der Protestantismus denkt auch in dieser Hinsicht anders als die katholische Kirche. Nach protestantischer Auffassung ist die Hauptwirkung des Abendmahls die Sünden-nachlassung. Auch und gerade wer schwere Sünden hat, der soll das Abendmahl empfangen. Für die Protestanten ist also das Abendmahl an die Stelle des Bußsakramentes gerückt. Für sie ist das Abendmahl ein Sündenvergebungsinstrument. Ich verstehe nicht, wie man dann von einer Ausräumung der Gegensätze zwischen katholischer Lehre und protestantischer Ansicht in bezug auf die Eucharistie sprechen kann. Und ich verstehe auch nicht, wie man Protestanten zur katholischen Kommunion zulassen will, wenn sie eine völlig andere Auffassung von Inhalt, Wirkungen und auch Disposition für dieses Sakrament haben. Die schwerwiegenden Verirrungen des Ökumenismus werden an dieser Stelle deutlich sichtbar.

Sechstens aber kommt noch ein ganz entscheidender Punkt zur Sprache. Nämlich als die Waldenser im 13. Jahrhundert die Hierarchie und das Priestertum leugneten, hat das IV. Laterankonzil sich gegen sie erhoben und erklärt: „Allein der gültig geweihte Priester besitzt die Konsekrationsgewalt.“ Das heißt: Nur der gültig geweihte Priester kann in der Kraft Christi die Wandlung vornehmen, und wenn es keinen geweihten Priester gibt, dann vollzieht sich keine Wandlung, dann bleibt tatsächlich Brot Brot, und Wein bleibt Wein. Das Tridentinum hat diese Lehre wiederholt, und das II. Vatikanum hat sie aufgenommen: Ohne den Priester, ohne den gültig geweihten Priester gibt es keine Eucharistiefeier, gibt es keine heilige Messe, gibt es keine Transsubstantiation, gibt es keine wahrhafte Gegenwart Christi.

Für den Protestantismus existiert kein Priestertum. Im Protestantismus ist jeder, der aus der Taufe gekrochen ist - so drückt sich Luther aus - Priester. Weil es im Protestantismus kein Priestertum gibt, gibt es bei ihm auch keine vollgültige Eucharistie. Die Protestanten haben es leicht, Frauen zu sogenannten Priestern zu weihen; sie haben ja gar kein Priestertum, ebenso die Anglikaner, sie haben nur den Schein eines Priestertums, aber nicht das Sein. Die protestantische Ordination vermittelt keine übernatürlichen Vollmachten, sie verändert nicht den Empfänger, sondern sie ist ein rein menschlicher Akt der Aussonderung zum Predigtamt. Ordination und Weihesakrament sind total voneinander verschieden. Auch hier ist unbegreiflich, wie man davon sprechen kann, es habe sich eine Annäherung vollzogen. Es sei denn, man gibt die katholische Lehre auf! Dann freilich ist eine Annäherung möglich.

Ich versuchte, meine lieben Freunde, an diesen sechs Punkten zu zeigen, daß es mit einer Beseitigung der schwerwiegenden, unaufhebbaren Gegensätze zwischen katholischer Lehre über das eucharistische Opfersakrament und protestantischen Ansichten über das Abendmahl nichts ist. Die Gegensätze sind nach wie vor in vollem Umfange bestehend, ja sie haben sich vertieft. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Wenn es so ist, wie der Göttinger Neutestamentler Lüdemann sagt, daß Christus nicht wahrhaft auferstanden ist, dann gibt es gar keinen verklärten Leib Christi, der auf den Altären gegenwärtig werden könnte. Dann ist doch alles dem subjektiven Ermessen des einzelnen überlassen. Wir bitten deswegen die Mitarbeiter an diesem Papier, wir bitten aber vor allem die Bischöfe, die dieses Papier veranlaßt haben, aber auch den Heiligen Vater, der die Kommission einberufen hat, die Finger vom eucharistischen Opfersakrament zu lassen.

Für dieses Sakrament schlagen wir jede Schlacht! Für dieses Sakrament kündigen wir jede Freundschaft! Für dieses Sakrament nehmen wir jede Diffamierung auf uns!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (3)

(Über das falsche Verständnis der kirchlichen Ämter)

01.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die dritte Abteilung des Buches „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“, das herausgegeben ist von den Herren Lehmann und Pannenberg, widmet sich dem Amt. Aber schon der Titel ist irreführend, denn unter „Amt“ versteht man einen dauernd bestimmten Geschäftskreis, der im Dienste anderer ausgeübt wird. Das ist aber in dieser Abteilung gar nicht gemeint, sondern es geht um die kirchliche Vollmacht, um ihre Grundlegung und um ihre Übertragung. Es geht um das, was wir in der katholischen Kirche als „Weihe“, als „Weihesakrament“ bezeichnen. Aber da der Protestantismus ein Weihesakrament nicht kennt, wie wir gleich sehen werden, entschloß man sich, vom „Amt“ zu reden. Wir wollen an fünf Stellen die kontroversen Gegenstände, die das Weihesakrament betreffen, uns vor Augen führen.

An erster Stelle muß gesagt werden, daß die Weihe in der katholischen Kirche eines der sieben Sakramente ist, ein von Christus eingesetztes heiliges Zeichen, das geistliche Wirkungen auf den Empfänger ausübt. Gegen die irrigen protestantischen Ansichten hat das Konzil von Trient ein für allemal festgelegt: „Wer sagt, es gebe kein Weihesakrament, sondern es sei das eine Erfindung von Menschen, der sei ausgeschlossen!“ Es gibt in der Kirche Christi ein äußeres und sichtbares Priestertum, es gibt eine von Gott angeordnete hierarchische Ordnung mit Über- und Unterordnung, es gibt einen Priesterstand, und dieser Priesterstand wird begründet durch den Empfang des Weihesakramentes.

Völlig verschieden davon ist die protestantische Auffassung. „Was aus der Taufe gekrochen ist, das mag sich rühmen, daß es Priester, Bischof und Papst sei, auch wenn es nicht jedem ziemt, dieses Amt auszuüben.“ So Originalton Martin Luther. Für ihn ist jeder, der getauft ist, Priester, Bischof und Papst. Deutlich ausgedrückt: Es gibt weder ein Priester-, noch ein Bischofs-, noch ein Papstamt, denn wenn jeder all das besitzt, was diese Ämter beinhalten, dann hat keiner vor dem anderen etwas voraus, ist keinem mehr Vollmacht eigen als dem anderen. Im Protestantismus gibt es nur Funktionen, die bestimmten Leuten übertragen werden. Die Funktionen sind göttlichen Rechtes, das ist auch für den Protestanten keine Frage. Das Evangelium muß verkündet werden, und die Taufe muß gespendet werden; das ist auch Gemeingut des Protestantismus. Aber die Vollmacht dazu, die ist menschlichen Rechtes. Grundsätzlich kann das jeder Getaufte tun. Es werden allein um der guten Ordnung willen Menschen ausgesondert, die man mit der Wortverkündigung und mit der Sakramentspendung be-
traut. Aber dadurch treten sie nicht seinshaft aus der Reihe der anderen heraus. Die protestantische Ordination ist kein Sakrament, sondern sie ist eine rein menschliche Beauftragung mit Funktionen, die nach Gottes Willen in der Kirche ausgeübt werden müssen.

Der zweite Gegenstand ist das Bischofsamt. Gegenüber der protestantischen Leugnung des Bischofsamtes hat das Konzil von Trient erklärt: Die Bischöfe sind den Priestern - den Presbytern - überlegen; sie besitzen Weihegewalt und Hirtengewalt, die den Presbytern nicht zukommt. Das Bischofsamt ist ein Teil des Weihesakramentes. Das wissen wir zumindest seit dem II. Vatikanischen Konzil, das diese Lehre deutlich ausgesprochen hat.

Der Bischof im Protestantismus trägt nur den Namen eines Bischofs, aber er hat nicht die Sache. Er trägt den Namen, weil aus bestimmten Gründen - wir werden gleich sehen, aus welchen - der Name „Bischof“ für den Protestantismus Vorteile mit sich bringt. 400 Jahre lang hat es im deutschen

Protestantismus keine Bischöfe gegeben. 400 Jahre lang wurde das, was Vorgesetzte zu tun haben, von Superintendenten erledigt. Der Landesherr, also der König oder der Herzog oder der Fürst, firmierte als Notbischof. Er hatte also Herrschaft über die Kirche, wie sie in der katholischen Kirche nur der Papst und die Bischöfe besitzen können. Erst 1933 - man achte auf das Datum - wurden überall im Protestantismus Bischöfe, besser sogenannte Bischöfe eingesetzt. Das war eine Auswirkung des nationalsozialistischen Führerprinzips. Der Nationalsozialismus hielt nichts von Parlamenten, Gremien und Synoden, und flugs hat sich der Protestantismus angepaßt und Bischöfe geschaffen. Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches wurden sie teilweise wieder abgeschafft. So gibt es auch heute protestantische Landeskirchen, die keine Bischöfe kennen, z.B. Rheinland, Westfalen, Hessen-Nassau. An der Spitze dieser religiösen Verbände steht ein sogenannter Kirchenpräsident als Träger der höchsten Verwaltungsvollmacht.

Es gibt im Protestantismus keine Bischöfe, weil es im Protestantismus kein Weihesakrament, weil es aber in ihm auch keine apostolische Sukzession gibt. Die Vollmacht, die Bischöfe haben, kann ja nur von Christus herkommen. Christus hat Apostel ausgewählt und ihnen seine Vollmacht übertragen. Die Apostel haben sich Schüler gesucht, denen sie ihre Vollmacht weitergaben. Und diese Schüler haben wiederum ihren eigenen Schülern die Vollmacht übertragen, und so existiert eine lückenlose Kette von Petrus und Andreas und Jakobus bis zu den heutigen Bischöfen der katholischen Kirche, und dies nennt man apostolische Nachfolge, also Nachfolge, die bei den Aposteln einsetzt und durch die apostolische Sendung und die apostolische Weihe weitergegeben wird. Die apostolische Nachfolge ist im Protestantismus abgerissen. Er hat keine gültigen geweihten Bischöfe, und das gilt für alle protestantischen Länder, für Finnland, Dänemark, Schweden, Norwegen, England. Sie alle haben keine gültig geweihten Bischöfe. Auch wenn sie sich mit dem Titel Bischof schmücken und äußerlich wie Bischöfe auftreten mit Gewändern, Brustkreuz und Kette. Der protestantische Bischof ist kein Geweihter, er ist dem Sein nach nichts anderes als ein Laie.

Drittens muß von den Wirkungen des Weihesakramentes gesprochen werden. Das Weihesakrament überträgt heiligmachende Gnade, prägt dem Empfänger ein besonderes Merkmal ein und verleiht ihm bleibende, unwiderrufliche Vollmachten. Der Geweihte wird Christus verähnlicht, damit er fähig ist, Christus, den ewigen Hohenpriester, repräsentierend abzubilden. Diese Verähnlichung nennt man *character indelebilis* - unzerstörbares Merkmal. Wir wissen, es gilt der Grundsatz: Wer einmal Priester ist, bleibt es, dem Sein nach gesehen, immer. Er kann sein Priestertum nicht mehr aufgeben. Er wird selbst in der Hölle als Priester kenntlich sein. Er hat dauernde Vollmachten, vor allem jene, Sünden nachzulassen und das eucharistische Opfersakrament zu vollziehen.

Die protestantische Ordination tut nichts dergleichen. Sie verleiht keine seinshafte Prägung und sondert nicht bestimmte Personen aus, die dann keine Laien mehr sind; sie überträgt keine bleibenden Vollmachten. Die sogenannten Rechte der Ordination können jederzeit entzogen werden. Die Ordination dient nur der guten Ordnung, damit nicht das Chaos in den religiösen und gottesdienstlichen Versammlungen herrscht. Und die Ordination prägt auch keinen Charakter, kein bleibendes Merkmal ein. Der protestantisch Ordinierte ist genauso ein Laie wie jeder andere. Und das haben wir ja in jüngster Zeit drastisch vor Augen geführt bekommen. Die Synode der anglikanischen Diözese Sidney in Australien hat beschlossen, daß künftig auch Laien der Eucharistiefeyer vorstehen können. Das ist konsequent! Dieser Beschluß ist um der Klarheit willen zu begrüßen; denn er beseitigt endlich einmal den Nebel, als ob das Abendmahl im Protestantismus nur vom ordinierten Pfarrer gehalten werden könnte. Das Abendmahl kann jeder halten. „Alles, was aus der Taufe gekrochen ist, mag sich rühmen, daß es Priester, Bischof und Papst ist.“ Wir sehen also an diesem Beispiel von Sidney, daß es im Protestantismus kein Priestertum, kein Weihesakrament, keine dauernden Vollmachten und keine Verähnlichung mit Christus gibt.

Viertens: Der Spender des Weihesakramentes ist der geweihte Bischof, und niemand sonst. Nur wer selbst die Vollmacht besitzt, Weihen zu spenden, kann sie anderen weitergeben. Diese Vollmacht besitzt nur jener, der von einem anderen Bischof geweiht worden ist, und dieser Bischof muß wiederum seine Weihe nachweisen, bis man zu einem Bischof, wo man sagen muß: Er hat die Weihe von Petrus, Jakobus, Johannes, Andreas oder irgendeinem der Apostel empfangen. Für die Fähigkeit, im Weihesakrament Geiststräger zu zeugen, ist die apostolische Sukzession unerläßlich. Und eben diese

fehlt im Protestantismus. Wenn ein Superintendent oder meinetwegen auch ein protestantischer Bischof einem Mann oder einer Frau, im Protestantismus ist das ohne weiteres möglich, wie wir gleich sehen werden, die Hände auflegt, dann geschieht, vom göttlichen Recht her gesehen, nichts. Hier wird keine Weihe gespendet, hier erfolgt keine Aussonderung zu heiligem Dienst, hier werden keine bleibenden Vollmachten übertragen, hier wird kein Charakter eingeprägt, sondern hier wird um der Ordnung in der Gemeinde willen eine Bestellung zum Dienst vorgenommen, wie sie meinetwegen der Beamte erfährt, wenn er eine Urkunde ausgehändigt bekommt, wonach er berechtigt ist, bestimmte Funktionen als Eisenbahninspektor oder Postbeamter oder Lehrer auszuführen. Damit wird ja der Betreffende nicht in seinem seelischen Sein verändert, sondern es werden ihm eben Funktionen übertragen. Ähnlich ist es auch mit der sogenannten Ordination im Protestantismus.

Und das muß dann fünftens auch noch gesagt werden vom Empfänger der Weihe. Christus hat als seine Apostel nur Männer ausgewählt. Und die Apostel haben nur Männer beauftragt, die Sendung weiterzuführen. Die Kirche war immer und seit 2000 Jahren überzeugt, daß nur Männern gültig das Weihesakrament gespendet werden kann. Das hat einen tiefen Grund. Der ewige Hohepriester, Jesus Christus, der Logos, ist als Mann erschienen. Und diejenigen, die an seiner Wirksamkeit und an seiner Vollmacht Anteil erhalten sollen, müssen ihm, den sie repräsentieren sollen, so weit wie möglich angenähert sein. Die fundamentale Annäherung ist darin gelegen, daß sie dem männlichen Geschlechte angehören. Deswegen ist es undenkbar, daß die katholische Kirche jemals dazu kommen könnte, von diesem Grundsatz abzugehen. Er besitzt die Gewißheit eines Dogmas. Wenn er noch nicht durch feierlichen Lehrspruch dogmatisiert ist, dann deswegen, weil die Kirche es nicht für notwendig gehalten hat, zu einer Definition zu schreiten. Aber das ordentliche allgemeine Lehramt hat durch 2000 Jahre immer gelehrt: Der Empfänger der Weihe ist gültigerweise nur der Mann.

Im Protestantismus werden nur Funktionen übertragen. Diese können auch Frauen ausüben. Warum nicht? Man ist in dieser Hinsicht ganz unbesorgt und kann eigentlich nur zustimmen, wenn der Protestantismus auch Frauen für seine Dienste einsetzt. Denn wenn nicht der Anspruch erhoben wird, den die katholische Weihe erhebt, nämlich Christus als den Hohenpriester abzubilden, dann ist nicht einzusehen, warum nicht auch Frauen das Wort ausrichten und die Sakramente spenden sollen.

Aber aus diesen Ausführungen ersehen Sie, meine lieben Freunde, daß die Kluft zwischen katholischer Weihe und protestantischer Ordination, zwischen katholischer Vollmacht und protestantischer Beauftragung unüberbrückbar ist. Über diese Gegensätze führt tatsächlich kein Weg. Und es ist unbegreiflich, wie das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ zu der Meinung kommen kann, diese Gegensätze seien nicht mehr kirchentrennend. Sie sind so kirchentrennend wie eh und je, ja sie sind verschärft worden, denn Luther selbst hat niemals daran gedacht, Frauen zu ordinieren. Die Gegensätze sind also vertieft worden. Sie sind heute von ganz anderer Gewalt, als sie im 16. Jahrhundert waren.

Es kann also niemals geschehen, meine lieben Freunde, daß das katholische Amt und das protestantische Amt (in der Sprechweise dieser Studie) gleichgestellt werden. Es gibt keine „Anerkennung der Ämter“, solange die katholische Kirche die (einzige) Stiftung Christi bleiben will. Das katholische Amt ist der Anerkennung nicht bedürftig, und das protestantische Amt ist der Anerkennung nicht fähig!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (4)

(Über das falsche Verständnis der Rechtfertigung)

08.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, das Konsensdokument „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ zu betrachten, um daraus Erkenntnisse für unser Verhalten in der gegenwärtigen Lage der Kirche zu gewinnen. Wir haben heute die darin besprochene Lehre von der Rechtfertigung zu behandeln.

Rechtfertigung - was ist denn das? Nun, einfach ausgedrückt: Rechtfertigung ist die Versetzung aus dem Zustand der Gottferne, in dem wir als Kinder Adams geboren werden, in den Zustand der Gerechtigkeit und Heiligkeit, in dem wir die Annahme zu Kindern Gottes durch Christus haben. Rechtfertigung ist die Begabung des gnadenlosen Menschen mit der heiligmachenden Gnade. Die Rechtfertigung ist selbstverständlich ein zentraler Punkt im christlichen Leben; denn durch die Rechtfertigung werden wir aus Ungerechten zu Gerechten, aus Unheiligen zu Heiligen. Und das ist die Voraussetzung dafür, daß wir in Gemeinschaft mit Christus leben, und einst im Himmel uns mit ihm freuen können.

Die Rechtfertigung ist nach katholischer Lehre die Wegnahme der Sünden und die Begabung mit der heiligmachenden Gnade. Die Lehrverkündigung der Kirche knüpft an die Aussagen des Neuen Testaments an, in denen die Rechtfertigung mit Ausdrücken beschrieben wird wie Neugeburt, Neuwerden, Neues Leben, Gemeinschaft mit Christus, Licht. Diese Ausdrücke sind nach Überzeugung der Kirche ein Zeichen dafür, daß in der Rechtfertigung nicht bloß eine äußere Anrechnung der Verdienste Christi geschieht, sondern eine wahre und innerliche Heiligung. Das Konzil von Trient beschreibt die Rechtfertigung mit der Ursachenlehre. Es zählt fünf Ursachen auf, welche die Rechtfertigung zustandebringen.

Die erste Ursache ist die Zweckursache. Wozu geschieht die Rechtfertigung? Sie geschieht zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen. Denn dadurch, daß aus Ungerechten Gerechte werden, wird Gott geehrt und wird das Heil der Menschen beschafft. Die zweite Ursache ist die Wirkursache. Wer wirkt die Rechtfertigung? Nun, selbstverständlich kann sie nur einer wirken: Gott. Gott, der barmherzige Herr, ist die Wirkursache der Rechtfertigung. Aufgrund welcher Verdienste tut er das? Wer hat uns die Rechtfertigung verdient? Wer ist die Verdienstursache der Rechtfertigung? Das ist unser Heiland Jesus Christus, der stellvertretend für uns gesühnt und für uns genuggetan hat. Mit welchen Mitteln wird die Rechtfertigung herbeigeführt? Was ist das Werkzeug der Rechtfertigung? Natürlich die Taufe. In der Taufe wird aus dem mit der Erbsünde behafteten Ungerechten ein Gerechter, wird der Mensch aus einem Kind Adams zu einem Kinde Gottes. Beim Erwachsenen muß zur Taufe selbstverständlich der Glaube hinzukommen, weil die Taufe ein Sakrament des Glaubens ist. Sie setzt bei dem mündigen Menschen den Glauben notwendig voraus. Die letzte Ursache ist die Formalursache. Welche Gestalt nimmt derjenige an, der gerechtfertigt ist? Nun, die Form der Rechtfertigung ist die heiligmachende Gnade. Die heiligmachende Gnade überformt gleichsam den Menschen und macht ihn zu einem Gerechten.

Das ist die katholische Lehre von der Rechtfertigung. Im Unterschied dazu hat Luther eine ganz andere Ansicht aufgebracht. Er geht davon aus, daß der Mensch durch die Ursünde restlos verderbt ist. Er ist zum Guten unfähig. In ihm haust die böse Begierlichkeit, und das ist für ihn die Erbsünde.

Nach katholischer Lehre ist die Erbsünde der Zustand der Gnadenlosigkeit. Nach Luther ist die Erbsünde die böse Begierlichkeit.

Und wie stellt sich nun Luther die Rechtfertigung vor? Die Rechtfertigung ist für ihn ein „forensischer Akt“. Was heißt das? Ein Recht- oder besser Gerechtsprechen. Forensisch kommt ja von *forum*, und forum heißt „das Gericht“. Also Gott spricht den Sünder, der ungerecht bleibt, gerecht. Nach der negativen Seite werden ihm seine Sünden nicht angerechnet, nach der positiven Seite wird ihm die Gerechtigkeit Jesu angerechnet. Also keine wirkliche Heiligung, keine wirkliche Erneuerung, sondern eine rein äußerliche Anrechnung der Verdienste Christi. Der Mensch bleibt ein Sünder, er bleibt ungerecht, aber Gott behandelt ihn als gerecht.

Jeder wird zugeben, daß diese Lehre nicht nur mit der katholischen Lehrverkündigung, sondern mit dem Zeugnis der Heiligen Schrift unvereinbar ist. Denn wozu diese starken Ausdrücke wie Neugeburt, Neu-Werden, Heiligung? Warum spricht Paulus die Christen seiner Gemeinden als die „Heiligen“ an? Weil sie durch die Gnade in der Taufe geheiligt sind! Auch bezüglich der Taufe wird im Protestantismus eine ganz andere Auffassung vertreten als in der katholischen Kirche. Die Taufe ist für viele Protestanten - es gibt ja zahlreiche Richtungen im Protestantismus - lediglich ein äußerer Ausdruck dafür, daß man im Glauben gerechtfertigt ist. Und deswegen kann man unter Umständen auf die Taufe verzichten. In Schweden beispielsweise gibt es Hunderttausende von Protestanten, die nicht getauft sind, die aber Mitglieder der protestantischen Staatskirche sind. Man kann nach der Auffassung dieser protestantischen Richtung auch als Ungetaufter ein Christ sein. Die Taufe ist also nicht unerläßlich notwendig. Sie ist gewissermaßen nur das Siegel auf die Rechtfertigung, die im und durch den Glauben geschehen ist.

Zwischen diesen beiden Auffassungen gibt es sicher keine Vermittlung. Eine Enigung wäre nur dadurch möglich, daß entweder die Protestanten ihre Ansicht aufgeben oder die Katholiken von den Lehraussagen, von den unfehlbaren Lehraussagen aller Konzilien, vor allem des tridentinischen Konzils lassen. Daß es solche Katholiken gibt, ist keine Frage. Aber das ist eben der schleichende Übergang vom katholischen Glauben zum Protestantismus im Zeichen des Ökumenismus.

Die Unterschiede setzen sich dann fort bei der Frage der Vorbereitung der Rechtfertigung. Nach katholischer Lehre kann und muß sich der Mensch auf die Rechtfertigung vorbereiten. Nach protestantischer Lehre kann er es nicht und braucht er es nicht, denn er ist gar nicht fähig dazu. Wie sagt Luther: „Der Mensch wird entweder von Gott oder vom Teufel geritten.“ Er braucht gar nichts dazu zu tun; entweder rechtfertigt ihn Gott ohne sein Zutun, oder er bleibt in der Herrschaftszone des Teufels befangen. Also auch hier ein wesentlicher Unterschied, insofern es nach katholischer Lehre eine vom Menschen zu vollbringende Vorbereitung auf die Rechtfertigung gibt, notwendig gibt. „Der dich ohne dich geschaffen hat, rechtfertigt dich nicht ohne dich,“ sagt der heilige Augustinus. Der dich ohne dich geschaffen hat, rechtfertigt dich nicht ohne dich. Und wir haben dafür einen Realbeweis in der langen Vorbereitung, die - zumindest in der alten Zeit - die Katechumenen, also die Taufbewerber, über sich ergehen lassen mußten. Sie mußten eben nicht nur den Glauben kennenlernen, sondern auch sich einüben in das christliche Leben und die Tugenden und Haltungen zu erwerben versuchen, die der Christ haben muß. Es gibt also notwendig eine Vorbereitung auf die Rechtfertigung.

Selbstverständlich hat bei der Rechtfertigung der Glaube eine Stelle, und zwar eine entscheidende Stelle. Ohne Glauben ist es für den Erwachsenen unmöglich, gerechtfertigt zu werden. Wie sagt das Konzil von Trient: „Der Glaube ist der Anfang des Heiles, die Grundlage und Wurzel der Rechtfertigung.“ Also auch für uns ist der Glaube unentbehrlich, wenn ein Erwachsener gerechtfertigt werden soll - er ist der Anfang des Heiles, die Grundlage und Wurzel der Rechtfertigung.

Aber was für ein Glaube? Nach protestantischer Auffassung ist dazu der Fiduzialglaube erforderlich. Fiduzialglaube ist die mit Heilsgewißheit verbundene Zuversicht, daß uns Gott um der Verdienste Jesu willen die Sünden verzeiht. Fiduzialglaube ist also Vertrauensglaube. Dagegen sagt die katholische Lehre: Nein, der Fiduzialglaube allein genügt nicht. Dem Fiduzialglauben vorhergehen, mit ihm verbunden sein, ihn tragen muß der Bekenntnisglaube. Wer glauben will, der muß zunächst einmal Wahrheiten annehmen, nämlich daß Gott ist, und daß er denen, die ihn suchen, Vergelter wird. „Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ist, und daß er denen, die ihn suchen, Vergelter wird,“

heißt es im Hebräerbrief. Und an vielen Stellen des Neuen Testaments wird ein Bekenntnisglaube verlangt. „Wer glaubt und sich taufen läßt, der wird gerettet werden.“ Oder wie sagt Johannes am Ende seines Buches, des vierten Evangeliums: „Das ist aufgeschrieben, damit ihr glaubet, daß Jesus der Messias, der Sohn Gottes, ist, und daß ihr durch den Glauben das Leben habet.“

Wir schließen selbstverständlich das Vertrauen und die Zuversicht auf Gottes rettendes Wirken nicht aus dem Glauben aus. Aber wir sagen: Vorhergehen und tragen muß den Vertrauensglauben der Bekenntnisglaube. Er ist die Grundlage für den Vertrauensglauben.

Außerdem genügt der so verstandene Glaube nicht. Es sind auch andere Haltungen - außer dem Glauben - gefordert, nämlich Furcht vor der Gerechtigkeit Gottes, anfängliche Liebe zu Gott, Hoffnung auf seine Vergebung, Reue über die Sünden. Das letzte ist ganz wichtig. Ohne Reue werden einem Sünder, der persönliche Sünden begangen hat, niemals Sünden vergeben. Es genügt nicht der Glaube, es muß die Reue hinzukommen. Die Reue ist unerlässlich, und ohne Reue kann der Glaube nichts nutzen.

Das alles wird aber vom Protestantismus bestritten. Er sagt: Es genügt der Fiduzialglaube, und das ist der *articulus stantis et cadentis ecclesiae*, d.h. an diesem Punkt hängt der ganze Protestantismus. Wer das aufgibt, hört auf, Protestant zu sein, und wer das annimmt, der wird Protestant.

Wir sehen, meine lieben Freunde, daß hier Welten zwischen den verschiedenen Auffassungen klaffen. Und wir sind vor die Entscheidung gestellt: Wohin wollen wir uns schlagen? Wollen wir beim katholischen Glauben bleiben, wie ihn das Konzil von Trient angesichts des großen Abfalls gültig und unaufgebbar formuliert hat, oder wollen wir diesen Glauben verlassen und uns zu der Abweichung begeben, die im 16. Jahrhundert entstanden ist? Ich möchte Sie auf die Gefahr aufmerksam machen, die heute besteht, daß nämlich nach der berühmten Salamtaktik ein Element des Katholischen nach dem anderen aufgegeben wird. Man sagt: Dieser Punkt ist nicht so wichtig, ihn kann man fallenlassen, und jener ist auch nicht notwendig festzuhalten, bis wir unmerklich im Protestantismus sind. Wenn es so ist, wie die Autoren des Papiers: „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ behaupten, daß die heutigen Protestanten von den Verurteilungen des Konzils von Trient nicht mehr getroffen werden, dann gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder sind sie keine Protestanten mehr, und dann könnten sie ja die Lehre des Konzils von Trient annehmen, oder aber sie sind Protestanten, und dann werden sie von den Lehrverurteilungen nach wie vor getroffen und müssen weiter protestieren, und das tun sie ja auch wahrhaftig. Es gibt eine Fülle von Äußerungen namhafter evangelischer Theologen, die sagen: Dieses Papier verzeichnet die protestantische Position, sie verzeichnet aber auch die katholische Lehre. Es existiert ein Brief des berühmten Schweizer Theologen Karl Barth. In diesem Briefe schreibt er einem von denen, die behaupten, in der Rechtfertigungslehre bestünden keine Unterschiede mehr: „Wenn Sie behaupten, es gäbe keine Unterschiede mehr, dann werfen Sie mir vor, daß ich mein ganzes Leben lang das Konzil von Trient mißverstanden habe.“ Das schreibt der berühmte evangelische Theologe Karl Barth.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irremachen! Halten Sie am katholischen Glauben, auch in den Formulierungen, die das Konzil von Trient getroffen hat, fest! Wir haben den Glauben nicht ohne die verbindlich festgelegten Ausdrücke. In diesem Glauben wollen wir leben, aber in diesem Glauben wollen wir auch sterben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über alle Himmel emporgestiegen

12.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammelte!

„Die Himmelfahrt Christi ist zugleich ein geschichtliches und ein transzendentes Ereignis.“ Dieser gewichtige Satz steht in dem neuen Katechismus für die katholische Kirche. Und dieser Satz ist fundamental und durchaus richtig. Die Himmelfahrt des Herrn ist zugleich ein geschichtliches und ein transzendentes Ereignis. Ein geschichtliches Ereignis ist jenes, das sich, in Raum und Zeit angebar, zugetragen hat. Ein transzendentes Ereignis ist ein Geschehen, das eine über das Irdische, Anschauliche hinausgehende Mächtigkeit besitzt, das in die Tiefen Gottes hineinragt, das also von Gott gewirkt ist und eine göttliche Botschaft enthält.

Christus ist am vierzigsten Tage nach seiner Auferstehung mit seiner verkärten menschlichen Natur, kraft seines göttlichen Wesens in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen. Der Tag liegt fest: nicht der neununddreißigste, auch nicht der einundvierzigste, sondern der vierzigste Tag nach Ostern. Und deswegen wird Christi Himmelfahrt nicht am Sonntag gefeiert, weil das mit der Zählung nicht übereinstimmen würde, sondern am Donnerstag. Wir halten uns genau an die Vorgabe der Geschichte. Auch der Ort liegt fest: Gen Bethanien zu, auf dem Ölberg. Und die Jerusalempilger wissen, daß man eine bestimmte Stelle auf dem Ölberg angibt, wo sich die Himmelfahrt zugetragen hat; in jedem Falle - nach dem Lukasevangelium - „gen Bethanien“, in Richtung auf Bethanien.

Die Himmelfahrt Christi ist mit einer ganzen Reihe von äußeren Umständen umgeben. Er fuhr *nach oben*. Die Richtung „nach oben“ ist historisch; doch verbindet sich mit ihr ein tiefer Sinn. Diese Richtung wurde deswegen gewählt, weil in der Anschauung der Menschen oben das Helle, Lichte, Erleuchtete ist, denn oben sind die Gestirne, die Sonne, der Mond und die Sterne, während unten in der Erde das Dumpfe, das Dunkle, das Düstere ist. Durch diese historische Richtung sollte angegeben werden, daß Jesus nicht in die Verlorenheit der Verdammnis fährt, sondern in die Herrlichkeit und das Licht des Vaters. Der Himmel, in den der Herr aufgefahren ist, ist zunächst natürlich das Firmament, wo die Vögel sich bewegen und die Sterne sind. Aber der Wolkenhimmel ist ein Gleichnis für die Gott vorbehaltene Wirklichkeit, nämlich für jenen Himmel, der über alle irdischen Himmel erhaben ist. Auch das deutet die Kirche in ihrer Liturgie an, wenn sie betet: „Jesus ist heute **über alle Himmel** emporgestiegen.“ Er hat also eine überempirische Höhe erstiegen. Die Wirklichkeit, in die er eingegangen ist, ist mit keinem irdischen Himmel vergleichbar, sondern sie liegt jenseits desselben- sie ist transzendent. Sie transzendiert den irdischen Luftbereich, in dem sich die Flugzeuge und die Raumschiffe bewegen.

Eine Wolke umschattete ihn. Die Wolke ist im biblischen Gebrauch immer Zeichen göttlicher Gegenwart. Auch als der Herr auf dem Berge Tabor weilte, war eine Wolke um ihn. Das ist das Symbol für die Nähe und das Wirken Gottes. Bei der Himmelfahrt wird die Aufklärung über den Sinn des Erlebten durch Engel gegeben, so wie bei der Auferstehung. Engel erscheinen und deuten den Jüngern das Geschehnis, mahnen sie, nicht nur auf den Verlust zu starren, den sie jetzt erlitten haben, indem der Meister von ihnen ging, sondern auf die Verheißung zu schauen, die er ihnen gegeben hat.

Die Himmelfahrt Christi hat eine tiefe theologische und anthropologische Bedeutung. Für ihn selber ist sie der Abschluß seines irdischen Wirkens, der Abschluß der Erscheinungen, die endgültige Aufnahme in die Herrlichkeit des Vaters, die Ergänzung und Vollendung der Auferstehung. Jetzt ist er unwiderruflich und für immer allen Gefahren und Risiken auf Erden entzogen, die ihn bis zum Tode ans Kreuz gebracht hatten. Jetzt ist ihm aber auch der Lohn zuteil geworden für seinen Gehorsam ge-

gen den Vater. Jetzt nimmt er Platz zur Rechten des Vaters, um, über alle Engel erhaben, seine Gewalt und Herrschaft über die Erde und die ganze Schöpfung auszuüben.

Im Brief an die Philipper hat der Apostel Paulus den wunderbaren Hymnus aufgenommen: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Darum - wegen des Gehorsams - hat ihn Gott auch erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist, auf daß im Namen Jesu sich beugen alle Knie derer, die im Himmel, auf der Erde und unter der Erde sind, und daß alle Zungen zur Ehre Gottes des Vaters bekennen: Jesus Christus ist der Herr!“

Jesus hatte diese Erhebung vorausgesagt. Er hatte davon gesprochen, daß er einmal zur Rechten des Vaters sitzen werde. Die Jünger waren also nicht völlig unvorbereitet auf dieses Geschehen; und wenn man zurückging in die Geschichte, dann erinnerten sie sich, daß der Prophet Daniel vorhergesagt hatte in einem Nachtgesicht, daß plötzlich einer kam, der aussah wie ein Menschensohn, auf den Wolken des Himmels. „Als er bei dem Hochbetagten angelangt war, führte man ihn vor denselben. Ihm ward nun Herrschaft, Ehre und Reich verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen. Sein Reich wird niemals zerstört werden.“ Was hier vom Propheten Daniel geschaut wurde, hat sich in der Himmelfahrt Christi erfüllt. Jetzt ist er tatsächlich zu dem Hochbetagten - das ist ein Ausdruck für Gott, der ja ewig ist -, geführt worden und hat die Herrschaft übernommen.

Auch hier können wir nur mit menschlichen Ausdrücken reden. Wir sagen, er „sitzt“ zur Rechten Gottes. Damit ist eine tiefe theologische Aussage gemacht. Sitzen ist nämlich die Körperhaltung, die der Richter einnimmt; und da Jesus Richter ist, sitzt er. Er steht nicht, und er liegt auch nicht, er sitzt, wie ein Richter eben zu Gericht sitzt, und er sitzt „zur Rechten des Vaters“, weil die Rechte der Ehrenplatz ist. Es soll damit ausgedrückt werden, daß er die höchste Ehre, die der Vater zu vergeben hat, erlangt hat. Er ist in der Glorie Gottes erhaben über alle Geschöpfe.

Das ist der Sinn, den die Himmelfahrt Christi für ihn selbst hat. Aber alles, was an Christus geschehen ist, ist für uns geschehen. Über seinem ganzen Leben, Wirken, Sterben, Auferstehen und In-den-Himmel-Auffahren steht das Wort *pro nobis* - für uns. Er ist das Haupt, und was am Haupte geschieht, das muß an den Gliedern geschehen. Er ist der Mittler, und was der Mittler erwirkt hat, das muß den Vermittelten zugute kommen. Deswegen: Er ist uns „vorangegangen“. Im Johannesevangelium spricht Christus ganz offen: „Ich gehe hin, um euch eine Stätte zu bereiten.“ Er will nicht, daß die Seinen von ihm getrennt bleiben, sondern er will sie in das Haus seines Vaters aufnehmen, und dort sind, wie er sagt, viele Wohnungen. Er ging hin, eine Stätte für uns zu bereiten. Was ihm widerfahren ist, das soll auch an uns geschehen. Er ist nur als der Erstling in die Herrlichkeit Gottes eingegangen, und wir sollen ihm nachfolgen.

Meine lieben Freunde, es gibt wenige Wahrheiten unseres Glaubens, die so angefochten sind wie die Himmelfahrt Christi. Der deutsche Sozialistenführer August Bebel hat einmal den Satz gesprochen: „Wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten.“ Und ich habe heute morgen noch in dem evangelischen Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ den Satz gelesen: „Die Himmelfahrt Christi ist eine späte Legende.“ Das steht in dem evangelischen Lexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“. „Die Himmelfahrt Christi ist eine späte Legende.“ Also weder geschichtlich noch überhaupt irgendwie wirklich, sondern erfunden von Leuten, die Christus nicht richtig verstanden haben. Das sind die Leute, mit denen wir Ökumenismus machen, nebenbei gesagt.

Das Geschehen bei der Himmelfahrt, meine lieben Freunde, ist so wirklich wie die Auferstehung Christi. Und die Auferstehung Christi ist so wirklich wie sein Wirken in der irdischen Zeit seines Lebens. Die Geschehnisse sind von den Evangelien und der Apostelgeschichte beglaubigt, und diese Quellen sind zuverlässig. Sie sind geprüft im Feuer der Kritik, und sie haben Bestand gehabt.

Jesus ist wahrhaftig in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen, und er zeigt dort seine Lebendigkeit, indem er sein Priestertum ausübt. Was Jesus im Himmel tut, das ist sehr leicht zu sagen: Er übt sein Priestertum aus, er tritt für uns ein. Er bleibt der Priester, der er immer war, und er übt sein Priestertum im Himmel aus.

Freilich ist er auch gleichsam noch im Wartestand, denn es steht noch ein Ereignis aus, wie die Engel angekündigt haben: „Er wird so wiederkommen, wie ihr ihn habt auffahren sehen.“ Die Lebendig-

keit des in den Himmel aufgefahrenen Heilands hat sich schon wenige Tage später gezeigt, nämlich in der Geistsendung. Durch die Himmelfahrt war der Herr in die Glorie des Vaters aufgenommen, sein ganzer Leib war durchlichtet und durchstrahlt und durchleuchtet, vom Geiste erfüllt, und darum konnte er jetzt den Geist senden. So hat er wenige Tage nach der Himmelfahrt seine Lebendigkeit - und auch sein priesterliches Wirken bewiesen durch die Geistsendung.

Die Kirche liebt dieses Fest, und sie feiert dieses Fest in erhabener Weise. Eben haben wir gesehen, wie die Osterkerze, die ja Christus darstellt, ausgelöscht wird; denn jetzt ist der Herr am Ende seiner Erscheinungen angekommen, und infolgedessen ist es geziemend, daß sein Symbol erlischt. Auch die Prozessionen, die wir in den vergangenen Tagen gehalten haben, hängen zusammen mit dem Himmelfahrtsfest. Sie sind nämlich eine Nachahmung des Ganges nach Bethanien. Diese Flurprozessionen, diese Bittprozessionen wollen in bildlicher Weise nachahmen, was der Herr getan hat, als er nämlich mit seinen Jüngern zu dem Platze ging, wo er in die Herrlichkeit des Vaters aufstieg.

So hat die Himmelfahrt in allen Glaubensbekenntnissen der Kirche ihren Platz. Sie ist in den ältesten Glaubensbekenntnissen enthalten und ist immer in dem Sinne verstanden worden, wie ich es versucht habe, Ihnen darzubieten. Die Umdeutungen, die heute versucht werden, zerstören den Glauben an die Himmelfahrt in der Wurzel. Man hat einmal einen evangelischen Theologen gefragt, ob man nicht das Glaubensbekenntnis angesichts des theologischen Unglaubens ändern sollte. Da sagte er: „Warum? Wir deuten das einfach um. Wir lassen die Worte stehen, nur interpretieren wir sie anders.“ Das ist zutiefst unredlich und verfehlt sich gegen den Geist der Wahrheit, den der Vater verheißen hat.

Wir wollen in den kommenden Tagen bis Pfingsten jeden Tag den Geist der Wahrheit anrufen, daß er die Herzen durchleuchte und durchfeue, daß er uns Kraft schenke und tiefen, unerschütterlichen Glauben, Glauben auch an die wirkliche, leibhaftige Aufnahme unseres Herrn in den Himmel.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (5)

(Über das falsche Verständnis der Gnadenlehre)

15.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Im 16. Jahrhundert sind Männer aufgestanden, die ihre private Auslegung der Heiligen Schrift gegen die amtliche Auslegung durch die geistgeleitete Kirche stellten. Ihr Führer hieß Martin Luther. Sie haben nicht nur gegen offenkundige Mißstände, die es damals natürlich wie in jeder Zeit der Kirchengeschichte gab, Stellung genommen, sondern sie haben den Glauben der Kirche in bestimmten Teilen verworfen. In ihren Schriften, die sie als Bekenntnisschriften betrachten, finden sich Verwerfungen, d.h. also Zurückweisungen, Ablehnungen katholischer Glaubenswahrheiten. So sind sie dazu gekommen, eine neue Religionsgemeinschaft zu gründen.

Die katholische Kirche setzte sich gegen diese Irrlehrer zur Wehr. Die zeitgenössischen Päpste haben mehrfach gegen die Aufstellungen Luthers Stellung bezogen. Aber vor allem hat das Konzil von Trient, das von 1545 bis 1563 tagte, Verurteilungen der Irrlehren, die Luther und seine Gefolgsleute aufgebracht hatten, ausgesprochen.

Man hat sich in den vergangenen 450 Jahren wiederholt bemüht, die Gegensätze, die zwischen der katholischen Kirche und den protestantischen Denominationen bestehen, auszuräumen. Es ist niemals auch nur ansatzweise gelungen. Nun hat sich, als der Heilige Vater 1980 in Deutschland weilte, nach seinem Willen eine Kommission von katholischen und evangelischen Theologen zusammengefunden, welche die Lehrverwerfungen zwischen Lutheranern und Katholiken aufarbeiten sollten. Zwischen Lutheranern und Katholiken. Es gibt im Protestantismus aber noch andere Protestanten, die keine Lutheraner sind. Doch diese Kommission beschränkte sich auf die Gegensätze zwischen Lutheranern und Katholiken. Sie hat das, was sie ihr Ergebnis nennt, im Jahre 1987 veröffentlicht unter dem Titel „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“. In diesem Buche sind nur einige Gegenstände herausgegriffen, die zwischen der katholischen Kirche und den protestantischen Gemeinschaften kontrovers sind: die Lehre von der Rechtfertigung, die Lehre vom Amte, die Lehre von den Sakramenten, vor allem von der Eucharistie.

Wir haben uns an den vergangenen Sonntagen mit mehreren dieser Lehrverurteilungen beschäftigt und haben erkannt, daß in der Regel eine etwa gefundene Harmonie zwischen katholischer Lehre und protestantischen Aufstellungen dadurch zustandekommt, daß entweder der katholische Standpunkt oder die protestantische Meinung oder beide verzeichnet werden. Dieses Urteil wird von vielen, ja, soweit ich sehe, von den allermeisten evangelischen Theologen geteilt. Sie sind ebenfalls wie ich davon überzeugt, daß diese Kommission den katholischen Standpunkt nicht in der vollen Klarheit dargestellt hat, aber ebensowenig auch die protestantische Position eindeutig und zutreffend beschrieben hat.

Am vergangenen Sonntag beschäftigten wir uns mit dem Kontroversthemata der Rechtfertigung. Rechtfertigung ist die Versetzung aus dem Zustand, in dem wir als Kinder Adams geboren werden, in den Zustand der Annahme zu Gotteskindern durch Jesus Christus, den zweiten Adam. Oder mit katholischer Begrifflichkeit ausgedrückt: Unter Rechtfertigung versteht man den Übergang von der Gnadenlosigkeit in den Gnadenstand, den Erwerb der heiligmachenden Gnade. In bezug auf die heiligmachende Gnade - oder die Rechtfertigung, protestantisch gesprochen - bestehen unaufhebbare Gegensätze. Ich will sie in drei Ausdrücken zusammenfassen.

Der Protestantismus lehrt: Die Rechtfertigung ist zwischen katholischer Lehre und protestantischer Ansicht mit Glaubensgewißheit feststellbar, sie ist bei allen Menschen gleich, und sie ist grundsätzlich unverlierbar. Die katholische Wahrheit dagegen lautet: Es gibt keine Glaubensgewißheit über den erlangten Gnadenstand. Die Gnade ist nicht bei allen Menschen gleich. Die Gnade ist verlierbar.

Der erste Punkt befaßt sich mit der Glaubensgewißheit. Luther lehrt, und das war so tröstlich für die Menschen, wie überhaupt sein neues Evangelium alles Beschwerliche und Anstrengende der kirchlichen Lehre möglichst zu umgehen trachtete, Luther lehrt: Der Mensch weiß mit Glaubensgewißheit, daß er gerechtfertigt ist. So sicher wie der (von Gott verbürgte) Glaube ist, so sicher ist sein Wissen, daß er in der Gnade, in der Rechtfertigung lebt. Dagegen hat die katholische Kirche entschieden Stellung genommen. Glaubensgewißheit und Gnadengewißheit sind ganz verschiedene Dinge. Natürlich sind die Wahrheiten, die Gott offenbart und die wir im Glauben annehmen, auf der höchsten Gewißheitsstufe angesiedelt. Der Inhalt des Glaubens ist absolut gewiß, aber ob sich das, was Gott verheißen und gelehrt hat, an mir erfüllt, das ist ungewiß! Das weiß ich zumindest nicht mit Glaubensgewißheit. Dafür gibt es keine solche Sicherheit, wie sie der Glaube hat. Man kann mit guten Gründen annehmen, hoffen, überzeugt sein, daß man im Gnadenstande ist. Wenn man die Sünden bereut hat, wenn man redlich gebeichtet hat, wenn man die gültige Lossprechung empfangen hat, dann dürfen wir tatsächlich mit moralischer Gewißheit annehmen, daß wir im Stande der heiligmachenden Gnade sind. Aber eine solche Gewißheit, wie sie der Glaube verleiht, haben wir auch dann nicht.

Die Kirche beruft sich für diese Lehre auf die Heilige Schrift. Sie zitiert beispielsweise den Apostel Paulus, der nun wirklich begnadet war wie wenige andere, der aber geschrieben hat: „Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber deswegen noch nicht gerechtfertigt.“ Sie ist also davon überzeugt, daß diese Glaubensgewißheit, wie sie von Luther behauptet wird, nicht existiert; denn wir müssen zittern, zwar nicht bezüglich Gottes Verheißungen, wohl aber hinsichtlich unserer Disposition, unserer Vorbereitung, unseres guten Willens, unserer Bereitschaft zur Mitwirkung mit der Gnade. Deswegen kommt es zur Ungewißheit bzw. zu einer nicht mit der Glaubensgewißheit vergleichbaren lediglich moralischen Gewißheit, so wie sie eben ein Mensch aus seinen Beobachtungen und Überlegungen gewinnen kann. Diese Gewißheit nennt man moralische Gewißheit. Wir können also eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß wir in der Gnade sind, haben, aber diese Wahrscheinlichkeit reicht nicht an die Gewißheit über die Wahrheit dessen heran, was Gott uns geoffenbart hat.

Der zweite Punkt ist die Gleichheit der Rechtfertigung oder die Gleichheit der Begnadung. Für Luther ist die Rechtfertigung nichts anderes als die Anrechnung der Gerechtigkeit Christi. Der Mensch bleibt ein Sünder, aber es wird ihm äußerlich die Gerechtigkeit Christi angerechnet. Weil diese Anrechnung immer nur dieselbe sein kann, ist die Rechtfertigung bei allen Menschen die gleiche. Er sagte wörtlich: „Maria ist nicht größer und ist nicht heiliger als alle anderen Menschen.“ An diesem Beispiel sehen wir schon, daß das nicht richtig sein kann, was hier gelehrt wird. Denn Gott teilt einem jeden zu, wie er will. Und wenn Maria „voll der Gnade“ ist, dann ist damit gesagt, daß sie die Gnade in einem Maße empfangen hat, wie es andere Menschen nicht erhalten haben. Gott teilt einem jeden zu, wie er will. Davon leitet sich die Ungleichheit der Gnade ab. Er ist frei in seinem Schenken, er kann mehr oder weniger Gnade geben. Und der zweite Grund, warum die Gnade ungleich ist, liegt in uns Menschen, weil wir nicht alle mit gleicher Kraft der Gnade zuarbeiten, mit ihr uns betätigen, mit ihr wirken, weil wir ihr nicht mit gleicher Inbrunst und Sehnsucht entgegengehen. Das ist der zweite Grund, warum die Gnade nicht bei allen Menschen gleich sein kann.

Wenn ich in dieser Kapelle eine Reihe von Lampen anzünde, wird es hell. Aber wenn ich mehr oder gar alle Lampen anzünde, wird es noch heller. Ähnlich-unähnlich ist es mit der Gnade. Wer begnadet ist, wer gerechtfertigt ist, der lebt im Frieden und in der Freundschaft mit Gott. Aber dieser Friede und diese Freundschaft mit Gott sind der Vertiefung und der Vermehrung fähig. Diese Vermehrung, diese Vertiefung findet statt durch Gebet, durch den Empfang der heiligen Sakramente und durch gute Werke. Wiederum ein Gegensatz zur lutherischen Ansicht. Luther wollte die guten Werke nur gelten lassen als Früchte der Rechtfertigung. Nein, sagt das Konzil von Trient, sie sind zwar Früchte der Rechtfertigung, aber sie sind gleichzeitig die *causa*, der Grund für die Vermehrung der heiligmachenden Gnade. Und so lehrt die Kirche denn bei den Sakramenten, meinetwegen beim Ehesakrament, daß derjenige, der eine Ehe schließt, nicht nur ein Band zwischen sich und seinem Partner

begründet, sondern daß ihm auch die heiligmachende Gnade, in der er steht, vermehrt wird. Es gibt eine Vermehrung der heiligmachenden Gnade.

Der dritte Gegensatz ist die Verlierbarkeit bzw. die Unverlierbarkeit der Gnade. Nach Calvin ist die Rechtfertigung - oder der Gnadenstand - absolut unverlierbar. Wen Gott prädestiniert, vorausbestimmt hat, der mag tun was er will, er wird immer im Gnadenstande bleiben. So extrem ist Luther nicht. Luther sagt, die Rechtfertigung kann verloren gehen, aber nur durch eine einzige Sünde, nämlich durch die Aufgabe des Fiduzialglaubens. Wer den Fiduzialglauben verliert, der fällt tatsächlich aus der Rechtfertigung heraus. Das ist natürlich eine sehr tröstliche Lehre, und deswegen hat sie ja auch im 16. Jahrhundert die Massen angezogen und zieht sie noch immer an. Man kann sündigen, soviel man will, Hauptsache ist, daß man den Glauben bewahrt, dann bleibt man in der Rechtfertigung. Das ist ein bequemes Evangelium, nicht wahr, das verstehen wir alle. Und deswegen ist sein Wort bei den Massen so gut angekommen: „*Pecca fortiter sed crede fortius!*“ Das heißt zu deutsch: Sündige nur kräftig, aber glaube kräftiger! Das ist genuin lutherische Lehre! Das ist ein Evangelium, wie es die Massen haben wollen. Hauptsache den Fiduzialglauben bewahren, und im übrigen können die Sünden, noch so große Sünden, der Rechtfertigung nichts anhaben.

Wir alle wissen fast instinktiv aus unserem katholischen Glauben, daß das nicht stimmen kann. Das Evangelium lehrt ganz anders. Da heißt es nicht, daß man bloß durch Aufgeben des Glaubens sich von Christus trennt, aus der Gnade herausfällt, die Freundschaft Gottes verliert, sondern im Evangelium ist uns überliefert, daß jede schwere Sünde uns aus dem Gnadenstand herausfallen läßt. Etwa wenn der Apostel Paulus im 1. Korintherbrief fragt: „Oder wisset ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden?“ Und jetzt zählt er auf, wer die Ungerechten sind: „Täuschet euch nicht, weder Unzüchtige noch Götzendiener, weder Ehebrecher noch Weichlinge, weder Knabenschänder noch Diebe, weder Habsüchtige noch Trunkenbolde, weder Lästerer noch Räuber werden das Reich Gottes erben.“ Sie erben es deswegen nicht, weil sie nicht in der Gnade stehen, weil sie aus der Gnade herausgefallen sind. Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig, sondern ist nur einer jener Lasterkataloge des Neuen Testaments, in denen Todsünden nebeneinandergestellt werden. Und so hat es das Konzil von Trient mit der ganzen Vorzeit gelehrt: Jede schwere Sünde kostet bringt uns um den Gnadenstand. Jede schwere Sünde trennt von Gott. Der Glaube kann dagegen mit der schweren Sünde bestehen, denn der Glaube wird nur vernichtet durch eine Sünde, die gegen den Glauben gerichtet ist, also durch den Unglauben. Dadurch wird der Glaube verloren. Aber der Glaube kann weiterbestehen, wenn auch nicht als lebendiger, so doch als wahrer Glaube, auch mit anderen Sünden.

Das ist also der dreifache Gegensatz, meine lieben Freunde, hinsichtlich der Rechtfertigung. Die katholische Kirche lehrt: Man kann nicht mit Glaubensgewißheit überzeugt sein, daß man im Gnadenstande ist; es gibt nur eine moralische Gewißheit. Der Gnadenstand ist nicht bei allen gleich, sondern verschieden je nach Disposition und Gottes Schenkungswillen; er kann auch vermehrt werden durch gute Werke. Die Gnade ist verlierbar, sie geht durch jede schwere Sünde verloren.

Und nun behaupten die Autoren des Buches „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“, es bestünden in der Gnadenlehre keine wesentlichen Gegensätze mehr zwischen Protestantismus und katholischer Kirche, die Verurteilungen seien aufgearbeitet, und man sei sich im wesentlichen einig über die bisher kontroversen Gegenstände. Gegen diese voreilige Harmonisierung sind eine Menge evangelischer Theologen aufgestanden und haben gesagt: Das, was ihr da sagt, ihr Kommissionsmitglieder, das stimmt nicht. Die Verurteilungen des Konzils von Trient treffen nach wie vor die evangelische Lehre. Ich habe hier in der Hand das Buch „Überholte Verurteilungen“. Das ist eine Schrift, die von der evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Göttingen herausgegeben worden ist. In diesem Buch prüfen diese sehr angesehenen evangelischen Theologen das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“, und sie kommen zu ganz gegensätzlichen Entscheidungen. Sie sagen: Die Behauptung, die evangelische Lehre werde durch das Konzil von Trient nicht mehr getroffen, ist falsch.

Die Autoren zitieren z.B. aus dem Konzil von Trient den Kanon XXIV über die Rechtfertigung, der die ausschließt, die sagen, daß die Gerechtigkeit des Christen nicht durch gute Werke bewahrt und vermehrt werde. Sie bemerken dazu: „Der Kanon trifft die evangelische Position gegen die nichtbegründete Behauptung von „Lehrverurteilungen“, er treffe sie nicht.“ Oder eine andere Stelle. Es wird der Kanon XXVII über die Rechtfertigung zitiert, der jene ausschließt, die lehren, daß es keine Tod-

sünde gebe außer dem Unglauben. Dagegen sagen die evangelischen Theologen von Göttingen: „Der erste Teil des Kanons trifft die evangelischen Kirchen, denn sie lehren, was er verwirft.“

So könnte ich weiter fortfahren und an weiteren Gegenständen zeigen, daß das Buch „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ zur theologischen Makulatur gerechnet werden muß. Man kann sich darauf nicht verlassen. Die Gegensätze in der Gnadenlehre zwischen der Kirche Gottes und den von ihr getrennten religiösen Verbänden bestehen in voller Schärfe weiter. Der katholische Glaube läßt sich nicht umbiegen und schmälern. Wir haben das Glück, daß wir ihm angehören dürfen, und wir wollen ihm dienen und ihn verteidigen bis zum letzten Atemzug unseres Lebens.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pfingsten - Sturm und Feuer

22.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

Das Pfingstfest ist in das Bewußtsein der Christenheit tief eingedrungen. Die wirklich gläubigen Menschen wissen, was es um dieses Fest ist, und sind erfüllt von der Freude und der Wärme und dem Glanz, den der Inhalt dieses Festes in ihren Seelen entzündet. Dabei handelt es sich aber um ein tiefes Geheimnis. Schon der menschliche Geist ist etwas außerordentlich Geheimnisvolles und nun erst recht der göttliche Geist. Aber Gott hat uns Verstehenshilfen gegeben, damit wir erfassen können, was es um sein göttliches Wesen ist. Er hat den Sohn, die zweite Person in der Gottheit, in der Gestalt eines Kindes erscheinen lassen, und wir alle begreifen, was ein Kind ist. Welch ein Geheimnis ist ein Kind, und wie aus sich selbst leuchtend und strahlend ist ein Kind!

Gott hat auch für die dritte Person in seinem Innenleben Gleichnisse gefunden, die uns eine Ahnung vermitteln, wie Gott ist und wie die, die aus Gott geboren sind, sein sollen. Diese Gleichnisse sind der **Sturm**, das **Feuer** und die **Sprache**. Naturhafte und menschliche Dinge hat Gott als Gleichnis gewählt, um uns einzuführen in das Geheimnis seines innergöttlichen Lebens. Wir wollen am heutigen Pfingsttage die beiden ersten Gleichnisse und am morgigen Tage das dritte Gleichnis betrachten. Heute also die beiden Gleichnisse des Sturmes und des Feuers.

Der Sturm ist vom Heiland schon angekündigt worden als ein Symbol für den Heiligen Geist. Dem Nikodemus hat er gesagt: „Der Geist weht, wo er will. Du hörst sein Brausen, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er geht. So ist es mit den aus dem Geiste Geborenen.“ Der Sturm hat also eine dreifache Eigenschaft: Er ist geheimnisvoll, er ist frei, und er ist unwiderstehlich.

Der Sturm ist geheimnisvoll, weil man nicht weiß, von wannen er kommt und wohin er geht. Und ähnlich ist es mit dem Heiligen Geist. Er ist ja das tiefste Geheimnis in Gott. Er ist der flammende Lichtbogen, der zwischen Vater und Sohn schwingt und der als Person in die Wirklichkeit tritt. Er ist die innerste Kammer des göttlichen Lebens und der Gipfel des göttlichen Herzenslebens. Wenn Gott ein Geheimnis ist, dann muß selbstverständlich auch die dritte Person in Gott ein Geheimnis sein und bleiben. Der Geheimnischarakter gehört zum Wesen Gottes. Gott wäre nicht mehr Gott, wenn wir imstande wären, ihn zu durchschauen und ihn zu begreifen. Es gehört zu seiner Überweltlichkeit und zu seiner Übervernünftigkeit, daß er ein Geheimnis ist.

Und geheimnisvoll sind auch die vom Heiligen Geist Erfüllten. Auch sie gehen Wege, sprechen Worte und setzen Taten, die vielen Menschen unbegreiflich, geheimnisvoll erscheinen. Die Propheten des Alten Bundes haben zum Spott und gegen die Auflehnung ihrer Zeitgenossen die Wahrheit verkündet, die Zukunft geschaut, Strafgerichte vorhergesagt. Sie waren unverstanden und wurden abgelehnt, weil der Geist Gottes aus ihnen sprach und mit ihnen war.

Der Sturm ist zweitens frei. Er folgt nur seinem eigenen inneren Gesetz. Nichts kann ihn aufhalten. Und ähnlich ist es auch mit dem Geiste. Auch der Geist folgt nur seinem eigenen inneren Gesetz, das ist das Gesetz der Liebe. Er läßt sich nichts von außen vorschreiben, sondern erfüllt nur sein eigenes inneres Müssen. Er ist frei und schreitet deswegen über Verkrustungen, Versteinerungen und Verhärtungen hinweg; er läßt sich nicht binden. Immer wieder sind in der Kirche Heilige aufgestanden, kühn wie Propheten oder einfältig wie Kinder, haben sich über das Morsche, über das Faulige hinweggesetzt und sind zu neuen Ufern, zu neuen Küsten des Lichtes aufgebrochen.

Der Sturm ist auch unwiderstehlich. Es ist unmöglich, ihn zu dämmen oder aufzuhalten. Auch die aus dem Geiste Geborenen sind unwiderstehlich. Armseliger konnte man nicht anfangen, meine lie-

ben Christen, als die paar galiläischen Fischer, die nach der Himmelfahrt Jesu daran gingen, eine Welt zu erobern. Sie waren gering an Macht, an Einfluß, an Besitz, an Wissen, und doch haben sie in wenigen Jahrhunderten eine neue Welt geschaffen, neue Gesetze, neue Maßstäbe gesetzt, eine neue Denkungsart, eine neue Mentalität begründet.

So ist es immer, wo wirklich der Heilige Geist am Werk ist. Wo der Geist wirkt, da sind die Menschen ihrer Sache gewiß, weil es die Sache Gottes ist. Da braucht es weder Aufgeregtheit noch Hektik. Die Apostel haben, wie uns die Reden der Apostelgeschichte berichten, ruhig und sachlich ihre Lehre vorgetragen. Sie brauchten kein Dröhnen von Reklame, und sie benötigten kein schreierisches Auftreten, nein, „Männer, Brüder“, so sprachen sie zu den Massen, ruhig und gelassen, weil sie wußten: Was sie sagten, das ist im Heiligen Geiste gesagt. Dabei waren sie des Sieges gewiß. Wo der Heilige Geist wirklich am Werke ist, da setzt er auch etwas durch. Letztlich siegreich und hilfreich ist immer nur die Liebe und die Wahrheit, die vom Heiligen Geiste kommen.

Das zweite Symbol für den Geist ist das Feuer. Das Feuer erwärmt, erhellt und strömt über. Wir meinen hier natürlich das Feuer nicht als zerstörerische, verzehrende Macht, sondern als die große Wohltäterin der Menschheit, die Wärme, Helle, Licht und Bewegung in das Leben bringt.

Die erste Wirkung des Feuers ist die Erwärmung. Der Heilige Geist ist der Geist der Liebe, und die Liebe vergleichen wir zu Recht gern mit der Wärme. Wo Geist ist, wo Heiliger Geist ist, ist auch Liebe. Und wir können den Umkehrschluß ziehen: Wo Haß ist und Bosheit, da kann der Heilige Geist nicht sein! Haß und Bosheit sind auf dieser Erde stark. Aber der Heilige Geist ist deswegen mächtiger, weil er seine Erwählten von Haß und Bosheit nicht überwinden läßt. Immer haben die vom Heiligen Geist Erfüllten dem Haß und der Bosheit nicht die gleiche Verhaltensweise entgegengesetzt, sondern sie haben im Geiste für ihre Verfolger gebetet, haben ihnen verziehen und haben ihnen die Liebe erwiesen, die ihnen selbst nicht entgegengeströmt ist. Der Heilige Geist ist deswegen dem Feuer vergleichbar, weil er die Seelen erwärmt, sie mit Liebe, mit echter, mit selbstloser, mit selbstvergessener Liebe erfüllt.

Der Heilige Geist erhellt auch die Seelen. Er schenkt ihnen die Wahrheit, und die Wahrheit läßt es hell werden in den Menschen. Die Unwahrheit verdunkelt, aber die Wahrheit erhellt. Und die Wahrheit ist dem Heiligen Geiste gleichsam anvertraut. Jesus nennt ihn den Geist der Wahrheit, weil er vermag, die Unwahrheit, den Irrtum und die Verführung zu entlarven. Er ist der Geist der Wahrheit, der die Menschen erhellt, indem er sie an das erinnert, was Jesus gesagt und getan hat. Die Unwahrheit ist mächtig auf dieser Welt, meine lieben Freunde, denn die meisten Menschen haben an nichts weniger Interesse als an der Wahrheit. Woran sie interessiert sind, das ist Leben, Genießen, Überleben, aber die Wahrheit ist der Masse der Menschen in der Regel das Gleichgültigste. Und da hat der Heilige Geist eine ungeheuerere Aufgabe zu erfüllen, eine Aufgabe, die sehr schwerwiegend und gefährlich ist. Denn die Menschen reagieren gereizt gegen die Wahrheit. Sie wollen sie nicht hören. Sie verfolgen die Kündler der Wahrheit, sie möchten sie zum Schweigen bringen.

Der Heilige Geist erinnert an alles, was Christus gesagt und getan hat. Denn das, was er gesagt und getan hat, ist verbindlich für uns. Man kann also nicht hergehen, meine lieben Freunde, wie es mancherorts geschieht, und bei der heiligen Messe statt Brot und Wein Kartoffelpüree und Reiswein verwenden - und das geschieht! Ohne wirksame Gegenwehr! Man kann auch nicht hergehen und sagen: Die Krankensalbung kann auch von Diakonen oder Laien gespendet werden, wo doch die Heilige Schrift sagt: „Man rufe die Priester der Kirche, sie sollen über den Kranken beten und ihn mit Öl salben im Herrn, und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken zum Heile sein, und der Herr wird ihn aufrichten!“ Die Theologen, die Flaschen lehren, verderben unsere Wahrheit! Und sie nehmen unseren jungen Priesterkandidaten den Mut. Sie fragen: „Ja, was bleibt uns denn noch? Wozu sollen wir Priester werden, wenn alle alles können?“

Am Freitag war ein Priesterseminarist bei mir, der eine Prüfung machen will. Er sagte: „Ich bin der letzte von zehn, die eingetreten sind.“ Die übrigen neun sind weggegangen, nicht aus eigener Schuld, sondern verführt von den Falschlehrern, verführt von denen, die die Wahrheit niederhalten und ein falsches Evangelium verkünden - ohne wirksame Gegenwehr der Verantwortlichen! Da ist kein Heiliger Geist, meine lieben Freunde, wo die Wahrheit niedergehalten wird. Da ist der böse Geist am Werk, und gegen den muß der Heilige Geist sich zur Wehr setzen, auch in uns und durch uns. Wir

müssen Zeugen werden und tapfer sein und Mut haben und dürfen uns nicht einschüchtern lassen von der Kolonne, von dem Heer der Falschlehrer. Sie haben die Positionen, sie haben die Macht, sie haben das Geld. Aber sie haben eines nicht: Sie haben nicht die Wahrheit, und sie haben nicht den Geist!

Der Heilige Geist erhellt die Seelen, weil er die Wahrheit bringt. Und er ist auch überströmend, er ist um sich greifend. Es ist ein klares Zeichen dafür, daß eine Seele den Heiligen Geist empfangen hat, wenn sie nicht mehr knauserig und karg an sich hält, sondern wenn sie über das Mindestmaß des Notwendigen hinausschreitet. Es ist ein Zeichen des Geistes, wenn jemand nicht mehr fragt: Was muß ich noch tun, um in der Kirche zu bleiben, um ein christliches Begräbnis zu empfangen, um gerade noch losgesprochen zu werden in der Beichte? Sondern wenn sie fragt: Was darf ich tun, um mich auszuzeichnen im Dienste Gottes, um dem Geist ein Wirkfeld zu bereiten, um Menschen mit dem Geiste zu erfüllen, soweit es in meiner Macht steht? Das ist ein Zeichen des Geistes, daß er immer wieder Menschen in die Nachfolge Christi ruft, in die unmittelbare und enge Nachfolge Christi, die wir das Leben nach den evangelischen Räten nennen; daß er immer wieder Menschen bewegt, ein Kreuz zu tragen, das sie sich selbst aufladen, um auf diese Weise Anteil zu gewinnen am Leiden Christi, um die Gemeinschaft mit seinem Leiden und dann auch an der Kraft seiner Auferstehung zu erfahren. Das ist ein Zeichen, daß jemand den Geist empfangen hat, wenn er Arbeiten übernimmt, die ihm niemand anschafft als das eigene, vom Geist erfüllte Herz, Leiden auf sich nimmt, die niemand ihm anträgt als nur der Heilige Geist, der in ihm wirkt.

Der Heilige Geist ist überströmend und um sich greifend wie das Feuer. Und wo die selbstlose Liebe, die lautere Wahrheit und die großmütige Leidensbereitschaft in einem Herzen aufwacht, da ist der Heilige Geist am Werke, da ist er wahrhaftig von neuem über einen Menschen gekommen. Und in der Kraft dieses Geistes vermag er über Anfechtungen, über Verleumdungen, über Haß und Ablehnung hinwegzuschreiten, seelenruhig wie einer, der die Sache Gottes zu seiner eigenen gemacht hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pfingsten - Macht der Sprache

23.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, aus den Gleichnissen, die Gott gefunden hat, um die dritte Person in der Trinität den Menschen nahezubringen, die Gleichnisse aus der Natur und aus der Menschenwelt zu betrachten. Gestern hatten wir den Sturm und das Feuer als Symbole des Heiligen Geistes erkannt. Wir haben heute noch einzugehen auf die Sprache als ein Zeichen des Geistes.

Die Menschen, die beim ersten Pfingstfest zugegen waren, haben die Macht der Sprache, der einigenden Sprache, erfahren. Sie hörten nämlich, obwohl sie aus allen möglichen Ländern und Nationen gekommen waren, die Apostel in ihrer Sprache reden. In der Macht des Heiligen Geistes wurde ein unbeschreibliches Wunder gewirkt, daß die Menschen imstande waren, eine Sprache aufzunehmen, die sie nie gelernt hatten.

Die Wirkung des Geistes war das Verstehen. Die Menschen, die da beim ersten Pfingstfest zusammen waren und sich dem Geiste, dem Wirken des Geistes geöffnet hatten, verstanden einander. Sie waren eins im gegenseitigen Verstehen. Das ist also die Wirkung des Geistes, daß er die Menschen, die sich ihm öffnen, die sich ihm erschließen, eins macht im gegenseitigen Verstehen.

Umgekehrt muß man sagen: Wo sich Menschen nicht mehr verstehen, wo sie eine Sprache sprechen, die den jeweils anderen fremd und unverständlich ist, da kann nicht der Heilige Geist sein. Das Nicht-Verstehen, das Nicht-Verstehen-Mögen und das Nicht-Verstehen-Wollen, das kann nicht vom Heiligen Geist bewirkt sein.

Es gab einmal, meine lieben Freunde, eine katholische Kirche, in der alle einander verstanden. Ob ein Lehrer vom Norden oder vom Süden kam, ob er eine andere Muttersprache als der Hörer sein eigen nannte, alle verstanden ihn; denn sie waren eins im gegenseitigen Verstehen durch den Heiligen Geist geworden. Heute ist diese Einheit und Einigkeit im Verstehen in der katholischen Kirche verschwunden. Heute verstehen sich die Menschen nicht mehr, auch wenn sie dieselbe Sprache sprechen, weil sie die Worte, die sie gebrauchen, in jeweils verschiedenem Sinne verwenden.

Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Heute sprechen Lehrer der Wahrheit und Irrlehrer von der Realpräsenz, d.h. von der wirklichen Gegenwart Christi im eucharistischen Opfersakrament. Aber mit diesem Wort sind völlig verschiedene Aussageweisen gemeint. Wir, die wir am katholischen Glauben festhalten, verstehen unter Realpräsenz die Wirkung der heiligen Wandlung. Wenn Brot und Wein durch Gottes Macht mit Hilfe des Priesters gewandelt sind, dann ist Jesus Christus wahrhaft, wirklich und wesentlich, mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit auf dem Altar zugegen, und das ist eine wirkliche Präsenz, eine wirkliche Gegenwart. Die Falschlehrer dagegen leugnen die Wandlung, sie bestreiten sie, sie lehnen den Begriff der Transsubstantiation, womit das Geschehen in der Wandlung bezeichnet wird, ab. Wie soll dann das Ergebnis dessen, was da geschieht, wenn überhaupt etwas geschieht, noch als Realpräsenz bezeichnet werden?

Wo der Heilige Geist nicht mehr wirkt, meine lieben Freunde, da gibt es kein Verstehen mehr. Und heute stehen sich in unserer eigenen Kirche Lehrer der Wahrheit und Falschlehrer gegenüber. Die Lehrer der Wahrheit nehmen immer mehr ab, und die Falschlehrer nehmen immer mehr zu. Die Falschlehrer wollen die Lehrer der Wahrheit nicht anhören, sie wollen sie nicht verstehen, sie wollen sie vielmehr vernichten. Sie wollen ihnen die letzten Positionen nehmen, die sie noch haben. Sie wollen sie mundtot machen, womöglich auch ihre bürgerliche oder kirchliche Existenz zerstören. Das ist die Lage in der heutigen katholischen Kirche.

Und in dieser Lage muß man wissen, wo der Heilige Geist ist. Er kann nicht bei denen sein, die mit Haß und Bosheit die Lehrer der Wahrheit verfolgen. Das kann nicht die Wirkung des Geistes sein. Der Geist ist heute ausgewandert in jene wenigen gläubigen katholischen Laien und Priester und Theologen, die an der Wahrheit festhalten. Die anderen gehorchen ihrem eigenen Geist, dem Ungeist der Welt, sie haben den Heiligen Geist nicht empfangen.

Aber es kommt nicht nur auf das Verstehen und die Sprache an. Es kommt auch auf den Inhalt dessen an, was da gesagt wird. Die Menschen des ersten Pfingstfestes verstanden den Petrus und die übrigen Jünger so gut, weil sie die Großtaten Gottes verkündeten. Sie sprachen nicht von sich, von eigenen Vorstellungen und „Erfahrungen“, Wünschen und Anregungen. Sie waren keine Subjektivisten, sondern sie waren Menschen, die das Geschehen Gottes in ihren Mund nahmen und den anderen deuteten. Sie sprachen von den Großtaten Gottes.

Die Falschlehrer in unserer Kirche sprechen immer nur von sich selber, von ihren eigenen Meinungen, Ansichten und Auffassungen. Sie preisen sich gegenseitig und jubeln sich gegenseitig hoch - denken Sie nur an die unablässigen Jubiläen, Verleihungen von Auszeichnungen und Ehrungen -, aber sie vergessen darüber, die Großtaten Gottes zu verkünden. Sie sprechen von den Menschenrechten, von den Bürgerrechten und von den Christenrechten, aber sie sprechen nicht von den Rechten Gottes! Sie haben die Rechte Gottes vergessen.

Es gibt in der Kirche seit geraumer Zeit eine sogenannte anthropologische Wende. Sie ist verknüpft mit dem Namen des Falschlehrers Karl Rahner. Diese sogenannte anthropologische Wende besteht darin, daß man immer vom Menschen ausgeht und zum Menschen hin denkt. Und das ist gerade der falsche Ansatz. Der Christ muß von Gott ausgehen und auf Gott hin denken!

Wenn Sie heute, meine lieben Freunde, Theologiestudenten fragen, was sie in ihrem Studium gelernt haben, dann werden Sie fast immer die Antwort bekommen: Der eine sagt so, und der andere anders. Und wenn Sie heute unsere Kinder befragen, die Religionsunterricht erhalten, dann werden Sie immer wieder auf falsche Lehren stoßen, auf abwegige Meinungen, die ihnen beigebracht worden sind. In unserer Kirche herrscht weithin nicht mehr die Wahrheit, sondern der Irrtum.

Der Heilige Vater hat den Katechismus der katholischen Kirche herausgegeben. Und was tun die maßgebenden Theologen? Sie fallen über ihn her, sie lehnen ihn ab, sie machen giftige Bemerkungen über diesen Katechismus. Und was tun die Bischöfe? Sie lassen sie gewähren. Statt ihnen den Katechismus verpflichtend aufzuerlegen, statt zu sagen: Ihr Theologen, haltet euch in eurer Lehre an den katholischen Katechismus, weil er die Wahrheit ist, stattdessen sehen sie zu, wie dieser Katechismus zerrissen und zerfetzt wird.

Vor vielen Jahren hat Hans Milch einmal gesagt: „Es müßte ein Hagel von Exkommunikationen über die falsch lehrenden Theologen niedergehen.“ Und er hat recht gehabt! Aber dieser Hagel von Exkommunikationen ist natürlich nicht niedergegangen, und so hat der Krebs weitergefressen in unserer Kirche, immer weiter, bis zur Übermacht der Falschlehrer über die Lehrer der Wahrheit.

Der Heilige Geist ist an Pfingsten über die Kirche gekommen, und er ist immer noch im Kommen, auch heute. Noch immer rauschen Gottes Sturmwinde über uns, noch immer senken sich Gottes Feuer auf uns herab. Aber nicht alle sind bereit, sie aufzunehmen. Auch am ersten Pfingstfest war es nur eine bescheidene Zahl, die sich aus der großen Volksmenge vom Heiligen Geist zur wahren Kirche führen ließ. Die Sonne scheint auf öde Felsen, aber sie werden von ihrer Glut nur zerrissen. Der Geist möchte einkehren auch in harte Herzen, aber sie werden unter seinem Anhauch nur noch härter.

Deswegen muß am heutigen Pfingstmontag die Mahnung an uns ergehen: Heute, wenn ihr die Stimme des Geistes hört, verhärtet euere Herzen nicht! Heute, wenn ihr die Stimme des Geistes vernehmt, der neue Herzen, neue Gesinnungen, neue Liebe zur Wahrheit verlangt, verhärtet euere Herzen nicht! Heute, wenn er seine Wärme, sein Licht, seine Erleuchtung anbietet, verschließet euere Augen nicht! Heute, wenn ihr seinen Anhauch verspürt, macht euere Herzen nicht hart wie Kieselstein, sondern schließt sie auf für das Wirken des Heiligen Geistes!

Amen

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (6)

(Über das falsche Verständnis der Heilsverdienste)

29.05.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In der vergangenen Woche rief mich ein Priester aus einer hessischen Pfarrei an. Er berichtete, daß eine katholische Witwe gestorben war. Ihre Tochter - katholisch, aber protestantisch verheiratet, mit protestantischer Kindererziehung - weigert sich, die Mutter katholisch beerdigen zu lassen. Sie wird vom protestantischen Religionsdiener beerdigt. „Es ist ja alles eins.“ So hat sie gesagt.

Diese Redeweise ist die Frucht des verhängnisvollen ökumenischen Betriebs, den wir seit Jahrzehnten in unserer Kirche erleben. Es ist eine gigantische Verirrung und eine tödliche Gefahr für unsere Kirche, was auf diesem Gebiet seit Jahrzehnten geschieht. Denn hier wird der Glaube, das Fundament der Kirche und der Kirchengliedschaft, untergraben.

Zu dieser Untergrabung trägt auch das sogenannte Konsensdokument „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ bei. Denn dort werden die Unterschiede zwischen den Konfessionen mit verschiedenen Mitteln um ihre Kraft gebracht. Hier wird die Lehre der katholischen Kirche entweder entschärft oder umgemodelt. Hier wird auch der Protestantismus nicht in rechter Weise dargestellt, so daß am Ende bei fast allen Gegenständen das Urteil steht: Diese Unterschiede sind nicht mehr kirchentrennend.

Nun haben durch Gottes Fügung mutige und gelehrte evangelische Theologen diesem Dokument energisch widersprochen, haben darauf hingewiesen, daß hier weder der katholische Glaube noch die protestantische Lehre richtig wiedergegeben wird.

Wir haben an den vergangenen Sonntagen auf mehrere Gegenstände dieses verhängnisvollen Papiers aufmerksam gemacht. Einer der wichtigsten Punkte ist die sogenannte Rechtfertigungslehre, also die Darstellung der Weise, wie man aus einem Ungerechten ein Gerechter, aus einem Nichtbenedeten ein Begnadeter wird. Zur Rechtfertigungslehre gehört auch die Lehre vom Verdienst. Was ist ein Verdienst? Verdienst ist ein sittlich gutes Werk, das vor Gott Belohnung verdient. Wenige Gegenstände des katholischen Glaubens sind von protestantischer Seite so verunglimpft worden wie die katholische Verdienstlehre. „Lohnsucht“, „Werkgerechtigkeit“, „Selbstgerechtigkeit“, das sind die Vorwürfe, die gegen die katholische Verdienstlehre erhoben wurden und bis zur Stunde erhoben werden.

Wir wollen uns deswegen diesem Gegenstände zuwenden. Die Kirche hat immer, und wir werden gleich sehen: im Einklang mit der Heiligen Schrift, die Lehre vom Verdienst vorgetragen, bis im 16. Jahrhundert die Aufrührer diese Lehre verwarfen. Zunächst hat Luther gelehrt: Der Mensch kann überhaupt nichts Gutes wirken. Später hat er dann, wandelbar, wie ja seine Meinungen waren, die Ansicht vertreten: Man muß gute Werke nach dem Empfang des Heiligen Geistes verrichten, aber sie haben keinen Verdienstwert. Calvin ist noch radikaler. Er sagt: Alle Werke des Menschen sind Befleckung und Schmutz. Gegen diese falschen Lehren hat dann das Konzil von Trient Stellung bezogen. Es lehrt: „Der Mensch kann in der Gnade wahrhaft gute, verdienstliche Werke verrichten.“ Die guten Werke sind gleichzeitig ein Verdienst des Menschen und ein Geschenk der Gnade. Mit den guten Werken kann man sich die ewige Seligkeit erwerben, die aber gleichzeitig ein Gnadengeschenk Gottes ist. Das ist genau die Fülle der katholischen Lehre: Immer das Werk des Menschen zusammen mit der Gnade Gottes, in deren Kraft es verrichtet wird.

Was das Konzil von Trient lehrt, ist die Wiederholung einer Lehre, die schon im Jahre 529 auf dem Konzil von Orange in Südfrankreich vorgetragen wurde. Dieses Konzil hat das Ansehen eines Allgemeinen Konzils der Kirche, weil es nämlich vom Papst bestätigt worden ist. Auf diesem Konzil von

Orange ist der wunderbare Satz aufgestellt worden: „Die guten Werke verdienen Lohn, wenn sie geschehen. Die Gnade aber, die nicht geschuldet wird, geht ihnen voraus, damit sie geschehen.“ Das ist eine geradezu klassische Formulierung. Die guten Werke des Menschen verdienen Lohn, wenn sie geschehen. Aber die Gnade, die nicht geschuldet wird, geht ihnen voraus, damit sie geschehen.

Diese Lehre ist das Echo der Heiligen Schrift. An vielen Stellen, meine lieben Freunde, spricht der Herr von dem Lohn, der jenen vorbehalten ist, die Gottes Willen tun. In der Bergpredigt werden vom Herrn die Seligpreisungen vorgetragen. Er sagt: „Selig, wenn euch die Menschen verfolgen um meines Namens willen; denn euer Lohn ist groß im Himmel.“ Wer also die Verfolgungen trägt um Jesu willen, der weiß, ihm gebührt Lohn von dem gerechten Gott. In dem Gleichnis von den Talenten ist wiederum die Rede vom Lohn. Da schildert der Herr einen Mann, der seinen Knechten bestimmte Beträge Geldes - Talente genannt - ausfolgt, und dann müssen sie hingehen und damit arbeiten. Nach geraumer Zeit kommt der Herr zurück und fordert Rechenschaft. Der eine hatte fünf Talente empfangen, aber fünf dazugewonnen, der andere sogar zehn zu den zehn, die er erhalten hatte. Allein jener, der nur eines empfangen hatte, hatte das Talent vergraben und nichts dazugewonnen. Er mußte hören, wie zu den anderen gesagt wurde: „Weil du über Weniges getreu gewesen bist, will ich dich über Vieles setzen. Geh ein in die Freude meines Herrn!“ Er selbst aber wurde verworfen, weil er das Talent, das der Herr ihm übergeben hatte, nicht benutzt hatte, um mit ihm zu arbeiten. Hätte er gearbeitet mit seinem Talent, wäre auch ihm der Lohn zugekommen. Der Arbeit gebührt eben Lohn. Und das wird niemand deutlicher aussprechen als der Apostel der Gnade, nämlich der heilige Apostel Paulus. Er hat ja die Gnade und die Gnadenhaftigkeit des menschlichen Wirkens über alles betont. Aber er sagt: „Ein jeder wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit!“ Und an einer anderen Stelle: „Er wird einem jeden vergelten nach seinen Werken!“

In ganz ergreifender Weise ist dieser Zusammenhang zwischen Arbeit und Lohn in dem großen Gleichnis vom Weltgericht geschildert. Da sitzt der Weltenrichter auf dem Throne, und er scheidet die Menschen. Er scheidet sie nach ihren Taten! Er scheidet sie nach ihren Werken! Ob sie Gutes getan oder Gutes unterlassen haben, das ist das Kriterium! „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist. Ich war durstig, und ihr habt mich getränkt, denn was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Wer also recht gearbeitet hat, der darf auch auf den Lohn hoffen. Es ist das eine biblische Lehre, die von den Kirchenvätern aufgenommen wurde. Allerdings nicht in pelagianischer Weise, sondern es wurde immer gesagt: Die guten Werke, die wir vollbringen, sind nur dann verdienstlich, wenn sie bestimmte Eigenschaften haben. Welches sind diese Eigenschaften? Nun, diese Werke müssen sittlich gut sein, sie müssen frei vollbracht sein, sie müssen unter der Einwirkung der aktuellen Gnade verrichtet sein. Der Mensch, der sie verrichtet, muß im Pilgerstande und im Stande der heiligmachenden Gnade sein. Wenn diese Bedingungen zusammenkommen, dann wird nach Gottes gnädiger Verheißung den Werken himmlischer Lohn zuteil.

Die Redeweise „Wir müssen uns den Himmel verdienen“, die der Bischof Spital von Trier zurückweist, ist also richtig. Denn wir können uns nach katholischer Lehre die Vermehrung der heiligmachenden Gnade, die himmlische Seligkeit und die Vermehrung der Himmelsglorie verdienen. Das sind nämlich die drei Gegenstände, die den Lohn ausmachen, welchen Gott gibt. Er gibt keinen irdischen Lohn, er gibt himmlischen Lohn, nämlich die Vermehrung der heiligmachenden Gnade, die Erwerbung der ewigen Seligkeit und, da ja die ewige Seligkeit nicht gleich ist bei allen Seligen, auch die Vermehrung der Himmelsglorie.

Meine lieben Freunde, man kann eigentlich auch mit vernünftiger Überlegung erkennen, daß es so sein muß, wie unsere Kirche lehrt. Denn wenn es keinen Lohn gibt, dann ist es gleichgültig, ob der Mensch viel oder wenig für Gott tut, ob er sich an seine Gebote hält oder nicht, ob er seine Pflicht tut oder nicht. Es muß nach Gottes Willen ein Ausgleich für das Verhalten des Menschen erfolgen. Das schuldet Gott seiner Gerechtigkeit. Und er hat sich selbst dazu durch seine Treue und seine Wahrhaftigkeit verbindlich gemacht. Natürlich können wir nicht sagen: „Gib zurück, was du empfangen hast!“ (ich zitiere hier Augustinus), sondern wir können nur sagen: „Gib, was du verheißen hast!“ Gott hat selbstverständlich von uns nichts empfangen. Was wir ihm darbieten, sind seine Geschenke. In unübertrefflicher Weise hat Augustinus diesen Zusammenhang klargestellt: „Wenn Gott unsere Verdienste krönt, dann krönt er seine Gaben.“ Ja, so ist es! Die Verdienste, die wir haben, sind echte Ver-

dienste, die uns Anspruch auf Lohn eintragen, aber sie sind gewirkt in der Kraft der Gnade. Es sind Gnadendienste. Gott kommt nicht zu kurz dabei. Das Erlösungswerk Christi wird nicht in seinem Werte gemindert, sondern es ist gewissermaßen die innere Glut der guten Werke.

Und die Vorwürfe, die der Protestantismus gegen die katholische Verdienstlehre erhebt, treffen nicht zu. Die katholische Lehre weiß nichts von Lohnsucht, sondern sie will, daß unsere Werke aus Liebe zu Gott getan werden. Denn wir sind auf Erden, um Gott zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Es ist das auch keine Werkheiligkei, denn die Seele des Werkes ist das Innere. Das äußere Werk nützt gar nichts, wenn die Absicht, nicht gut und auf Gott gerichtet ist. Und ebensowenig besteht die Gefahr der Selbstgerechtigkeit; denn wir wissen: Wir sind unvernünftig und schwach. Es muß uns Gott mit seiner Kraft, mit der Macht seiner Gnade zu Hilfe kommen, damit wir gute Werke verrichten können. Wir sollen um Gottes willen Gutes tun, wir sollen nicht nach dem Lohn schießen. Aber wir können uns in Stunden des Leides und der Mühsal daran trösten, daß Gott uns für unser Mühen Lohn verheißt hat. Wir können in den Stunden der Niedergeschlagenheit uns damit aufrichten, daß wir sagen: Wir haben in der Kraft der Gnade getan, was uns möglich war; und Gott wird denen, die, was in ihren Kräften steht, tun, seinen Lohn nicht versagen.

Das letzte Buch der Heiligen Schrift ist die Apokalypse. In diesem Buch steht die trostvolle Verheißung: „Siehe, ich komme, und mein Lohn ist mit mir, jedem zu vergelten nach seinen Werken.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Sakrament des Altares

02.06.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, zur Verehrung des Allerheiligsten Altarsakramentes Versammelt!

„Gott, du hast unter dem wunderbaren Sakramente uns ein Gedächtnis deines Leidens hinterlassen. Gewähre gnädig, daß wir die Geheimnisse deines Leibes und Blutes so verehren, daß wir die Frucht deiner Erlösung immerdar in uns verspüren!“ Das ist das Tagesgebet der heutigen heiligen Messe, und dieses Gebet bleibt die ganze Zeit des Kirchenjahres über im Kult der Kirche erhalten, wenn wir das Allerheiligste dem Volke zur Anbetung darbieten und mit ihm den Segen, den eucharistischen Segen, erteilen. „Gott, du hast unter dem wunderbaren Sakramente uns ein Gedächtnis deines Leidens hinterlassen. Gewähre gnädig, daß wir die Geheimnisse deines Leibes und Blutes so verehren, daß wir die Frucht deiner Erlösung immerdar in uns verspüren!“

In diesem wunderbaren Text ist die Rede von dem Gedächtnis, von der Verehrung und von der Frucht der Erlösung. Das Gedächtnis sagt, was hier zugegen ist, die Verehrung geschieht als Aufruf, zu tun, was wir tun sollen angesichts dessen, was hier zugegen ist, und die Frucht der Erlösung ist die Verheißung, die unsere Verehrung, die rechte Verehrung, nach sich zieht. Es ist kein Zweifel, daß dieses heilige Sakrament ein Gedächtnis ist, nämlich das Gedächtnis des Leidens des Herrn. Nun kann man an ein vergangenes Ereignis in mannigfacher Weise denken. Man kann sich im Geist erinnern, man kann die Bilder hervorziehen, die damals aufgenommen wurden, als das Ereignis geschah; man kann einen Film vorführen von einem vergangenen Ereignis. Das sind alles Weisen, wie man an etwas Vergangenes denken kann, und es sind keineswegs verachtenswerte Weisen. Aber das Gedächtnis, um das es hier geht, ist darüber weit, weit erhaben. Im eucharistischen Opfersakrament wird nicht nur in einer psychologischen Weise im Geiste der Teilnehmer die Erinnerung wachgerufen an das, was Jesus, vom Ölgarten angefangen bis zum Kreuze, für uns getan hat. Nein, im eucharistischen Opfersakrament ist der Leidende gegenwärtig, ist der gegenwärtig, der gelitten hat. Das Gedächtnis des eucharistischen Opfersakramentes ist ein Tatgedächtnis. Deswegen unterscheidet es sich weit von jedem psychischen, bloß psychischen Erinnern.

Der durch das Leiden in die Verklärung eingegangene Jesus Christus wird auf unseren Altären gegenwärtig. Und dann können wir selbstverständlich an ihn denken. Aber selbst dieses Gegenwärtigsetzen ist schon in sich ein Gedenken. Es ist ein Gedenken durch die Tat. Indem wir sein Opfer erneuern und in seine Opfergesinnung eintreten, feiern wir das Gedächtnis seines Leidens.

Das Gedächtnis des Leidens aber verlangt eine entsprechende Verehrung. Es ist ja die Gegenwart seines Leibes und Blutes, und zwar entsteht diese Gegenwart kraft der Worte, die der Priester über den Gaben von Brot und Wein spricht. Die getrennten Gestalten zeigen an, daß hier ein Opfer gefeiert wird. Ein lebendiger Leib enthält Fleisch und Blut in sich. Dagegen sind bei einem entseelten Leib Fleisch und Blut getrennt. Das ist der Grund, warum im eucharistischen Opfersakrament tatsächlich ein Opfer vollzogen wird. Kraft der Worte, die der Priester spricht, erscheinen Leib und Blut getrennt. Freilich, weil das nicht mehr der entseelte Leib ist, der am Kreuze hing, sondern der Leib, der auferstanden ist, sind durch Konkomitanz, durch Begleitschaft, mit dem Leibe das Blut und mit dem Blute der Leib verbunden. Und nicht nur das: Mit dem Leib und dem Blut ist auch die Seele und mit der Seele ist auch die Gottheit gegenwärtig. Wegen dieses Inhaltes muß dem eucharistischen Opfersakrament die höchste Verehrung gewährt werden, deren der Mensch überhaupt fähig ist, nämlich der *cultus latrae*, der Kult, die Verehrung der Anbetung. Wir gedenken nicht nur an ein vergangenes

Ereignis, sondern wir beten den gegenwärtigen, verklärten Herrn im eucharistischen Opfersakrament an.

Die Verehrung, die dem Herrn im Sakrament gezollt wird, muß eine innere und eine äußere sein. Wir verehren ihn innerlich erstens dadurch, daß wir uns reinigen von Sünden und, gereinigt von Sünden, dem eucharistischen Sakramente nahen. Soeben haben wir die Lesung des 1. Korintherbriefes gehört. Der Mensch muß sich prüfen; er muß sich prüfen, ob er fähig, ob er würdig ist, dieses Sakrament zu empfangen. Die Zurüstung in der Seele fordert also die Sündenfreiheit, jedenfalls die Freiheit von schwerer Sünde. Sie fordert zweitens auch die rechte Absicht. Man muß zur heiligen Kommunion gehen, um Christus zu ehren, um ihm die Liebe zu bezeigen, um sich mit ihm zu vereinigen, um aus seinen Wunden, aus seinen geöffneten Wunden das Heil zu schöpfen. Das ist die rechte Absicht. Nicht um gesehen zu werden, nicht um mitzumachen, nicht um nicht aufzufallen; das sind keine Motive, die hinreichen, um sich dem eucharistischen Opfersakrament zu nahen. Sündenfreiheit und rechte Absicht sind erforderlich zur inneren Bereitung für den Empfang der Opferspeise.

Aber auch äußerlich muß sich die Verehrung ausdrücken. Die Kirche hat in vielen Jahrhunderten eine Fülle von Formen und Zeichen gefunden, die die erforderliche Verehrung ausdrücken. Wir bleiben nüchtern vor der heiligen Kommunion. Die Nüchternheit ist Zeichen der Erwartung. Es ist hier eine Speisung ganz anderer Art, als wir sie an unseren häuslichen Tischen vornehmen. Und für diese Speisung ziemt sich, daß der Mensch sich auch körperlich zurüstet durch Nüchternheit. Wir gehen in reinlicher Gewandung zur heiligen Kommunion. Daß wir in besonderer Weise gekleidet zu diesem Geschehen kommen, ist Zeichen der Verehrung. Es gilt dem Herrn, der im Sakrament gegenwärtig ist. Und wenn wir dann hintreten zu ihm, dann beugen wir die Knie. Kniebeugung ist immer Zeichen tiefer Ehrfurcht, ja der Anbetung. Wenn man vor einem Menschen die Knie beugt, dann ist das der stärkste Ausdruck der Verehrung, der unter Menschen möglich ist. Und nun erst recht, wenn wir das Knie beugen vor unserem Gott und Heiland. Es ist unangebracht und unangemessen, meine lieben Freunde, wenn wir dieses Zeichen der Ehrfurcht vermissen lassen. Nichts sei gegen Menschen gesagt, die nicht knien können. Ich weiß es auch, daß mit dem Alter die Fähigkeit, zu knien, abnimmt. Lassen wir die alten Menschen stehen! Aber wer es vermag, der beuge das Knie zum Zeichen der Anbetung unseres Herrn und Heilandes!

Die Kirche hat aus guten Gründen die Gläubigen gelehrt, das eucharistische Opfersakrament nicht in die Hand zu nehmen. Aus guten Gründen! Was man nämlich in die Hand nehmen kann, dessen bemächtigt man sich; es liegt darin eine geringere Ehrfurcht, als wenn man sich, ohne das eucharistische Opfersakrament in die Hand zu nehmen, nur mit geöffnetem Munde kniend zum Empfang dieses Sakramentes einfindet. Die Hand ist nicht weniger würdig als der Mund, das gewiß nicht, das ist kein Argument. Aber der Ausdruck der Ehrfurcht ist in der Mundkommunion stärker als in der Handkommunion. Das ist der entscheidende Grund, warum wir an dieser Form des Kommunionempfanges festhalten wollen. Wir wollen jenen Ausdruck der Ehrfurcht wählen, der am besten geeignet ist, den Inhalt des eucharistischen Opfersakramentes auch äußerlich anzuerkennen.

Die vielen Regeln, welche die Kirche für den Umgang mit dem eucharistischen Opfersakrament gefunden hat, sind in den letzten Jahrzehnten zum Schaden von Glaube und Frömmigkeit weitgehend abgebaut worden. Die das getan haben, werden es einmal verantworten müssen. Aber wir wollen bei dem bleiben, was wir unter der Anleitung heiliger Hirten als richtig erkannt haben, und wollen es praktizieren, um durch unser Beispiel andere dazu zu führen, ebenfalls auch äußerlich dem Herrn den geschuldeten Dienst der Anbetung zu leisten. Denn diese Verehrung hat ihre Frucht. Wenn man sie richtig vornimmt, dann werden wir die Frucht der Erlösung in uns verspüren. Hier wirkt sich das allgemeine Prinzip aus: Die Sakramente wirken nach dem Maße der Disposition. Anders ausgedrückt: Wer frömmiger, inniger, mit größerer Liebe und Hingabe zum Sakramentenempfang hinzutritt, der hat auch mehr Gewinn davon, dessen Frucht ist größer. Und welches ist die Frucht der Erlösung? Nun, wir empfangen unseren Herrn und Heiland Jesus Christus. Wir empfangen ihn leibhaftig, damit auch keine Täuschung möglich sei. Wenn es ein rein geistiger Empfang wäre, dann wäre immer noch eine Täuschung und eine Selbsttäuschung möglich. Aber hier, wo sich der Herr uns leibhaftig - natürlich auch personal - aber eben auch leibhaftig übergibt, da ist eine Täuschung nicht möglich. In dem Hymnus, den wir soeben in der heiligen Messe gelesen haben, heißt es: „Es kommen Böse und es

kommen Gute und treten hinzu.“ Was sie empfangen, ist in jedem Falle dasselbe. Es hängt nicht vom Glauben des Empfängers ab - wie es protestantische Neuerer gelehrt haben -, was man empfängt, sondern es ist objektiv und wirklich der Leib und das Blut des Herrn, seine Seele und seine Gottheit gegenwärtig, und ein jeder empfängt das gleiche, aber nicht mit der gleichen Frucht. Denn noch einmal: Die Sakramente wirken nach dem Maße der Disposition. Je inniger, je bereiteter, je hingebungsvoller wir zu diesem Sakramente treten, um so größer ist die Frucht. Im einzelnen sind die Früchte des würdigen Empfangs des Herrenleibes:

Die heiligmachende Gnade wird in uns vermehrt. Die Freundschaft mit Gott wird verstärkt. Wir werden in einem immer tieferen Sinne Kinder und Hausgenossen Gottes. Außerdem wird in uns die Ewigkeit vorbereitet. Es werden uns gleichsam Unsterblichkeitskeime eingesetzt, die beim Tode hervorbrechen und uns das ewige Leben eröffnen werden. Denn das ist auch eine Frucht des eucharistischen Opfersakramentes, daß es ein Angeld, eine Vorbereitung und eine von Gott gewirkte Zurüstung auf das ewige Leben ist.

„Gott, du hast uns unter dem wunderbaren Sakramente ein Gedächtnis deines Leidens hinterlassen. Gib, daß wir die Geheimnisse deines Leibes und Blutes so verehren, daß wir die Frucht deiner Erlösung immerdar in uns verspüren.“ So beten wir am heutigen Tage, und so wollen wir handeln, damit sich in uns erfülle, was das Sakrament an Verheißungen in sich birgt.

„Laßt uns tief gebeugt verehren dieses heil'ge Sakrament! Dieser Bund soll ewig währen, und der alte hat ein End. Unser Glaube soll uns lehren, was das Auge nicht erkennt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ (7)

(Über das falsche Verständnis des Bußsakramentes)

05.06.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor geraumer Zeit hatten wir uns vorgenommen, uns mit der Studie „Lehrverurteilungen - kirchentrennend?“ zu beschäftigen. In diesem sogenannten Konsenspapier haben katholische und protestantische Theologen sich zusammengetan in der Absicht, die bestehenden Unterschiede, Gegensätze und Klüfte zwischen katholischer Lehre und protestantischer Meinung auszuräumen. Wir haben an den vergangenen Sonntagen erkannt, daß die mit dieser Aufgabe Befassten ihr nicht gerecht geworden sind. Sie haben weder die katholische Lehre allseitig, umfassend und korrekt dargestellt, noch die protestantische Auffassung genau und treffend zur Aussage gebracht.

Bei wenigen Gegenständen dieses Papiers ist das verzweifelte Bemühen, eine Harmonie herzustellen, so deutlich zu erkennen wie bei der Lehre vom Bußsakrament. Denn der Protestantismus kennt kein Bußsakrament. Aber die katholische Kirche lehrt ein Bußsakrament. Wir wollen uns heute mit diesem Gegensatz in der Lehre befassen.

Das Bußsakrament ist jenes Sakrament, in welchem dem reuigen Sünder, der seine Sünden bekennt und Genugtuung leisten will, von der Kirche die Sünden nachgelassen werden. Mit dem Sakrament der Buße eng verknüpft ist die Tugend der Buße. Die Tugend der Buße ist jene sittliche Tugend, die den Willen geneigt macht, sich von der Sünde abzuwenden und Genugtuung für die Sünde zu leisten. Das Bußsakrament verlangt vom Pönitenten Reue, Vorsatz, Bekenntnis und Genugtuung. Diese Handlungen des Büßers entspringen der Tugend der Buße. Deswegen sind Tugend der Buße und Bußsakrament eng miteinander verbunden.

Wer nun die soeben genannten Haltungen und Handlungen erbringt, dem werden von der Kirche die Sünden nachgelassen. Der Priester besitzt die Absolutionsvollmacht. Wenn er die entsprechenden Worte über den Pönitenten spricht, dann werden in diesem Augenblick die Sünden vergeben. Das aktive Nachlassen ist die *causa*, die Ursache für das passive Nachgelassenwerden.

Die Kirche begründet die Existenz des Bußsakramentes und das Vorhandensein der priesterlichen Lossprechungsgewalt im Rückgriff auf die Heilige Schrift. Dem Apostel Petrus, dem Ersten der Apostel, hat der Herr bei Cäsarea Philippi die Schlüsselgewalt übertragen. „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Schlüsselgewalt besitzt der Hausverwalter; nicht der Pförtner, sondern der Hausverwalter ist damit gemeint. Wer die Schlüssel zu einem Hause besitzt, der kann einlassen oder nicht einlassen. Nun ist aber für den Eintritt in das Himmelreich nichts hinderlicher als die Sünden. Wer also einlassen können soll, der muß die Gewalt haben, von der Sünde zu befreien. Mithin ist in der Schlüsselgewalt die Vollmacht, Sünden nachzulassen, enthalten.

Der Herr hat seine Rede bei Cäsarea Philippi fortgesetzt. Er hat zu Petrus gesagt: „Alles, was du auf Erden binden wirst, das wird auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, das wird auch im Himmel gelöst sein.“ Hier ist von der Gewalt, zu binden und zu lösen, die Rede. Und diese Redeweise hat eine doppelte Bedeutung: Binden und Lösen besagt einmal authentisch - also mit Vollmacht - lehren, erklären, was erlaubt und was unerlaubt ist. Und zum zweiten bedeutet diese Redeweise in die Gemeinde aufnehmen und aus der Gemeinde ausschließen, also in den Bann tun und vom Banne lösen. Es ist das Wesen der Sünde, daß sie im Gnadenbereich von der Ge-

meinde der Heiligen ausschließt und daß deswegen, wer in die Gnadengemeinschaft der Gemeinde wieder aufgenommen werden will, die Lossprechung erlangen muß.

Aber damit nicht genug. Ganz deutlich hat der Herr am Tage der Auferstehung den Aposteln, allen Aposteln, die Sündenvergebungsgewalt übertragen. Er sprach: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Und er hauchte sie an. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Der Herr hat ihnen seine Sendung vermacht. Was war seine Sendung? Zu heilen, was verwundet war, zu suchen, was verloren war. Er hat Sünden vergeben dem Gichtbrüchigen, der Frau, die ihn salbte. Diese Sendung übergibt er seinen Jüngern. Sie haben die doppelte Gewalt, Sünden zu vergeben, aber auch Sünden zu behalten. Es ist das eine richterliche Gewalt. Wieso eine richterliche? Zur richterlichen Gewalt gehören drei Elemente, nämlich einmal die richterliche Vollmacht, dann die Kenntnis des Tatbestandes und schließlich das richterliche Urteil. Eben das ist in den Worten des Herrn enthalten. Die Apostel sollen als Richter walten. Sie haben die Vollmacht, Sünden zu vergeben oder auch zu behalten. Sie sollen sich dabei an die objektiven Normen, an das göttliche Gesetz halten; danach haben sie zu beurteilen, ob sie nachlassen können oder ob sie behalten müssen, und natürlich nach dem Gewissenszustand des Sünders, der sich ja anklagt, anklagen muß. Und schließlich geht das Urteil aus dem Munde des Priesters hervor: „Deine Sünden sind dir vergeben“; oder: „Die Lossprechung kann dir nicht gegeben werden, weil du nicht disponiert bist, weil dir die Voraussetzungen fehlen, um die Lossprechung zu empfangen.“ Auch das ist ein Urteil des Richters. Das ist kurz zusammengefaßt die Lehre der Kirche vom Bußsakrament.

Was lehrt dagegen Luther und sein Anhang? Wie fast immer hat er sich auch hier gewandelt. Es gibt kaum eine Äußerung von Luther, der Sie nicht eine Gegenäußerung entgegensetzen können. Diese Verwirrung in seinen Schriften wird von seinen Anhängern freilich selten zugegeben. Zunächst also hat er ein drittes Sakrament - neben Taufe und Abendmahl - eingeräumt. Im Augsburger Bekenntnis ist tatsächlich die Buße als Sakrament bezeichnet. Aber diese Ansicht hat er später fallenlassen. Er mußte sie fallenlassen. Warum? Weil das Zentrum seiner theologischen Aufstellungen der Rechtfertigungsbegriff ist, die Frage, wie der Mensch aus einem Sünder ein Begnadeter wird. Das nennt man Rechtfertigung. Und sein Rechtfertigungsbegriff besagt: Die Sünden werden nicht wahrhaft nachgelassen, sie werden zugedeckt. Sie werden nicht angerechnet, aber eine echte Verwandlung eines Sünders in einen Geheiligten findet nach Luthers Ansicht nicht statt. Die sogenannte Sündenvergebung ist eine Anrechnung der Verdienste Jesu, eine Nichtanrechnung der eigenen Schuld und ein Zudecken der Sünden.

Infolgedessen kann es auch keine sakramentale Sündenvergebung geben. Wenn einer über den anderen spricht: „Deine Sünden sind dir vergeben,“ dann ist das nach protestantischer Auffassung eine bloße Erklärung, daß dem Betreffenden von Gott, also nicht durch die kausale Tätigkeit der Kirche, die Sünden nachgelassen sind. Sündenvergebung geschieht nach protestantischer Ansicht durch Erinnerung an die Taufe und eine Erneuerung des bei der Taufe erbrachten Fiduzialglaubens. Wer erschrickt angesichts seiner Sünden und sich an die Verheißung der Sündenvergebung in der Taufe erinnert und wer gleichzeitig auf die Vergabung Gottes baut mit seinem Fiduzialglauben, dem geschehen Nichtanrechnung der Sünde, Zudeckung der Sünde, Anrechnung der Verdienste Jesu.

Das ist natürlich ein wesentlicher Unterscheid zur katholischen Lehre. Denn damit wird das Bußsakrament fundamental geleugnet, wird die Sündenvergebungsvollmacht der Kirche geleugnet, wird die Bedeutung des priesterlichen Tuns geleugnet. Was nach protestantischer Auffassung der protestantische Religionsdiener in der etwa vorgenommenen Einzelbeicht tut, das ist eine *nuda declaratio*, also eine bloße, eine nackte Erklärung, keine wirksame Sündenvergebung, kein kausales Geschehnis in der Seele des Pönitenten.

Aus dieser Gegenüberstellung, meine lieben Freunde, mögen Sie erkennen, daß von der katholischen Lehre zur protestantischen Auffassung eine Brücke nicht führt. Wer behauptet, hier bestünden keine kirchentrennenden Gegensätze, der hat entweder die katholische Lehre nie verstanden, oder er hat sie abgeworfen. Das letztere ist heute häufig zu beobachten. Sie alle wissen, daß das Bußsakrament ein verlorenes Sakrament ist, daß es in der katholischen Kirche eine verbreitete Unbußfertigkeit gibt, daß die Menschen vermessen sind und meinen, sie würden nicht mehr sündigen, oder sie bedürften

der Lossprechung nicht mehr. Das Bußwesen in unserer Kirche ist zusammengebrochen. Das müssen die Herren Bischöfe endlich einmal anerkennen und zugeben. Sie müssen endlich einmal die Wirklichkeit zur Kenntnis nehmen! Aber nein, das tun sie nicht. Sie machen sich etwas vor und sprechen „business as usual“. Es geht so weiter wie bisher, als ob alles in Ordnung wäre, alles okay. So ist es aber nicht. Es ist nichts mehr in Ordnung! Und die tiefste Unordnung sehe ich im Bußwesen. Das Bußsakrament ist das verlorene Sakrament. Daraus mögen Sie das ganze Ausmaß der Zerrüttung unserer Kirche erkennen.

Wenn man freilich von dem heutigen Zustand ausgeht, kann man sich mit den Protestanten leicht einigen; denn faktisch ist ja das Bußsakrament in unserer Kirche weithin abgeschafft. Wir sind uns also in dieser Hinsicht mit den Protestanten einig; aber eben nur dadurch, daß wir den katholischen Glauben nicht mehr praktizieren und daß viele ihn aufgegeben haben.

Nicht so, meine lieben Freunde, nicht so die hier vor mir Sitzenden. Ich weiß, daß ich hier eine Elite vor mir habe, daß vor mir liebe Menschen sitzen, die ihre Sünden erkennen und bekennen. Ich bin stolz auf Sie, meine lieben Freunde, und ich bin dankbar für Sie, weil ich weiß, daß Sie noch echte katholische Christen sind, die am heiligen Glauben festhalten und ihn auch betätigen in ihrer Bußfertigkeit und im Empfang des Bußsakramentes. Dafür sei Ihnen gedankt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über das Bußsakrament (1)

(Über die Reue als Wesenselement der Buße)

12.06.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das Bußsakrament ist einer von den sieben Quellgründen der Gnade in unserer heiligen Kirche. Die Kirchenversammlung von Trient hat gegen die Neuerer den Lehrsatz aufgestellt: „Wer sagt, daß das Bußsakrament nicht eines der sieben Sakramente des Neuen Bundes ist, der sei ausgeschlossen.“ Damit ist einmal und für immer die irrige Meinung abgewehrt, es gäbe keine sakramentale Sündenvergebung. Dem Bußsakrament fehlt nichts von den drei Stücken, die zu einem Sakrament gehören, nämlich das äußere, sinnenfällige Zeichen, die innere Gnade und die Einsetzung durch Christus.

Wir wollen uns heute und an den kommenden Sonntagen Wesen und Wirkungen des Bußsakramentes vor Augen führen. Das Bußsakrament hat ein äußeres Zeichen. Das äußere Zeichen des Bußsakramentes besteht aus Materie und Form. Materie sind die Handlungen des Büßers, also Reue, Bekenntnis, Genugtuung. Form ist die Lossprechung des Priesters. Materie und Form sind einander zugeordnet. Zu der Materie, die der Büßer erbringt, muß die Form kommen, die der Priester setzt.

Am heutigen Sonntag wollen wir uns mit der Reue beschäftigen, denn die Reue ist das wichtigste Element, welches der Büßer erbringen muß. Das Konzil von Trient hat die Reue bestimmt als Schmerz der Seele, Abscheu vor der Sünde und Vorsatz, die Sünde nicht mehr zu begehen. Seelenschmerz, Abscheu vor der Sünde, Vorsatz, nicht mehr zu sündigen. Die Reue muß vier Eigenschaften haben, damit sie eine wahre Reue, eine übernatürliche Reue ist. Sie muß nämlich erstens innerlich, zweitens übernatürlich, drittens allgemein und viertens über alles groß sein.

Die Reue muß innerlich sein. Das besagt, es genügt nicht, die Kleider zu zerreißen, sondern das Herz muß zerrissen werden, wie es im Propheten Joel heißt: „Zerreiβet euere Herzen und nicht euere Kleider!“ Es muß also eine Handlung von Verstand und Willen sein. Auch das Gefühl soll nach Möglichkeit beteiligt werden, aber in jedem Falle muß sich die Reue innerlich, in der Seele vollziehen.

Die Reue muß sodann übernatürlich sein, d.h. von der aktuellen Gnade eingegeben und sich auf Gott richtend. Es gibt auch eine natürliche Reue. Wir wissen alle, daß unsere Sünden Dummheiten sind, und man kann natürlich auch bereuen, eine Dummheit begangen zu haben, aber das ist keine übernatürliche Reue. Die natürliche Reue richtet sich auf irdische Gegenstände, die übernatürliche Reue richtet sich auf Gott. Wenn es einen reut, Gott gekränkt zu haben, sich gegen Gottes Ordnung verfehlt zu haben, dann besitzt er die Reue, die zum Empfang des Bußsakramentes unerläßlich ist. Sie muß übernatürlich sein, das heißt, aus der aktuellen Gnade hervorgehen und als Motiv Gott haben.

Die Reue muß allgemein sein. Das bedeutet, sie muß sich auf alle Sünden richten. Man kann nicht bestimmte Sünden von der Reue ausnehmen. Man kann nicht die eine Sünde verabscheuen und eine andere Sünde lieben, weil in diesem Falle die Abwendung von Gott, die das Wesen der Sünde ausmacht, nicht rückgängig gemacht wird; entweder werden dem Sünder alle Sünden vergeben oder überhaupt keine. Wer eine Sünde nicht bereut, der empfängt nicht gültig die Lossprechung. Die Reue muß allgemein sein.

Sie muß über alles groß sein. Sie muß der Wertschätzung nach über alles groß sein; das heißt, man muß die Sünde mehr verabscheuen als jedes andere Übel. Man muß sie, weil sie eine Beleidigung Gottes ist, in einer Tiefe der Seele von sich weisen, wie man sonst nichts von sich weist. Der Wertschät-

zung nach muß die Reue über alles groß sein, weil sie sich gegen den höchsten Wert überhaupt richtet, nämlich gegen Gott.

Innerhalb der Reue unterscheiden wir die vollkommene Reue und die unvollkommene Reue. Der Unterschied liegt im Motiv. Die vollkommene Reue geht hervor aus der vollkommenen Gottesliebe. Wann habe ich vollkommene Gottesliebe? Ich liebe Gott vollkommen, wenn ich ihn um seiner selbst willen über alles liebe. Diese beiden Momente müssen in der Gottesliebe sein, wenn sie eine vollkommene Gottesliebe sein soll. Ich muß Gott um seiner selbst willen über alles lieben. Um seiner selbst willen heißt: nicht um meinetwillen, weil ich ihm Vorteile verdanke, weil ich ihm zu Dankbarkeit verpflichtet bin, sondern um seinetwillen, um seiner Schönheit, seiner Größe, seiner Heiligkeit, seiner Herrlichkeit willen muß man ihn lieben, wenn man ihn vollkommen lieben will.

Und man muß ihn über alles lieben. Das heißt, man darf ihm nichts vorziehen. Das ist ja das Wesen der Sünde, daß man etwas Geschöpfliches Gott vorzieht; und nur der hat vollkommene Liebe, der Gott nichts vorzieht. Wer Gott über alles liebt, wem also Gott über jedem anderen Werte, über jedem anderen Gute steht, der liebt Gott vollkommen. Man sieht, daß es gar nicht so leicht ist, Gott vollkommen zu lieben. Und ich weiß nicht, ob sehr viele die vollkommene Liebe zu Gott haben.

Eine Vorstufe der vollkommenen Liebe ergibt sich aus dem Motiv der Dankbarkeit, wenn man den Seelenschmerz und den Abscheu vor der Sünde empfindet, weil man Gott undankbar war. Gott ist ja der Geber aller guten Gaben, und wir sind ihm zu Dank verpflichtet. Der Dank soll sich bekunden im Gehorsam. Wenn wir ungehorsam sind, sind wir gleichzeitig auch undankbar. Wir vergelten Gott Gutes, das er uns getan, mit Bösem, das wir getan. Vielleicht fällt es uns leichter, aus dem Motive, daß wir undankbar gewesen sind, Reue zu empfinden und Gott zu lieben, als aus dem Motive, das ich zuerst nannte. Denn wenn wir bedenken, was Gott für uns getan hat, daß er uns geschaffen hat, daß er uns erlöst hat, daß er uns geheiligt hat, daß er seinen Sohn ans Kreuz gesandt hat, wenn wir das alles bedenken, dann dürfte es uns nicht schwerfallen, die Reue in uns zu erwecken.

Die vollkommene Reue ergibt sich aus der vollkommenen Gottesliebe, die unvollkommene Reue aus der unvollkommenen Gottesliebe. Wann ist die Gottesliebe unvollkommen? Nun, wenn die Motive, Gott zu lieben, schwächer sind. Auf diese Art von Liebe lassen sich die anderen übernatürlichen Beweggründe zurückführen, um deretwillen wir die Sünde meiden, meiden wollen, zu meiden beabsichtigen, wenn wir also die Sünde als einen Schaden für uns ansehen, weil wir dadurch die Seele befleckt und Strafe verdient haben. Das sind die gewöhnlichsten und häufigsten Motive der unvollkommenen Reue. Wir haben die Häßlichkeit der Sünde erkannt, die uns die seelische Schönheit nimmt, und wir haben die Strafe vor Augen, die wir dafür verdient haben, denn Sünden verdienen Strafe. Derjenige, der sündigt, handelt sich damit Strafe von Gott ein. Es gibt Sündenstrafen, zeitliche, hier oder im Fegfeuer abzubüßende, und ewige Sündenstrafen; die Verdammnis, das ist die ewige Sündenstrafe. Und davor scheuen wir natürlich zurück, und das ist die unvollkommene Reue, die auf die Häßlichkeit der Sünde und auf die dafür verwirkte Strafe blickt. Die Furcht vor der Strafe ist ein Motiv der unvollkommenen Reue.

Luther hat diese katholische Lehre verworfen und gesagt, sie mache den Menschen zum Heuchler und nur noch mehr zum Sünder. Nein, hat das Konzil von Trient gesagt, die unvollkommene Reue ist eine übernatürliche Gabe. Sie ist ein Geschenk Gottes und ein Antrieb des Heiligen Geistes, sie ist gut und berechtigt. Wie menschlich hat das Konzil von Trient gesprochen gegen die Abstrusitäten des sogenannten Reformators! Die Furcht, die mit der unvollkommenen Reue verbunden ist, muß freilich die rechte Furcht sein. Wir unterscheiden verschiedene Arten der Furcht. Es gibt einmal die kindliche Furcht; das ist diejenige, die der Gerechtfertigte, der in der heiligmachenden Gnade Stehende hat, nämlich die heilige Scheu, den Vater im Himmel zu kränken, zu betrüben. Sie ist eine Gabe des Heiligen Geistes. Sie ist hier nicht gemeint. Es ist auch nicht gemeint die knechtische Furcht. Das ist jene Furcht, die sich willensmäßig gar nicht von der Sünde abwendet, sondern die Sünde weiter liebt, aber die Sünde deswegen nicht tut, weil man die Strafe verdient. Diese Furcht ist nichts wert, die knechtische Furcht. Die Furcht, die bei der unvollkommenen Reue erforderlich ist, ist die knechtliche Furcht, wie wir sie mit einem deutschen Ausdruck wiedergeben, jene Furcht, die sich von der Sünde abwendet und wirklich mit der Sünde bricht, aber eben aus Furcht vor der Strafe, vor dem Verlust Gottes, der durch die Sünde bewirkt wird.

Wir können also mit unvollkommener Reue zur heiligen Beichte gehen. Es ist ein Lehrsatz, daß für das Bußsakrament die unvollkommene Reue genügt. Der lateinische Ausdruck heißt *attritio*, unvollkommene Reue, im Unterschied von der *contritio*, der vollkommenen Reue. Natürlich sollen wir nach der vollkommenen Reue streben. Natürlich sollen wir uns bemühen, Gott um seiner selbst willen zu lieben, aber wer es noch nicht fertigbringt, der sei beruhigt; seine Beichte ist gültig, die Lossprechung wird empfangen, wenn er wenigstens mit unvollkommener Reue zu diesem heiligen Sakrament schreit.

Nun ist freilich mit der Reue noch ein zweites verbunden, nämlich Vorsatz und Wiedergutmachtungswille. Wer die Sünde verabscheut, der muß natürlich ohne weiteres auch die Absicht haben, sie nicht mehr zu tun. Denn wie sollte er sie verabscheuen und gleichzeitig den Willen haben, sie wieder zu begehen? Also mit der Reue ist der Vorsatz notwendig verbunden. Eine Reue ohne Vorsatz ist keine wahre Reue. Ein Büsser, der zur Beichte ginge ohne Vorsatz, würde die Lossprechung ungültig empfangen. Worauf muß sich der Vorsatz richten? Er muß sich darauf richten, alle schweren Sünden zu meiden, ohne Ausnahme. Er darf keine ausnehmen. Er muß sich von allen schweren Sünden nicht nur für die Vergangenheit abwenden, sondern auch für die Zukunft. Er muß sich vornehmen, alle schweren Sünden zu meiden.

Es gibt eine Probe auf die Echtheit des Vorsatzes. Wann ist ein Vorsatz echt, meine lieben Freunde? Erstens, wenn man die Gelegenheit zur Sünde meidet, zweitens, wenn man die Mittel, die Sünde zu überwinden, anwendet. Diese beiden Kriterien bestimmen die Echtheit des Vorsatzes. Man muß die Gelegenheit zur Sünde meiden. Wenn jemand durch lange Erfahrung weiß, daß er, wenn er einmal ein Glas Alkohol genossen hat, kein Halten mehr kennt, sondern sich sinnlos betrinkt, dann muß er das eine Glas Alkohol meiden; das ist die Gelegenheit, die er meiden muß. Die Mittel, die man anwenden muß, sind verschieden je nach der Sünde. Wer weiß, daß er bei seinen Erzählungen regelmäßig zu Übertreibungen, zu Lügen kommt, der muß weniger sprechen. Das Mittel, um diese Sünde zu überwinden, liegt darin, daß er weniger redet. Der Mensch hat zwei Ohren und einen Mund. Das ist ein Zeichen dafür, daß er mehr hören als reden soll. Also die Probe auf die Echtheit des Vorsatzes sind das Meiden der Gelegenheit und das Anwenden der notwendigen Mittel.

Aber noch etwas ergibt sich aus der Reue, nämlich der Wille zur Wiedergutmachtung. Die Sünde kann man nicht mehr ungeschehen machen. Ein Ereignis der Vergangenheit läßt sich nicht mehr aufheben. Es ist eine Tatsache, und es bleibt eine Tatsache. Was verändert werden kann, ist vor allem die Vergebung der Schuld, die mit dieser Tatsache verknüpft ist. Und noch etwas anderes; man kann nämlich die Auswirkungen der Sünde, die in der Vergangenheit liegt, beseitigen. Bei vielen Sünden ist es möglich, den Schaden, den die Sünde angerichtet hat, wiedergutzumachen. Wenn ich beispielsweise jemanden an der Ehre gekränkt, ihm unzulässig schwere Verfehlungen zugeschrieben habe, die er nicht begangen hat, dann muß ich jenen, denen ich diese Verleumdungen vorgetragen habe, die Wahrheit aufdecken. Die Kirche hat die Pflicht zur Wiedergutmachtung in früheren Zeiten, in besseren Zeiten, als sie heute sind, sehr ernst genommen. Wenn z.B. ein theologischer Schriftsteller ein kirchenfeindliches, ein zersetzendes Buch geschrieben hatte, dann wurde er nicht eher losgesprochen, als bis er den Entschluß gefaßt hatte, die Bücher soweit wie möglich zurückzukaufen. Er konnte also beträchtliche Summen hinlegen, um diesen schädlichen Lesestoff wieder in seine Hand zu bekommen. Oder um ein anderes Beispiel zu erwähnen: Im 18. Jahrhundert regierte in Frankreich König Ludwig XV., der Vielgeliebte, wie er hieß. Er war ein Mann, der Dutzende oder vielleicht gar Hunderte von Frauen verbraucht hat. Als er zum Sterben kam, hat ihm der Beichtvater ein Schuldbekenntnis vor ganz Frankreich (seine Taten waren bekannt) abverlangt. Und das hat der König getan. Er hat ein Schreiben verfaßt, das von den Kanzeln aller französischen Kirchen verlesen wurde, in dem er seine Schuld bekannte, sein Bedauern aussprach und die Gläubigen um Verzeihung bat für das, was er auch ihnen durch sein schuldhaftes Leben angetan hatte. So ernst hat man in früheren Zeiten die Reue und die aus der Reue fließende Pflicht zur Wiedergutmachtung genommen.

Wir alle sollten jeden Tag Reue erwecken. Der Abend ist der geeignete Zeitpunkt, zu dem wir ein Reuegebet sprechen sollten. Als Kinder haben wir ein schönes Gebet gelernt. Es lautet: „O mein Gott und Herr, alle Sünden meines ganzen Lebens sind mir leid von Grund meines Herzens, weil ich dadurch verdient habe, von dir, meinem gerechten Richter, zeitlich oder ewig gestraft zu werden, weil

ich dir, meinem größten Wohltäter, so undankbar gewesen bin, besonders aber weil ich dich, den unendlich guten Gott, dadurch beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, mein Leben zu bessern und nicht mehr zu sündigen. O Jesus, gib mir deine Gnade dazu!“

Ja, das ist ein ergreifendes Gebet. Hier ist einmal der Abscheu vor der Sünde, der Schmerz der Seele über die Sünde ausgedrückt. Alle Sünden meines ganzen Lebens - ohne Ausnahme! - sind mir leid von Grund meines Herzens, also aus innerlicher Reue. Und danach kommen die Motive für die Reue. Zunächst die unvollkommene Reue: Weil ich dadurch verdient habe, von dir, meinem gerechten Richter, zeitlich oder ewig gestraft zu werden - immerhin ein Motiv, das sich auf Gott richtet. Dann aber die vollkommene Reue: Weil ich dir, meinem größten Wohltäter, so undankbar gewesen bin. Und schließlich die höchste Stufe der vollkommenen Reue: Weil ich dadurch dich, den unendlich guten Gott, beleidigt habe.

Und weil der reuige Mensch weiß, daß er in der Zukunft die Sünde meiden muß, fügt er hinzu: Ich nehme mir ernstlich vor, mein Leben zu bessern und nicht mehr zu sündigen. Und weil das nur möglich ist in der Gnade Gottes, so fleht er zum Schluß: „O Jesus, gib mir deine Gnade dazu!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über das Bußsakrament (2)

(Über Gründe, Gegenstand und Hindernisse des Bußsakramentes)

19.06.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Unter den Handlungen, welche der Pönitent zum Empfang des Bußsakramentes erbringen muß, hat die Reue die wichtigste Stelle. Ohne Reue sind noch niemals, solange die Erde besteht, persönliche Sünden vergeben worden. Wir haben uns am vergangenen Sonntag das Wesen der Reue vor Augen geführt und erkannt, daß sie verbunden sein muß mit dem Vorsatz und dem Willen zur Wiedergutmachung. Aber die Reue muß sich auch in Worten ausdrücken, und ein solcher Ausdruck der Reue ist das Bekenntnis. Nach einem alten deutschen Wort trägt es den Namen Beicht. Und von diesem Bekenntnis hat das ganze Sakrament seinen Namen empfangen. Wir sprechen vom Beichtsakrament oder von der heiligen Beicht. – Wir wollen am heutigen Tage drei Fragen über dieses Erfordernis beim Empfange des Bußsakramentes stellen, nämlich

1. Warum müssen wir beichten?
2. Was sollen wir beichten?
3. Welches sind die Hindernisse der Beicht?

Zunächst: Was ist die Beichte? Beichte ist die Selbstanklage des Pönitenten vor einem bevollmächtigten Priester in der Absicht, von ihm kraft der Schlüsselgewalt Vergebung der Sünden zu erlangen.

Warum müssen wir beichten? Das Bußsakrament ist, wie wir gesehen haben, vom Herrn selbst eingesetzt. Er hat den Aposteln die Gewalt, Sünden nachzulassen, aber auch zu behalten, gegeben. Wie sollen die Apostel und ihre Nachfolger diese Vollmacht ausüben, wenn sie den Seelenzustand dessen, dem sie Sünden nachlassen oder behalten sollen, nicht kennen? Sie haben ja eine richterliche Aufgabe; denn Nachlassen und Behalten sind richterliche Funktionen. Das Bußsakrament steht im Zeichen des Gerichtes. Richterliche Vollmacht kann aber immer nur in Kenntnis des Sachverhaltes ausgeübt werden. Deswegen ist mit der Übertragung der richterlichen Vollmacht, Sünden zu vergeben oder zu behalten, einschlußweise das Gebot mitgegeben, die Sünden zu bekennen. Nur wenn der Pönitent bekennt, welche Sünden er begangen hat, welches seine innere Gesinnung, seine Reue, sein Vorsatz, seine Disposition ist, nur wenn man erkennen kann, welche Gelegenheiten zur Sünde er hatte, unter welchen Gewohnheiten er steht, nur dann ist es den mit richterlicher Vollmacht begabten Spendern des Bußsakramentes möglich, entweder die Sünden zu vergeben oder die Sünden zu behalten.

Man kann in der ganzen Kirchengeschichte keinen Zeitpunkt angeben, zu dem das Sündenbekenntnis eingeführt worden wäre. Es gibt deswegen keinen Zeitpunkt, weil es immer vorhanden war. Es hat nicht etwas das IV. Laterankonzil vom Jahre 1215 die Beichtpflicht eingeführt, sondern das IV. Laterankonzil hat nur erklärt, daß man wenigstens einmal im Jahre seine Sünden beichten muß. Also die einmalige Beichtpflicht, die wurde vom IV. Laterankonzil im Jahre 1215 eingeführt. Aber von Anfang an wurden die Sünden durch Bekenntnis dem Bußrichter unterbreitet.

Wir haben Zeugnisse bei den Kirchenvätern Irenäus, Tertullian, Cyprian. Der große Kirchenschriftsteller Origenes spricht ausdrücklich und einläßlich von dem Bekenntnis der Sünden. Das Sündenbekenntnis ist also keine Erfindung der Kirche, das Sündenbekenntnis ist eine Einrichtung Gottes! Das Konzil von Trient hat deswegen gegen die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts gesagt: „Wer sagt, das Bekenntnis der Sünden sei nicht durch göttliches Recht eingesetzt und zum Heile notwendig,

der sei ausgeschlossen.“ Wir müssen unsere Sünden bekennen, weil Gott durch Christus es so gewollt hat. Es ist ganz ausgeschlossen, daß die Kirche kraft menschlichen Rechtes eine so schwere, eine so ernste, eine so verdemütigende Pflicht eingeführt hätte, ohne dazu von Gott legitimiert zu sein.

Was sollen wir bekennen? Wir sollen bekennen alle schweren Sünden nach Art, Zahl und Umständen. Die läßlichen Sünden sind nicht notwendig im Bekenntnis zu nennen. Aber es ist nützlich, erlaubt und heilsam, auch die läßlichen Sünden zu bekennen, denn, meine lieben Freunde, wer von uns kann mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, wo die läßliche Sünde aufhört und wo die schwere Sünde beginnt? Weil aber läßliche Sünden und schwere Sünden nicht leicht zu trennen sind, deswegen empfiehlt es sich, auch die läßlichen Sünden zu beichten. Außerdem ist die Unterbreitung aller Sünden unter das Bußgericht das wirksamste Mittel zu ihrer Überwindung. Wer kleine Sünden nicht ernst nimmt, der wird bald in großen Sünden enden.

Die schwere Sünde ist bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß es sich um eine wichtige Sache handelt, wo wir mit freiem Willen und klarer Erkenntnis gegen Gottes Gebot verstoßen haben. Die schweren Sünden unterscheiden sich der Art nach. Es ist ein Unterschied, ob jemand heimlich etwas entwendet, was man Diebstahl nennt, oder ob jemand mit Gewalt einem anderen etwas entzieht, was Raub genannt wird. Die Beschaffenheit des Verhaltens verändert die Sünde, macht sie leichter oder schwerer. In jedem Falle ist die Kenntnis der Art notwendig, damit man die Sünde richtig erkennen und wirksam bekämpfen kann. Auch die Zahl ist wichtig, ob einer einmal einen Diebstahl begangen hat oder eine Serie von Diebstählen, wie jener Mann, der jetzt in Mainz vor Gericht steht wegen Entwendungen aus dem Stadtarchiv. Das ist ein erheblicher Unterschied. Auch die Umstände können von Wichtigkeit sein. In großer Not etwas entwenden ist keine so schwere Sünde, wie aus dem Überfluß oder aus Übermut einem anderen Werte und Güter entziehen. Wer einem armen Manne das einzige Schaf wegnimmt, das er besitzt, der begeht eine viel größere Sünde, als wer aus einer Herde von Tausenden sich einen Hammel greift, um ihn sich anzueignen. Die Umstände können sich auch nach der Person wandeln. Es ist ein schwereres Vergehen, wenn ein Priester bestimmte Sünden tut, als wenn ein Laie sie begeht. Auf dem Priester liegt eine höhere Verantwortung, und bei ihm gibt es spezifische Verfehlungen. Deswegen beginnt jeder Priester sein eigenes Sündenbekenntnis mit dem Satz: „Ich bin Priester“, damit der Beichtvater weiß, wen er vor sich hat.

Die Sünden sind also nach Art, Zahl und artändernden Umständen zu bekennen. Natürlich muß der Pönitent durch sein Bekenntnis dem Beichtvater die Gewißheit verschaffen, daß er disponiert, d.h. vorbereitet ist, um die Sünden recht zu erkennen, recht zu verabscheuen und recht zu bekämpfen. Zur Disposition gehören die Reue, der Vorsatz und der Wiedergutmachungswille. Um die Sünden recht zu erkennen, sind manchmal Beichtspiegel hilfreich. Beichtspiegel sind Sündenverzeichnisse, die in den Gebetbüchern abgedruckt sind. Es gibt gute und weniger gute Beichtspiegel. Der Beichtspiegel im „Gotteslob“ gehört zu den weniger guten, weil da wichtige Sünden fehlen. Man kann sich nach den zehn Geboten oder auch in anderer Weise erforschen, etwa, indem man die Sünden gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst in dreifacher Weise gruppiert.

Vor einiger Zeit hat ein unwissender Geistlicher an der Mosel gesagt, man brauche nur Mord, Ehebruch und Glaubensabfall zu beichten, so sei es in der Urzeit auch gewesen. Da seien nur die drei Kapitalsünden Mord, Ehebruch und Glaubensabfall gebeichtet worden. Eine solche Äußerung kommt aus der Unkenntnis der Geschichte. Es gab dieser Trias, diese Dreierheit von schweren Sünden, Mord, Ehebruch und Glaubensabfall, aber diese drei eben genannten Sünden schlossen jeweils eine ganze Gruppe von Verfehlungen ein. Man hat unter dieser Überschrift ganze Reihen von Sünden zusammengefaßt, also meinetwegen unter Ehebruch auch die vielen anderen Vergehen gegen die geschlechtliche Sittlichkeit. Niemals - niemals! - sind nur diese drei genannten Sünden dem Bußgericht in der Kirche unterbreitet worden. Es sind das Formationen von vielen, vielen Einzelsünden, die hier zusammengefaßt worden sind.

Nun die dritte Frage: Welche Hindernisse, welche Widerstände gibt es gegen das Beichten? Welche Schwierigkeiten erheben sich dagegen? An erster Stelle erwähne ich die protestantische Polemik. Seit über vierhundert Jahren rennt der Protestantismus gegen das Bußsakrament an. Er hat ja die verpflichtende Einzelbeichte abgeschafft und sucht sie jetzt auch den Katholiken zu verleiden, vor allem, wo Katholiken mit Protestanten zusammenleben, etwa in einer Mischehe, da suchen viele Protestan-

ten ihrem katholischen Gatten das Beichtinstitut madig zu machen. Das ist einer der Gründe, weswegen dem Bußsakrament Schwierigkeiten entgegenstehen. Ein zweiter Grund ist falsche Erziehung. Man darf niemals - niemals! - einem Kinde, das einen Fehler macht, sagen: „Das mußt du beichten!“ Das ist ein ganz schwerer Fehler, wenn man das einem Kinde sagt. Das Beichtinstitut ist kein Erziehungsmittel für das Wohlverhalten in der Familie. Das ist eine heilige und geheime Sache zwischen Gott und seinem Vertreter auf der einen Seite und dem Kind auf der anderen Seite, aber nicht ein Drohmittel, um ein Kind zum Gehorsam zu bringen. Falsche Erziehung kann hier verheerende Auswirkungen haben.

Es gibt auch Ungeschicklichkeiten bei der Darstellung des Bußsakramentes. Nicht jeder Priester, nicht jeder Religionslehrer ist ein guter Pädagoge. Da kann es schon vorkommen, daß einem Kinde in der Darbietung des Bußsakramentes Angst eingejagt wird oder eine falsche Scham erzeugt wird. Es wäre fatal, wenn so etwas geschähe. Natürlich liegt im Bußsakrament, im Beichten selbst eine Verdemütigung. Es ist ja nicht zu bestreiten, daß man seine Sünden einem Menschen bekennt, allerdings einem Menschen, der von Gott beauftragt ist, dieses Bekenntnis entgegenzunehmen. Und das ist eine Verdemütigung, da gibt es nichts zu rütteln. Aber um diese Verdemütigung zu verstehen, läßt sich mehrerlei sagen. Einmal, meine lieben Freunde, brauchen wir doch alle jemanden, dem wir unsere Sorgen, Verfehlungen, Nöte und Schwächen anvertrauen. Die meisten Menschen haben zum Glück einen Vertrauten, einen Freund, eine Freundin, denen sie ihre offenen oder geheimen Nöte und Ängste anvertrauen. Und das ist richtig so. Der Mensch soll aussprechen, was ihn bewegt und bedrückt. Damit wird es ihm leichter. Der Freund und die Freundin nimmt teil an seinen Sorgen, an seinen Schwächen, an seinen Kämpfen, an seinen Niederlagen.

Im Bußsakrament geschieht dasselbe. Da ist ein Mensch, von dem von vorneherein feststeht, daß er uns geneigt ist, daß er uns wohlwollend gegenübertritt. Ihm vertrauen wir unsere Schwächen, unsere Erbärmlichkeiten an. „Es ist die tiefste Nützlichkeit des katholischen Priesters“, hat einmal Friedrich Nietzsche gesagt, „ein heiliges Ohr, ein tiefer Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.“ Der das sagte, war der Sohn eines evangelischen Pfarrers.

Außerdem ist zu bedenken: Der Priester ist in derselben Lage. Auch der Priester, auch der Bischof, auch der Papst muß beichten. Und sie alle beichten öfter als die meisten ihrer Beichtkinder. Wir Priester sind gehalten, *frequenter* zu beichten, häufig, und das ist dahin zu verstehen: wenigstens alle vier Wochen. Und ein Priester, der seinen Beruf ernst nimmt, tut das. Es gibt auch Priester, die noch häufiger beichten. In den Klöstern der Kartäuser ist es mir begegnet, daß es dort Mönche gibt, die jeden Tag beichten. Der Priester ist also in derselben Lage wie die Pönitenten. Er kann genausowenig etwas verheimlichen wie seine Beichtkinder, und seine Sünden sind schmerzlicher, weil eine höhere Verantwortung auf ihm liegt.

Die Scham vor dem Bekenntnis ist völlig unbegründet, meine lieben Freunde. Lassen Sie das einen Priester, der seit 43 Jahren als Beichtvater tätig ist, sagen! Der Priester hat noch nie im Beichtstuhl einen schlechten Menschen getroffen. Die schlechten Menschen gehen nicht beichten. Die in den Beichtstuhl kommen, sind reuige Menschen. Das sind keine schlechten Menschen. Es ist keine Schande, die Sünden zu bekennen. Eine Schande ist es, die Sünden zu begehen! Aber die Sünden zu bekennen, das ist keine Schande. Der weise Sokrates sah einmal einen seiner Schüler aus einem Bordell kommen. Der Schüler wollte sich eilig vor ihm verstecken. „Nein,“ sagte Sokrates, „es ist keine Schande aus dem Hause herauszukommen, sondern in es hineinzugehen!“ Ganz richtig. So ist es auch mit dem Beichtinstitut. Die Sünden zu begehen, das ist eine Schande, aber sie zu bekennen, das ist rühmendwert.

Die Meinung, der Priester denke über die ihm bekannten Sünden nach, ist ganz falsch. Was Gott in den Abgrund des Vergessens geworfen hat, das ist für den Priester erledigt. Wie soll er sich mit etwas beschäftigen, was vor Gott vernichtet ist? Er freut sich über jeden Sünder, und wenn ich das - menschlich gesprochen - sagen kann: Er freut sich über das Bekenntnis eines großen Sünders mehr als über das Bekenntnis eines kleinen Sünders. Warum? Weil der Sieg der Gnade größer ist, weil das Glück, einen Menschen wieder in den Stand der Gnade zu versetzen, ein unermeßlich größeres ist, wenn einer kommt, der sich nach langer Zeit wieder bekehrt und zum Bekenntnis entschlossen hat. Es ist also eine große Freude für den Priester, wenn er im Beichtstuhl sehen und wirken kann, wenn er

seine Hand erheben und sprechen kann: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Ich zögere nicht, meine lieben Freunde, zu sagen: Die fruchtbarsten Stunden meines Priesterlebens waren die Stunden, die ich im Beichtstuhl verbracht habe. Es waren die wertvollsten, die kostbarsten Stunden meines Lebens. Menschen mit Gott versöhnen, Menschen den Frieden geben, Menschen mit der Gnade beschenken, ja, was kann es Herrlicheres, Beglückenderes geben als dieses priesterliche Tun?

Und vergessen Sie eines nicht: Der Priester ist an das Beichtsigel gebunden. Er muß das Beichtsigel halten, und wenn es ihn das Leben kostet. In der Französischen Revolution haben unter dem Zwang und Terror so manche Priester ihren heiligen Beruf aufgegeben. Andere sind in den Ehestand getreten, haben eine Zivilehe geschlossen. Aber, so schreibt der französische Bischof Grégoire von Blois, man hat niemals auch nur einen Priester gesehen, der das Beichtsigel gebrochen hätte.

Und kommen Sie mit mir, meine lieben Freunde, nach Glatz in Schlesien! In der Pfarrkirche dieser Stadt liegt der Priester Andreas Faulhaber begraben. Andreas Fauhaber war Feldprediger der preußischen Armee. Ein Soldat beging Fahnenflucht und bezichtigte den Priester, ihm dazu geraten zu haben. Obwohl andere Soldaten bezeugten, daß er sie immer zur Pflicht ermahnt habe, der Priester konnte sich nicht verteidigen, er durfte aus dem Bußsakrament nichts herausplaudern. Er wurde zum Tode verurteilt und gehenkt und ist begraben in der Pfarrkirche zu Glatz in Schlesien.

Sie alle wissen, daß das Beichtinstitut in den vergangenen Jahren in unserer Kirche Schaden gelitten hat. Im Rahmen des allgemeinen Zusammenbruchs, im Rahmen der Protestantisierung unserer Kirche (Bußandachten!), in diesem Rahmen sind Spendung und Empfang des Bußsakramentes immer mehr zurückgegangen. Ein Bischof sprach davon, es sei ein verlorenes Sakrament. Das ist von ungeheurer Tragweite! Wenn die Seelen nicht mehr von Sünden gereinigt werden, dann nimmt die Kirche eine ihrer wichtigsten Aufgaben nicht mehr wahr; dann wächst das Unheil unabsehbar heran. Für mich ist das eines der erschreckendsten Kennzeichen des nachkonziliaren Zusammenbruchs, daß das Beichten enorm zurückgegangen ist. Wenn es in unserer Kirche einen Wiederaufstieg geben soll, wenn es noch einmal eine Blüte geben soll, dann muß das Beichtinstitut wieder in seine frühere Rolle eingesetzt werden, dann müssen wir wieder lernen, gut, aufrichtig, reuig und mit echtem Vorsatz zu beichten und den Herrn zu preisen ob seiner Barmherzigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über das Bußsakrament (3)

(Über die Genugtuung als erforderliche Folge der Buße)

26.06.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Reue schließt den Willen zur Genugtuung in sich. Denn wer Abscheu hat gegen die Sünde und sie nicht mehr begehen will, der muß auch, soviel an ihm liegt, darauf bedacht sein, die schlimmen Wirkungen der Sünde zu beseitigen. Die Sünde selbst ist eine Tat der Vergangenheit, sie ist nie mehr ungeschehen zu machen. Aber die Folgen, die Auswirkungen, die Konsequenzen der Sünde kann man häufig korrigieren, und das eben ist Aufgabe der Genugtuung. Die Genugtuung ist die Wiedergutmachung eines einem anderen zugefügten Unrechts.

Viele Sünden sind so geartet, daß sie dem Nächsten Unrecht zufügen. Ich erinnere beispielsweise an die Eigentumsdelikte. Man kann normalerweise mit seinen Mitteln den Schaden, den man durch Diebstahl, Raub, Betrug, Unterschlagung angerichtet hat, wiedergutmachen. Jedenfalls ist man dazu verpflichtet. Ich habe einmal in Mainz erlebt, daß mir jemand in den Beichtstuhl ein Radio brachte, das er aus dem Kaufhaus entwendet hatte. Das ist Wiedergutmachung des einem anderen zugefügten Unrechts. Andere Verfehlungen sind schwerer wiedergutzumachen. Wie will man beispielsweise die Verwüstungen, welche die Verführung zum Unglauben in den Seelen angerichtet hat, wiedergutmachen?

Die Kirche hat früher auf strenger Wiedergutmachung bestanden. Der Autor eines schlechten Buches konnte die Lossprechung in der Beichte regelmäßig nur empfangen, wenn er sich bereit erklärte, nach seinem Vermögen die im Umlauf befindlichen schlechten Bücher aufzukaufen. Das konnte eine teure Angelegenheit werden. Aber so ernst hat die Kirche die Pflicht zur Wiedergutmachung genommen. Wir sind gehalten, Genugtuung zu leisten für unsere Sünden, weil sonst unsere Reue nicht echt und nicht vollständig ist.

Die Genugtuung richtet sich aber nicht nur gegen Menschen, sie richtet sich auch gegen Gott. Die Sünde ist ja zuallererst ein Unrecht gegen Gott. Und auch hier trifft die Definition zu: Wir müssen Genugtuung leisten, das heißt wir müssen versuchen, das Gott zugefügte Unrecht wiedergutzumachen. Da könnte jemand einwenden: Ja, hat denn nicht Jesus Christus in seinem Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Genugtuung geleistet? Ist nicht vor allem sein Kreuzestod ein genugtuender Tod gewesen? Aber selbstverständlich! Die Genugtuung, die wir Menschen wegen unserer Sünden zu leisten hätten, können wir nicht leisten. Sie geht über unsere Kraft, über unser Vermögen hinaus, denn die Gott angetane Kränkung ist vom Menschen nicht wiedergutzumachen.

Darum hat sich der Sohn Gottes aufgemacht, um diese Kränkung wiedergutzumachen. Durch sein Leben, Leiden und Sterben hat er Genugtuung geleistet. Doch diese Genugtuung muß auf uns übergehen. Wir müssen uns die Genugtuung Jesu aneignen. Es nützt nichts, wenn man Durst hat, daß in der Ferne ein Strom blinkt, man muß zu dem Wasser eilen und von ihm trinken, um den Durst zu löschen. Ähnlich ist es auch mit der Genugtuung, die Jesus geleistet hat. Die objektive Genugtuung muß subjektiv angeeignet werden.

Wie wird die objektive Genugtuung subjektiv angeeignet? Wir eignen uns die Genugtuung Jesu an, indem wir unsererseits Werke der Genugtuung verrichten. Pflichterfüllung, Werke der Liebe, Gebet, Selbstverleugnung, Geduld im Leiden, das sind Werke der Genugtuung. Und durch diese Werke der Genugtuung kommt gleichsam die Genugtuung Jesu zu uns. Wir ersetzen nicht die Genugtuung Jesu,

wir erklären sie auch nicht für unzureichend, sondern wir eignen uns die objektive Genugtuung subjektiv an. Wir erfüllen nur die Absicht Jesu, die er bei seiner Genugtuung hatte, nämlich sie zu allen Menschen dringen zu lassen, damit sie ihrerseits in der Kraft der Genugtuung Jesu Wiedergutmachung leisten können.

Die Genugtuung des Menschen gegenüber Gott sind also die sittlichen Anstrengungen, die im Glauben an Jesus Christus und in Vereinigung mit Jesus Christus und in der Gnade Jesu Christi geleisteten sittlichen Anstrengungen, in der Tat der verletzten Gerechtigkeit und Güte Gottes Genugtuung zu leisten, Wiedergutmachung zu verschaffen. Sittliche Anstrengungen, die aus dem Glauben an Christus und seinem Genugtuungswerk kommen, sittliche Anstrengungen, die in der Gnade verrichtet werden, sittliche Anstrengungen, mit denen wir uns bemühen, der Gerechtigkeit, der verletzten Gerechtigkeit und Güte Gottes genutzutun.

Eine besondere Qualität nehmen unsere Genugtuungswerke an, wenn wir im Bußsakrament eine Buße aufbekommen. Diese Buße, diese Bußwerke, die wir vom Priester auferlegt bekommen, dienen der Genugtuung. Sie sollen Wiedergutmachung für das Gott durch die Sünde zugefügte Unrecht schaffen, soweit das in unserer Kraft steht und soweit das nach dem Sühnewerk Christi noch nötig und möglich ist. Die Bußwerke, die der Priester uns nach Vergebung der Sünden und der ewigen Strafe auferlegt, dienen vor allem der Nachlassung zeitlicher Sündenstrafen, denn das Bußsakrament wirkt anders als die Taufe. Wer getauft wird, dem sind alle Sündenstrafen vergeben, die ewige und die zeitliche Strafe. Wer das Bußsakrament empfängt, würdig empfängt, dem ist die ewige Strafe immer vergeben, aber nicht immer werden die zeitlichen Strafen, die also in der Zeit, entweder hier oder drüben im Reinigungszustand abzubüßenden Strafen vergeben. Zu diesem Zweck hat der Priester das Recht und die Pflicht, Bußwerke aufzuerlegen. Das Konzil von Trient hat gegen die Neuerer des 16. Jahrhunderts definiert: „Der Priester ist berechtigt und verpflichtet, heilsame und angemessene Bußwerke dem Pönitenten aufzuerlegen.“ Heilsame und angemessene! Damit ist die doppelte Richtung angedeutet, der doppelte Zweck genannt, den diese Bußwerke haben. Heilsam, das heißt, sie sollen die Seele heilen, für die Zukunft Sorge tragen, daß die Sünde nicht wiederholt wird. Die Bußwerke werden in der Absicht, die bösen Neigungen im Menschen zu dämpfen und zu überwinden, auferlegt. Die Bußwerke sollen angemessen sein. Das heißt: Sie sind zu bemessen nach den bekannten Sünden.

Nun ist freilich, meine lieben Freunde, die heutige Bußpraxis dieser doppelten Aufgabe nicht in vollem Umfang gewachsen. Warum nicht? Erstens deswegen, weil die Bußauflagen allzu milde sind. Mir sagte einmal eine brave Frau: „Es ist zuviel Güte im Beichtstuhl.“ Sie meinte, die Bußen, die da gegeben werden, sind lächerlich gering. Und sie hatte wahrscheinlich recht, da wir wissen, daß die Bußauflagen im Gegensatz zur alten Zeit heute sehr leicht sind. Es gibt Leute, und ich habe es schon erlebt, die einem im Bußsakrament sagen: „Geben Sie mir eine schwere Buße auf!“ Oder wenn man schon eine gegeben hat: „Geben Sie mir eine schwerere Buße auf!“ Sie haben das Gespür, daß ein Mißverhältnis besteht zwischen dem, was sie angestellt haben, und dem, was sie jetzt durch Bußwerke wiedergutmachen sollen. Diese Menschen haben ein rechtes Gefühl für das Verhältnis zwischen Sünde und Strafe, denn der Priester hat die Pflicht, für schwere Sünden eine schwere Buße aufzuerlegen und für leichte Sünden eine leichte Buße. Doch welcher Priester traut sich heute noch, für schwere Sünden eine schwere Buße aufzuerlegen? Es ist aber seine Pflicht.

Nun ist freilich die Schwere der Buße zu bemessen auch nach dem Vermögen des Pönitenten, also nach seiner Kraft, seiner körperlichen und seelischen Kraft, und selbstverständlich muß jeder Priester auch irgendwie Rücksicht nehmen auf den Brauch, wie er nun einmal in der Kirche eingeführt ist, denn sonst würde er die Leute verschrecken und könnte gewiß sein, daß man ihn - er kann sich dagegen nicht wehren - in der Öffentlichkeit brandmarkt und schlecht macht. Aber es besteht - noch einmal - die Pflicht des Priesters, für schwere Sünden eine schwere Buße aufzuerlegen.

Die zweite Schwäche des gegenwärtigen Beichtens liegt darin, daß fast nur Gebetsbußen auferlegt werden. Da kann man sich fragen: Ja, ist das denn überhaupt eine Buße, wenn man mit dem Vater im Himmel sprechen darf? Ist das denn eine Strafe, daß man zum himmlischen Vater sein Herz erheben und ihn anflehen und ihn loben und ihm danken darf? Doch, für uns schon! Für uns, die wir lieber in der Sonne liegen oder vor dem Fernseher sitzen oder den Genüssen des Essens und des Trinkens uns hingeben, für uns ist es eine Buße, wenn wir mit dem Vater im Himmel sprechen müssen. Insofern ist

also die Gebetsbuße tatsächlich für uns Menschen geringer Gottesliebe eine Buße, d.h. eine Strafe. Aber freilich, wenn man Gebetsbußen auferlegt, dann sollten sie einen gewissen Umfang annehmen. Mir ist es schon passiert, daß jemand sagte, als ich ihm aufgab, einen Rosenkranz zu beten: „Einen ganzen?“

Meine lieben Freunde, wenn ich Ihnen heute über die Bußauflage Überlegungen vorlege, dann in der Absicht, daß Sie begreifen: Wir sind verpflichtet, Genugtuung zu leisten. Wir sind verpflichtet, angemessene Genugtuung zu leisten. Und wir sollten uns schämen, wenn wir uns wehren gegen eine einigermaßen angemessene Genugtuung, wenn wir uns sperren gegen einigermaßen der Sünde entsprechende Bußwerke.

Nun gibt es freilich die Schwierigkeit, daß der Beichtvater häufig die Pönitenten nicht kennt, daß ihm ihre persönlichen Verhältnisse nicht bekannt sind und er infolgedessen nicht weiß, was sie leisten können und wozu sie imstande sind. Deswegen muß er schonend und behutsam vorgehen. Wenn dagegen die Pönitenten bekannt sind, wenn man um ihre Leistungsfähigkeit weiß, kann man auch schwerere Bußen aufgeben. Man kann sagen: „Machen Sie eine Wallfahrt nach Marienthal!“ Man kann sagen: „Halten Sie einen Fasttag!“ Und ich gestehe, daß ich solche Bußauflagen schon gegeben habe. Aber ich sage noch einmal: Es ist schwierig, in der heutigen Zeit, angesichts der ganzen Verhältnisse, andere als Gebetsbußen aufzuerlegen. Wenn die Beichtkinder erfinderisch wären, dann könnten sie dem Beichtvater Bußauflagen vorschlagen, dann könnten sie sagen, wozu sie imstande sind, was sie zu leisten fähig sind. Und dann würde das Bußinstitut belebt dadurch, daß eben angemessene Bußen auferlegt werden.

Aber jetzt kommt noch eine dritte Schwierigkeit. Die Bußen müßten an sich verrichtet werden vor der Lossprechung. An sich wäre es notwendig, die Bußwerke, die Strafen, die ein integrierender Bestandteil des Bußsakramentes sind, gleich nach der Auflage zu verrichten und dann wiederzukommen und zu sagen: Jetzt habe ich die Werke verrichtet, jetzt erbitte ich die Lossprechung. Und so ist es jahrhundertlang in der Kirche gewesen. Im ganzen 1. Jahrtausend wurde die Bußauflage dem Pönitenten gegeben. Er hatte sie zu verrichten, und nach der Verrichtung empfing er die Lossprechung. Heute - und etwa seit dem Jahre 1000 (Burchard von Worms) - begnügt man sich mit der Zustimmung des Pönitenten zu der Auflegung der Buße. Man vertraut darauf, daß er auch nach der Lossprechung die Bußauflage verrichten wird. Und das ist wichtig, denn die Verrichtung der Bußauflage ist ein Bestandteil des Bußsakramentes. Wer sie nicht verrichtet, der begeht eine neue Sünde. Man soll sie also gleich, gewissenhaft und genau verrichten.

Die Genugtuung, meine lieben Freunde, ist die Wiedergutmachung eines einem anderen zugefügten Unrechts. Wir haben die Pflicht, das Unrecht wiedergutzumachen gegenüber Menschen. Wir haben aber auch die Pflicht, Wiedergutmachung zu leisten gegenüber Gott, gewiß in Vereinigung und in der Kraft der Genugtuung Jesu Christi, aber durch eigene Taten sittlicher Anstrengung. Und es sollte in unserer Gemeinde, die ja doch eine besondere Gemeinde von eifrigen Christen ist, ein heiliger Wunsch entstehen, durch Genugtuung wahrhaft dem Herrn Wiedergutmachung zu leisten. Wir sollten durch freiwillig übernommene Bußwerke, durch geduldiges Tragen der Leiden, durch genaue Pflichterfüllung Genugtuung für die Sünden, Fehler und Nachlässigkeiten, die wir begangen haben, leisten. Es gibt nicht nur eine sakramentale Genugtuung, es gibt auch eine außersakramentale, und das sind alle die soeben genannten Dinge - Pflichterfüllung, Selbstverleugnung, Werke der Liebe, Gebet, Geduld. Alle diese außersakramentalen Werke wirken zwar nicht *ex opere operato*, durch den Vollzug des Bußsakramentes, sondern *ex opere operantis*, das heißt durch die Kraft und die Intention dessen, der sie verrichtet. Aber sie sind trotzdem wertvoll und geeignet, einigermaßen der verletzten Ehre Gottes Genugtuung zu verschaffen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über das Bußsakrament (4)

(Über Form und Wirkung des Bußsakramentes)

03.07.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Drei Stücke muß der Pönitent zum Empfang des Bußsakramentes erbringen, Reue mit dem Vorsatz, Bekenntnis und Genugtuung bzw. wenigstens Genugtuungswille. Diese drei Stücke, die der Büsser erbringen muß, nennt man auch die Materie des Bußsakramentes. Die Materie ist das Unbestimmte, aber Bestimmbare; und die Bestimmung erfolgt durch die Form. Die Form des Bußsakramentes ist die priesterliche Lossprechung. Die Lossprechung hat in unserer Kirche die Worte zum Inhalt: „Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Die Form muß wiedergeben, welches die Wirkung des Sakramentes ist. Bei der heiligen Kommunion beispielsweise sagt der Priester: „Der Leib Christi“. Das ist die Wirkung des eucharistischen Sakramentes, daß hier der Leib Christi den Menschen dargeboten wird. Noch besser sagte es die frühere Formel: „Der Leib Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben!“ Da wird auf die lebensspendende Bedeutung dieses Sakramentes hingewiesen. Ähnlich ist es auch beim Bußsakrament. Die Form sagt, was hier geschieht, nämlich Sündenvergebung.

Diese Sündenvergebung wird nicht bloß angezeigt; das war der Irrtum Luthers. Sondern die Sündenvergebung wird bewirkt. Das Bußsakrament ist nicht eine *nuda declaratio*, eine bloße Erklärung, daß Gott die Sünden vergeben habe, sondern das Bußsakrament ist kausal, es ist ursächlich, es bewirkt die Sündenvergebung.

Die Form des Bußsakramentes hat sich im Laufe der Jahrhunderte verändert. Viele Jahrhunderte war die Form deprekativ, d. h. sie wurde in Gestalt einer Bitte ausgesprochen, einer Bitte, die von der Kirche an Gott gerichtet wird und die selbstverständlich unfehlbar erhört wird. Also nicht eine Bitte, wie wir sie sonst vorbringen, wo die Erhörung ungewiß ist, sondern eine Bitte, die ihrer Erhörung gewiß ist. Und eben deswegen, weil es sich um eine Bitte handelt, die absolut der Erhörung gewiß ist, hat die Kirche, um Mißverständnisse zu vermeiden, die deprekative Form durch die indikative ersetzt. Es heißt jetzt: „Ich spreche dich los von deinen Sünden“, nicht „Gott verzeihe dir deine Sünden“. Das entspricht dem Wesen des Bußsakramentes besser; denn das Wesen des Bußsakramentes ist ein richterlicher Akt. Und der Richter bittet nicht um Lossprechung, der Richter vollzieht die Lossprechung. Wir haben deswegen seit vielen hundert Jahren in der lateinischen Kirche eine indikative Form der Lossprechung, und auch die deprekative Form ist nur gültig, wenn sie indikativisch verstanden wird. Wo in den östlichen, von uns getrennten Religionsgemeinschaften die Priester in deprekativer Form die Lossprechung vollziehen, verbinden sie damit einen indikativischen Sinn. Sie sind genauso wie wir überzeugt, daß durch diese an Gott gerichtete Bitte unfehlbar die Sünden vergeben werden.

Das ist die Form des Bußsakramentes. Nun zweitens die Wirkungen des Bußsakramentes. Die entscheidende Wirkung ist selbstverständlich die Nachlassung der Sünden. Im Bußsakrament wird die heiligmachende Gnade eingegossen, und damit werden die Sünden nachgelassen. Gleichzeitig mit den Sünden wird die ewige Strafe vergeben. Beides gehört untrennbar zusammen, Vergabe der Sünden und Nachlassung der ewigen Sündenstrafen, also der Verdammnis. Dagegen werden nicht immer alle zeitlichen, in der Zeit abzubüßenden, eine zeitliche Dauer habenden Sündenstrafen vergeben, wie wir ja am letzten Sonntag am Beispiel der Genugtuung erkannt haben.

Die Sündenvergebung im Bußsakrament ist von einer spezifischen Sakramentsgnade begleitet, und diese spezifische, also dem Bußsakrament eigene Gnade besteht darin, daß sie eine Heilung der Seele von der Sünde bewirkt. Das Bußsakrament ist eine Medizin, eine Medizin für die Seele. Das Bußsakrament heilt die Seele. Es vermindert die bösen Neigungen, es tilgt die Überbleibsel der Sünden, es gibt uns ein Anrecht auf die aktuellen Gnaden, die notwendig sind, um die Sünde zu meiden. Deswegen hat es immer einen Sinn, das Bußsakrament zu empfangen, auch wenn man sich keiner schweren Sünde bewußt ist. Es gibt kein wirksameres Mittel, den Kampf gegen die Sünde zu führen als den würdigen Empfang des Bußsakramentes, weil hier die Seele gestärkt wird gegen die Mächte des Bösen.

Eine weitere Wirkung des Bußsakramentes ist die Wiederversöhnung mit der Kirche. Haben wir der Kirche ein Leid angetan mit der Sünde? Ja, das haben wir. Die Kirche ist die Gemeinschaft derer, die von Christi Blut erlöst sind, im Heiligen Geiste leben und zu ihrem Teil für die Aufrichtung der Gottesherrschaft verantwortlich sind. Das Vorankommen des Reiches Gottes ist gebunden an unsere Tugend, an unsere guten, verdienstlichen Handlungen. Je heiliger wir sind, je mehr wir das Gute üben, um so mehr bringen wir das Reich Gottes in dieser Welt voran. Wenn wir uns dieser Aufgabe entziehen durch die Sünde, schaden wir der Kirche, beeinträchtigen wir ihre Sendung. Wenn wir uns der Sünde ausliefern, verletzen wir den geheimnisvollen Leib Christi in irgendeiner Weise, kränken und betrüben wir den Heiligen Geist; und deswegen haben wir es notwendig, wieder versöhnt zu werden mit der Kirche. Also auch das ist eine Wirkung des Bußsakramentes, daß wir nach dem Versagen gegenüber der Aufgabe der Kirche mit der Kirche wieder versöhnt werden, daß wir diese Aufgabe wieder mit neuer Kraft angehen, mit neuem Mute, mit himmlischer Kraft und mit himmlischem Mute. Das ist auch eine Wirkung der Lossprechung.

Interdum, sagt das Konzil von Trient, manchmal, bisweilen ist eine Wirkung des Bußsakramentes auch der Friede der Seele, die Ruhe des Gewissens und die innere Tröstung. Ich staune, daß das Konzil von Trient gesagt hat: „*Interdum*“ - manchmal, bisweilen. Ich persönlich bin überzeugt, daß es gewöhnlich so ist, daß nach einer würdigen, ehrlichen Beicht Friede in das Herz einzieht, daß Ruhe in die Seele kommt, daß sie getröstet ist. Der Volksmund hat das schöne Wort geprägt: „Beicht macht leicht.“ Darin ist ausgedrückt, daß die Lossprechung auch psychologisch etwas bewirkt, nämlich sie befreit den Menschen. Sie entlastet ihn, weil sie ihn von der Last der Schuld befreit. Die Schuld ist eine ungeheure Last, und sie bedrückt den Menschen schwerer als jede andere. Wer deswegen von dieser Last befreit wird, der empfindet Freude, Friede, Ruhe des Gewissens und Tröstung. Man kann wirklich glücklich sein, wenn man eine gute Beicht abgelegt hat. Und, meine lieben Freunde, ich habe so manches Mal kostbare Tränen als Lohn erhalten für das Geschenk der Lossprechung, das wir den Pönitenten vermitteln dürfen.

Eine letzte Wirkung des Bußsakramentes besteht darin, daß die Verdienste, die durch die Sünde zunichte gemacht wurden, wieder aufleben. Durch gute Handlungen, die wir in Freiheit und in der Gnade verrichten, erwerben wir uns ja Verdienste, Verdienste vor Gott, Verdienste für den Himmel. Aber diese Verdienste werden gleichsam sistiert oder vielleicht noch besser gesagt: unwirksam gemacht, wenn wir eine schwere Sünde begehen. Dann ist es, als ob wir diese Verdienste niemals erworben hätten. Und wenn wir in der schweren Sünde sterben, dann nützen uns alle Verdienste nichts. Sie sind durch die Sünde unwirksam gemacht. Aber wenn wir uns aus der Sünde aufraffen und durch Reue, Bekenntnis, Genugtuung und Lossprechung mit Gott versöhnt werden, leben die Verdienste wieder auf, nützen uns also bei Gott für die Erlangung der ewigen Seligkeit, für die Vermehrung der Himmelsglorie und für Gnaden, die er uns in dieser Zeitlichkeit gewährt. Auch das ist eine nicht gering zu schätzende Wirkung des Bußsakramentes.

Da möchte ich gleich einen Irrtum abwehren, der manchmal aufkommen kann. Es gibt kein Wiederaufleben der Sünde. Die Sünden, die vergeben sind, leben nie mehr auf. Auch wenn ein Mensch am Ende seiner irdischen Laufbahn in die Verdammnis käme, dann nicht der Sünden wegen, die ihm vergeben worden sind, sondern der Sünden wegen, die ihm nicht vergeben worden sind, die er nicht bereut hat und die er nicht nachgelassen bekommen hat. Also die Lossprechung von den Sünden ist endgültig. Sie ist ein für allemal geschehen. Sie ist bedingungslos, sie vernichtet die Sünden, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Wir brauchen also bezüglich vergebener Sünden nicht in Sorge zu sein. Wir brauchen keine Angst zu haben, daß Gott uns diese Sünden noch einmal vorhal-

ten wird. Das tun die Menschen. Sie kommen immer wieder auf die alten Dinge zurück. Nicht so Gott. Wenn die Sünden vergeben sind, dann sind sie vergeben, für immer und ewig vergeben. Und das ist trostreich. Wir brauchen uns wegen der vergebenen Sünden keine Sorge zu bereiten.

Und schließlich noch ein dritter Punkt zur Lossprechung, nämlich die Notwendigkeit des Bußsakramentes. Die Buße, die sakramentale Buße, ist notwendig, um das Heil zu erlangen. Und zwar ist die Notwendigkeit eine doppelte, nämlich eine Notwendigkeit des Gebotes und eine Notwendigkeit des Mittels. Das Bußsakrament zu empfangen ist eine Notwendigkeit des Gebotes, d. h. wir müssen es empfangen, weil Christus es geboten hat. Als er es eingesetzt hat, tat er dies in der Absicht, daß es empfangen wird. Und diese Absicht ist für uns ein Befehl, und diesem Befehl müssen wir nachkommen. Es ist eine Notwendigkeit des Gebotes, des göttlichen Gebotes, das Bußsakrament zu empfangen. Es ist aber auch eine Notwendigkeit des Mittels. Wir können anders nicht in den Gnadenstand kommen als durch die Vergebung der Sünden, die uns der Priester gewährt. In einer anderen Weise ist es regelmäßig nicht möglich, aus dem Sumpf der Sünde herauszukommen als durch Reue, Bekenntnis, Genugtuung und Lossprechung. Das ist der normale Weg. Freilich, meine lieben Freunde, wenn es unmöglich ist, einen Priester zu erreichen, kann auch durch vollkommene Reue mit dem *votum sacramenti*, also mit dem Verlangen nach dem Sakrament, eine Sündenvergebung erfolgen, aber niemals ohne das Votum, niemals ohne das Verlangen nach dem Sakrament. Gott wollte ja nicht die Menschen, die sehnsüchtig nach einem Priester verlangen, um von ihm losgesprochen zu werden, aber keinen finden können, zugrunde gehen lassen. Deswegen ist es eine Lehre der Kirche, daß im Notfall die vollkommene, also die Liebesreue, zusammen mit dem Verlangen nach dem Sakramente die Sündentilgung bewirkt. Das ist ähnlich wie bei der Taufe. Es gibt neben der Wassertaufe eine Begierdetaufe. Wenn einer die Taufe nicht wirklich empfangen kann, weil beispielsweise kein Wasser da ist, dann kann er eben durch Sehnsucht und Liebe zu Gott, durch Reue über seine Sünden und durch das Verlangen, Gott künftig treuer zu dienen, gerechtfertigt werden, auch ohne den realen Empfang der Taufe.

Das IV. Laterankonzil vom Jahre 1215 hat zum erstenmal für die ganze Kirche den wenigstens einmaligen Empfang des Bußsakramentes im Jahre vorgeschrieben. Teilkirchliche Synoden in Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien, haben einen häufigeren Empfang gefordert, mindestens dreimal oder wenigstens an den hohen Festen. Das IV. Konzil vom Lateran 1215 hat für die ganze Kirche den wenigstens einmaligen Empfang im Jahre vorgeschrieben. Wenigstens einmal im Jahre soll man seine Sünden bereuen, bekennen und Genugtuung erbringen und die Lossprechung des Priesters empfangen.

Sie alle wissen, meine lieben Freunde, daß die einmalige Beicht schwer durchzuführen ist. Einmal hat man keine Übung im Beichten, wenn es nur einmal im Jahre geschieht. Es ist mit allen Dingen so, und so ist es auch mit dem Bußsakrament: Wenn man keine Übung hat, fällt es einem doppelt und dreifach schwer, das Bußsakrament zu empfangen. Deswegen empfehle ich, und ich bin ein schlichter Priester und kein Lehrer der Kirche, die heilige Beicht wenigstens fünfmal im Jahre abzulegen, an den großen Festtagen, also Ostern, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen und Weihnachten. Das scheint mir das Minimum zu sein, das man den Christen empfehlen sollte, die religiös lebendig bleiben wollen. Noch besser ist die vierwöchentliche Beicht. Als ich 1951 mein Priesteramt antrat, da hatte ich eine Gemeinde, die es heute überhaupt nicht mehr gibt, eine Gemeinde von überzeugten, eifrigen, Gott liebenden, der Kirche treuen katholischen Christen. Unter ihnen war eine beträchtliche Zahl von Kindern und Jugendlichen, die alle vier Wochen redlich und ehrlich ihre Sünden bekannten. Ich werde in meinem ganzen Leben diese Erinnerung niemals loswerden, wie diese guten Menschen, diese ringenden Menschen ihre Sünden zum Priester und damit zu Gott getragen haben, um von ihnen befreit zu werden. Das war eine Hoch-Zeit der Kirche.

O, sie ist vergangen, so schnell wie ein Frühling vergeht. Inzwischen haben wir den innerkirchlichen Zusammenbruch, die Selbstzerstörung der Kirche. Seit mindestens 30 Jahren hält sie an, und natürlich ist an erster Stelle auch das Bußsakrament betroffen, denn die Zerstörung ergreift natürlich immer alles das, was als unbequem gilt, zuerst.

Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, dadurch nicht irremachen! Wenn wir auch wenige sind, die noch an der Lehre der Kirche festhalten, so gilt doch: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Pro-

be“, sagt Friedrich Schiller. Stimmemehrheit ist auch erst recht nicht der Wahrheit Probe. Halten Sie fest an der regelmäßigen guten Beicht! Empfangen Sie den Segen des Bußsakramentes! Holen Sie sich den Frieden, die Ruhe des Gewissens und den Trost, die davon ausgehen, daß ein gültig geweihter Priester in katholischer Überzeugung über Sie die wirksamen Worte spricht: „Ich spreche dich los von deinen Sünden im Namen des Vaters und den Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über das Bußsakrament (5)

(Über Spender und Empfänger des Bußsakramentes)

10.07.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir über das Bußsakrament nachgedacht. Wir machen heute den Abschluß, indem wir nach dem Spender und dem Empfänger fragen. Wer ist der Spender des Bußsakramentes, und wer ist sein Empfänger?

Das Konzil von Trient gibt eine eindeutige Antwort auf die erste Frage, indem es sagt: „Der Priester, und nur der Priester, ist der Spender des Bußsakramentes. Wenn jemand sagt, daß nicht nur die Priester das Bußsakrament spenden und die Lossprechung erteilen dürfen, der sei ausgeschlossen.“ Die Verkündigung des Konzils von Trient ist der Nachhall dessen, was in der Heiligen Schrift über den Spender des Bußsakramentes gesagt ist. An zwei Stellen redet die Heilige Schrift davon, daß die Apostel, und nur die Apostel, die Wiederversöhnung des Sünders mit Gott und mit der Kirche vornehmen. Im 18. Kapitel des Matthäusevangeliums sagt der Herr zu den Aposteln: „Was immer ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein, und was immer ihr auf Erden lösen werdet, das wird auch im Himmel gelöst sein.“ Binden und Lösen bedeutet die Sünde behalten oder von der Sünde lösen, von der Kommuniongemeinschaft der Kirche fernhalten oder in die Kommuniongemeinschaft der Kirche aufnehmen. Aufgenommen wird man, wenn man frei von schwerer Sünde ist. Ferngehalten werden muß man, wenn man eine schwere Sünde auf der Seele trägt.

Im Johannesevangelium ist die Übertragung der Sündenvergebungsgewalt an die Apostel möglicherweise noch deutlicher ausgesprochen. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Es ist eine doppelte Vollmacht, was nicht genug betont werden kann. Der Priester, der das Bußsakrament verwaltet, hat eine Aufgabe, die in zweifacher Richtung ausgeübt werden kann. Er kann sagen: Die Sünden sind dir vergeben. Es ist aber auch möglich, daß er sagt: Die Sünden sind dir behalten, nämlich immer dann, wenn keine Reue und kein Besserungswille vorhanden ist. Die Übertragung der Sündenvergebungsgewalt an die Apostel ist selbstverständlich für die ganze Zeit der Dauer der Kirche beabsichtigt worden. Die Kirche zwischen der Himmelfahrt Jesu und seiner Wiederkunft soll diese Gewalt in sich tragen und verwalten. Und so sind auch die Nachfolger der Apostel mit dieser Gewalt begabt. Die Nachfolger der Apostel sind die Bischöfe und die Priester. Das lateinische Wort *sacerdos* schließt nämlich beide ein, die *episkopoi* und die *presbyteroi*. Die Priester in der höchsten Stufe, also die Bischöfe, und die Priester in der niederen Stufe, das sind die, die wir heute als Priester bezeichnen, sind Träger der Sündenvergebungsgewalt, und nur sie allein.

Da höre ich Einwände. Wir leben ja in einer Zeit der Verwirrung, und so werden diese Einwände den hilflosen Gläubigen vorgetragen, um sie unsicher zu machen. Sind denn nicht - so sagt man - in früheren Zeiten Rekonkiliationen vorgenommen worden von Diakonen? Jawohl. Hat es nicht an manchen Orten und geraume Zeit hindurch Laienbeichten gegeben? Ja, natürlich. Ist das nicht ein Einwand gegen das, was das Konzil von Trient lehrt, daß nur die Priester Träger der Sündenvergebungsgewalt sind? Es hat zu manchen Zeiten und an manchen Orten die Übung gegeben, daß da, wo ein Priester nicht zu erreichen ist, die Rekonkiliation von Diakonen vorgenommen wurde. Es hat an manchen Orten und zu manchen Zeiten die Übung gegeben, daß, wenn ein Priester nicht

vorhanden war, man die Beichte einem Laien abgelegt hat. Aber zu diesen Tatsachen ist folgendes zu bemerken:

Erstens kann es sich in den Fällen, die uns berichtet werden, um einen Irrtum handeln. Es hat im Laufe der Kirchengeschichte oft Irrtümer gegeben. Der heilige Albert der Große, den wir ja sehr verehren, war z. B. der Ansicht, ein Laie könne die sakramentale Lossprechung spenden. Aber das war falsch. Die Heiligkeit schützt nicht vor Irrtum. Auch Albert der Große hat Falsches gelehrt. In der Kirche hat sich die Wahrheit durch tausend Irrtümer hindurchringen müssen. Und daß der Irrtum nicht ausgestorben ist, das erleben wir ja heute Tag für Tag. In der Tschechoslowakei sind vor wenigen Jahren Frauen zu Priestern geweiht worden. Diese Weihe ist natürlich ungültig. Sie ist ein Attentat auf den wahren Sinn des Weihesakramentes, aber sie ist geschehen. Es gibt heute christliche Gemeinden, in denen zweitausend Jahre nach dem letzten Abendmahl unseres Herrn das, was wir heilige Messe oder heilige Kommunion nennen, mit Coca-Cola und Milch gehalten wird. Ein offenkundiger Unsinn und Mißbrauch, aber es gibt so etwas. Und so ist es auch in der Kirchengeschichte gewesen. Man hat, aus Irrtum, aus Anmaßung oder im guten Glauben Praktiken eingeführt, die von der Gesamtkirche nicht gebilligt, sondern verworfen wurden.

So ist es auch mit der Laienbeichte gewesen. Wenn ein Priester nicht zur Stelle war, um das Bußsakrament zu spenden, hat man wenigstens das tun wollen, was möglich war. Die Lossprechung konnte man nicht empfangen, eine Bußauflage konnte nicht gegeben werden, aber wenigstens das Bekenntnis konnte man leisten. Diese Übung, in einem Notfall wenigstens das zu tun, was möglich ist, ist durchaus respektabel. Die Laienbeichte hat ja ihre Parallele in der Begierdetaufe. Wenn eine wirkliche Taufe nicht möglich ist, etwa mangels Wassers, kann man die Taufe nicht empfangen; aber man kann die Rechtfertigung gewinnen, indem man sich in Reue und Liebe und Sehnsucht Gott zuwendet. Dann wird das, was die Wassertaufe gewährt, durch die Begierdetaufe erreicht. Es gibt auch die geistliche Kommunion. Wenn man nicht zur sakramentalen Kommunion gehen kann, weil keine heilige Messe gefeiert wird oder keine konsekrierten Hostien vorhanden sind, besteht immer noch die Möglichkeit der geistlichen Kommunion. Sie besteht darin, daß man sich in Sehnsucht und Liebe mit Jesus vereinigt. Wer die geistliche Kommunion in der rechten Weise vollzieht, etwa im Gefangenenlager, wo keine Priester sind, der empfängt die Wirkung der sakramentalen Kommunion. So ist es also auch bei der Laienbeichte. Wenn man die heilige Beichte nicht empfangen kann, weil kein Priester vorhanden ist, kann man durchaus mit Gewinn seine Sünden einem Bruder, einer Schwester bekennen und auf diese Weise wenigstens das tun, was möglich ist. In dem Verlangen nach dem Sakrament, das sich in der Beichte ausdrückt, kann man, wenn man richtig disponiert ist, sogar die Vergebung der Sünden empfangen. Aber nicht etwa, weil der Laie die Lossprechung gibt, die er ja gar nicht geben kann, sondern weil man das tut, was in der gegenwärtigen Situation zu tun möglich ist.

Ich habe das deswegen so ausführlich behandelt, meine lieben Freunde, damit Sie sich nicht irremachen lassen. Und der Irrlehrer sind viele.

Die Vollmacht zur Sündenvergebung wird dem Priester übertragen bei der Priesterweihe. Da werden eigens bestimmte Worte vom weihenden Bischof ausgesprochen, die auf die Übertragung der Sündenvergebungsvollmacht Bezug nehmen. Aber um Sünden tatsächlich zu vergeben, genügt die bei der Weihe übertragene Gewalt nicht. Sie werden erstaunen, wenn ich das sage, denn die meisten Gläubigen wissen nicht, daß zur Spendung des Bußsakramentes nicht nur Weihewalt, sondern auch Jurisdiktionsgewalt notwendig ist. Der eben geweihte Priester hat noch keine volle Sündenvergebungsgewalt, und der laisierte Priester hat keine Sündenvergebungsgewalt mehr, weil bei ihm die Jurisdiktionsgewalt, die zur Sündenvergebung notwendig ist, noch nicht bzw. nicht mehr vorhanden ist. Es muß also dem Priester, der wirksam das Bußsakrament verwalten soll, auch noch eine Ordnungsgewalt übertragen werden, die wir Jurisdiktion nennen, die ihm erst die Untergebenen verschafft, an denen er dann kraft seiner Weihewalt die Lossprechung vollziehen kann. In Notfällen ergänzt die Kirche die fehlende Jurisdiktionsgewalt. Wenn ein Priester sich von seinem heiligen Beruf entfernt hat und in eine Lage gerät, wo kein anderer Priester vorhanden ist, und jemand ihn bittet, die Lossprechung zu vollziehen, da überträgt die Kirche für diesen Notfall, für diesen gefährlichen Notfall, dem abtrünnigen Priester die Jurisdiktionsgewalt, um gültig die Lossprechung vornehmen zu können.

Die Verwaltung des Bußsakramentes und die Feier des Meßopfers sind die entscheidenden Pfeiler, die das Gebäude des Priestertums tragen. Daß der Priester Sünden vergeben, daß er das Meßopfer vollziehen kann, das macht eigentlich sein Priestertum aus. Er selbst hat von der Verwaltung des Bußsakramentes einen ganz gewaltigen Gewinn, und zwar in doppelter Hinsicht. Die Gläubigen, die ihm ihre Sünden beichten, halten ihm einen Spiegel vor. In diesem Spiegel sieht er sich, wie er selber ist. Ganz anders als vielleicht jemand meinen möchte, als ob der Priester sich über seine Beichtkinder erhaben dünkte, demütigen ihn seine Beichtkinder, weil sie in aller Ehrlichkeit die Falten ihrer Seele aufdecken und ihm damit seine eigenen Schwächen und Erbärmlichkeiten zeigen. Deswegen ist nach meiner Überzeugung das aktuelle Beichthören für einen Priester unerläßlich. Für seine Frömmigkeit, für seine Demut, für sein geistliches Leben hat er von seiner Beichtstuhl­tätigkeit einen ungeheuren, durch nichts anderes zu ersetzenden Gewinn. Außerdem erlebt er hier seine tiefste Nützlichkeit. Wie sagt einmal Friedrich Nietzsche: „Es ist die tiefste Nützlichkeit des Priesters, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein.“ Jawohl, da hat er recht gesehen, das ist die tiefste Nützlichkeit des Priesters, ein heiliges Ohr, ein verschwiegener Brunnen, ein Grab für Geheimnisse zu sein. Und das erlebt der Priester, wenn er das Bußsakrament verwaltet, und das macht ihn glücklich, weil er teilhaben kann an der erlöserischen Wirksamkeit Jesu; und das verbindet ihn mit der Kirche; und das läßt ihn an seinem Priestertum nicht irrewerden, weil er erlebt, wie nützlich, wie notwendig sein Dienst ist. Ich führe die Abfälle von Priestern, meine lieben Freunde, diese vielen Abfälle, die wir in den vergangenen Jahrzehnten erlebt haben, zu einem erheblichen Teil darauf zurück, daß diese Priester nicht mehr, nicht mehr genügend oder nicht mehr richtig das Bußsakrament verwaltet haben. Der Priester muß Schaden leiden an seiner priesterlichen Persönlichkeit, wenn er das Bußsakrament nicht mehr spendet.

Der Empfänger des Bußsakramentes ist jeder getaufte Christ, der Sünden begangen hat. Jeder getaufte Christ! Ein Ungetaufter kann das Bußsakrament nicht empfangen. Warum nicht? Er besitzt nicht die Inkorporation in Christus. Er ist kein Christusgehöriger. Er hat nicht die Züge Jesu, die ihm in der Taufe eingep­rägt werden, und die Taufe ist nun einmal die *janua sacramentorum* - das Tor, das Eingangstor in die sakramentale Welt. Ohne den Empfang der Taufe ist der Empfang eines anderen Sakramentes ausgeschlossen, auch der des Bußsakramentes. Nur ein Getaufte kann das Bußsakrament empfangen.

Im Bußsakrament geht es um Sünden. Jeder Beichtvater weiß, daß seine Beichtkinder viele Tugenden haben, daß sie sich bemühen, daß sie sich anstrengen. Das ist freilich nicht der unmittelbare Gegenstand des Bußsakramentes, sondern sein Gegenstand sind Sünden. Aber Sünden jeder Art, schwere und leichte Sünden, äußere und innere Sünden, öffentlich bekannte und geheime Sünden sind eine brauchbare Materie für den Empfang des Bußsakramentes. Aber da muß ich Ihnen etwas sagen, worüber Sie vermutlich auch staunen werden, nämlich man kann auch bereits vergebene Sünden beichten. Können denn die Sünden zweimal vergeben werden? Gewiß nicht. Wenn sie einmal vergeben sind, dann sind sie für immer vergeben. Wieso kann man dann vergebene Sünden noch einmal im Bußsakrament vorbringen? O, aus mehreren Gründen. Einmal, weil diese Demütigung uns wohl tut. Es ist uns heilsam, uns zu erinnern, wie wir früher waren, wenn wir uns jetzt gebessert haben. Es ist nützlich, sich an eigene Schwächen zu erinnern, die morgen wiederkehren können. Sodann: Der Priester, der über einen Pönitenten, der vergebene Sünden beichtet, die Lossprechungsworte spricht, vermittelt ihm wirksame Gnaden des Sakramentes. Das Bußsakrament gewährt ja nicht nur die Vergabung von Sünden, es gibt auch Gnaden zum Kampf gegen die Sünde. Es heilt die Seele in dem unaufhörlichen Streit, den wir gegen die andrängende Welt, gegen die Versuchungen und Verlockungen führen. Diese Wirkung des Bußsakramentes kommt auch in dem zustande, der nur bereits vergebene Sünden beichtet. Er macht einen Aufschwung, er macht eine Anstrengung, um über die Sünde Herr zu werden, um die Reste der Sünde, um die Neigung zur Sünde zu überwinden. Insofern hat es also einen guten Sinn, auch bereits vergebene Sünden dem Bußgericht zu unterbreiten.

In manchen Fällen legen Gläubige Wiederholungsbeichten ab, Generalbeichten, Lebensbeichten. Wiederholungsbeichten sind notwendig, wenn frühere Beichten ungültig waren. Es müssen dann alle Sünden seit der letzten gültigen Beicht wiederholt werden. Wiederholungsbeichten sind zu empfehlen, wenn sie für den Betreffenden einen geistlichen Fortschritt bedeuten. Wenn man einen neuen Ab-

schnitt des Lebens beginnt, etwa bei Exerzitien oder bei der Wahl eines Standes, z. B. bei Eheschließung, empfiehlt es sich, eine Wiederholungsbeicht abzulegen, gewissermaßen einen Abschluß zu machen hinsichtlich des vergangenen Lebens und einen Aufschwung für den neuen Abschnitt des Lebens. Wiederholungsbeichten sind abzuraten, wenn es sich um Pönitenten handelt, die zu Ängstlichkeit und Skrupelhaftigkeit neigen. Für sie kann eine Wiederholungsbeicht Gift sein. Es ist Sache des Beichtvaters, zu entscheiden, welcher Art der Pönitent ist, und ihm entweder aufzuerlegen oder zu empfehlen, eine Wiederholungbeicht abzulegen, oder davon dringend abzuraten,

Das Bußsakrament, meine lieben Freunde, hat auch für den Empfänger eine doppelte Wirkung. Einmal schafft es den katholischen Menschen. Was will ich damit sagen: Das Bußsakrament schafft den katholischen Menschen? Unter einem katholischen Menschen verstehe ich einen Christen, der von seiner eigenen Schwäche und Hinfälligkeit überzeugt ist, der demütig und bescheiden seine eigene Unzulänglichkeit erkennt. Ein durch das Bußsakrament geformter katholischer Christ ist nicht anmaßend, arrogant, ist kein Fassadenmensch, sondern wahrhaftig und demütig. Das ist der katholische Mensch. Wir wissen, wie viele andere nach außen etwas verheißten, was sie innerlich nicht erfüllen. Mir sagte einmal ein Mitbruder aus Berlin, als ich ihm sagte, daß ich über die vielen gut angezogenen und freundlichen Menschen in Berlin entzückt sei: „Von vielen meiner Landsleute gilt das Wort: Außen hui und innen pfui!“ Ich gebe das mit allen Vorbehalten wieder, aber so hat dieser Mitbruder mir gesagt. Er meinte, ich solle mich nicht so sehr auf die Außenseite stützen, sondern mehr in die Tiefe schauen.

Das Bußsakrament hat aber noch eine andere Wirkung auf den katholischen Christen: Es verbindet ihn mit der Kirche. Wenn Sie heute erleben, meine lieben Freunde, wie sich immer wieder Menschen von der Kirche lösen, wie sie den Gottesdienst meiden, wie sie die Sakramente vernachlässigen, ja wie sie in großer Zahl durch den bürgerlichen Kirchenaustritt sich von der Kirche absetzen, dann erkenne ich für diese Erscheinungen mehrere Ursachen. Aber eine davon ist mit Sicherheit die Vernachlässigung des Bußsakramentes. Wer sich als Sünder versteht und wer um die Notwendigkeit der Sündenvergebung weiß, wem bewußt ist, daß die Sündenvergebung in der Kirche geschieht und daß man dazu ein aufrichtiges Bekenntnis vor einem katholischen Priester ablegen muß, der begreift auch die Notwendigkeit der Kirche; der ist nicht in der Gefahr, sich von dieser Kirche loszusagen oder zu trennen, denn er braucht sie ja. Er braucht sie dringend. Der englische Schriftsteller Chesterton hat auf die Frage, warum er katholisch geworden sei, geantwortet: „Damit ich von meinen Sünden loskomme!“ Chesterton hat begriffen, warum der katholische Mensch entscheidend dadurch geprägt ist, daß er um Sündenvergebung vor Gott durch seinen Diener einkommt und daß dieses Geschehen ihn innerlich und tief prägt. Wer dagegen meint, die Sündenvergebung nicht nötig zu haben, wer meint, des Beichtvaters nicht zu bedürfen, bei dem ist es kein Wunder, daß er die Sakramente vernachlässigt, den Gottesdienst versäumt und sich schließlich fragt: Wozu soll ich ein Unternehmen mit meinem Geld unterstützen, von dem ich nichts habe? Insofern ist der Zusammenbruch der Beichtpraxis auch für die Woge der Kirchenaustritte mitverantwortlich.

Wir haben, meine lieben Freunde, über den Spender und den Empfänger des Bußsakramentes nachgedacht. Kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe hat einmal den Ausspruch getan: „Die Ohrenbeichte hätte den Menschen nicht genommen werden sollen.“ Aber man hat sie ihnen genommen. Die Ohrenbeichte, das persönliche Bekenntnis der Sünden ist eines der großen beglückenden Geheimnisse des Heilswerkes Jesu Christi und eines der großen Güter unserer Kirche. Wir wollen das Bußsakrament schätzen, wir wollen es würdig und demütig empfangen. Wir wollen seine Wirkungen in uns aufnehmen und auf diese Weise die Züge Jesu herausformen, der sich am Kreuze für die Sünder hingegeben hat, um sie zu erlösen von toten Werken.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Ablässe

17.07.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Zu den vergessenen Wahrheiten unseres Glaubens gehört die Tatsache, daß die Sünde Strafe verdient. Die Todsünde verdient ewige Strafe, die läßliche Sünde zeitliche Strafe. Durch Reue, Bekenntnis, Genugtuungswille und die Lossprechung im Bußsakrament wird die ewige Strafe immer nachgelassen. Aber nicht immer wird auch die zeitliche, also die in der Zeit abzubüßende Strafe nachgelassen. Deswegen werden schon im Bußsakrament Genugtuungswerke auferlegt, die sogenannte Buße, die wir verrichten müssen.

Es gibt aber noch ein anderes Mittel, um von den zeitlichen Sündenstrafen befreit zu werden, das nennen wir den Ablaß. Das lateinische Wort *indulgentia* bedeutet wörtlich übersetzt Nachlaß, aber nicht Nachlaß von Sünden, sondern Nachlaß von Sündenstrafen. Es hat einmal vor einiger Zeit in der Schweiz in einem Hotel ein Herr einen Hundertfrankenschein auf den Tisch gelegt und gesagt: „Der Schein gehört jenem von Ihnen, der mir sagen kann, was ein Ablaß ist.“ Aber keiner von den Anwesenden vermochte sich den Hunderfrankenschein zu verdienen, weil keiner wußte, was ein Ablaß ist. Der Ablaß ist der Nachlaß zeitlicher Strafen vor Gott für Sünden, die der Schuld nach schon vergeben sind. Es ist also irrig, zu meinen, der Ablaß habe es mit Sünden zu tun, er hat es mit Sündenstrafen zu tun. Es heißt zwar in den Ablaßverleihungen des Mittelalters immer: *Plenam remissionem peccatorum*, also zunächst einmal wörtlich und primitiv übersetzt „voller Nachlaß der Sünden“, aber unter dem Wort *peccatorum*, das wir mit Sünden übersetzen, verstand der mittelalterliche Gläubige nicht nur die Sünden, sondern auch die Sündenstrafen; und es war in den Ablaßverleihungen immer gesagt, daß der Nachlaß von Sündenstrafen nur denen gewährt wird, die Reue empfunden haben, ihre Sünden gebeichtet haben und von den Sünden losgesprochen worden sind. Auf dem Konzil von Konstanz im Jahre 1415 wurde den Anhängern des Hus die Frage vorgelegt, ob sie glauben, daß der Papst allen Christen, die wahrhaft Reue haben und ihre Sünden bekannt haben, aus einem frommen und gerechten Grunde Ablässe gewähren könne *in remissionem peccatorum*. Natürlich jetzt nicht zum Nachlaß der Sünden, denn von denen war ja vorher die Rede, wo das Erfordernis der Reue und der Lossprechung aufgestellt wurde, sondern Nachlaß der Sündenstrafen, und zwar nicht nur der kirchlichen, kanonischen Bußstrafen, sondern der Sündenstrafen vor Gott. Der Ablaß hat eine Wirkung vor Gott, nicht nur vor Menschen!

Die Ablaßgewalt ist der Kirche gegeben mit ihrer Schlüsselgewalt. Die Kirche besitzt ja die Gewalt, Sünden nachzulassen und Sünden zu behalten, und in dieser Gewalt eingeschlossen ist auch die Gewalt, Sündenstrafen nachzulassen. Die zweite Säule, auf der die kirchliche Ablaßgewalt ruht, ist die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen. Es kann einer für den anderen eintreten. Es besteht eine Solidarität, eine Gemeinschaft im Guten wie im Bösen, und wegen dieser Gemeinsamkeit der Christen ist es möglich, daß die Kirche - jetzt kommt das entscheidende Wort - aus dem Genugtuungsschatz Christi und der Heiligen Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen gewährt. Was ist das: Genugtuungsschatz Christi und der Heiligen? In der Heilsordnung, die von Christus begründet wird, muß für die Nachlassung von Sünden immer ein Ersatz beschafft werden, eine Kompensation, eine Ausgleichung. Und diese Ausgleichung ist natürlich in überströmender Weise beschafft worden durch das Leben, Leiden und Sterben unseres Heilandes. Das ist der Genugtuungsschatz der Kirche. In einer unendlichen Weise hat Christus Genugtuung geleistet, weil er als der Gottmensch den Willen des Vaters bis zum letzten Atemzug erfüllt hat. Das kann man bildlich mit einem Schatz vergleichen. Aus diesem Schatz wird ausgeteilt, wenn die Sünden in der Buße, im Bußsakrament nachgelassen werden. Das ist die Macht des Genugtuungsschatzes Christi. Aber der Genugtuungsschatz Christi, zu dem dann auch die

Genugtuungen der Heiligen, die überfließenden, d.h. über ihre Schuld hinausgehenden Genugtuungen der Heiligen hinzukommen, dieser Genugtuungsschatz kann auch verwandt werden, um zeitliche Sündenstrafen nachzulassen. Die Kirche richtet an Gott das flehentliche und erhörungsgewisse Gebet, Gott möge um der Genugtuungen Christi und der Heiligen willen dem reuigen Sünder Sündenstrafen vergeben.

Es ist ein Gebet, d.h. eine Bitte, aber die Kirche ist sich der Erhörung gewiß, denn Christus hat ihr mit der Übergabe der Jurisdiktionsgewalt, also der Gewalt, zu binden und zu lösen, auch die Gewißheit gegeben, daß die Handlungen dieser Jurisdiktionsgewalt im Himmel Geltung haben. „Alles, was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden sein,“ hat also Geltung auch vor Gott.

Nun, die Ablässe sind in der letzten Zeit ins Zwielicht geraten. Vor einiger Zeit schrieb mir eine Dame, die vom Protestantismus zum katholischen Glauben gefunden hat, sie wisse gar nicht, daß es Ablässe gebe. Man hat es ihr nicht gesagt. Man behandelt den Ablaß wie etwas, das nicht sehr wichtig sei, wenn es nicht sogar zur Ablehnung dieser Einrichtung in der Kirche kommt.

Es gibt Ablässe verschiedener Art. Zunächst einmal: Nach dem Empfänger unterscheidet man zwischen Ablässen für die Lebenden und für die Verstorbenen. Wir können für uns selbst Ablässe gewinnen, aber nur jeder für sich. Für einen anderen Lebenden kann man keine Ablässe gewinnen. Er soll sie gefälligst selbst gewinnen - das ist die Meinung der Kirche. Aber für die, die keine Ablässe mehr gewinnen können, nämlich für die Verstorbenen, die im Fegfeuer, im Reinigungszustand Befindlichen, für die können wir - also an ihrer Stelle, an ihrer Statt - Ablässe gewinnen und sie ihnen zuwenden. Aber die Gewinnung der Ablässe ist für die Lebenden und die Verstorbenen verschiedenartig. Über die Verstorbenen hat die Kirche keine Gewalt mehr. Sie sind aus ihrer Gewalt ausgeschieden. Infolgedessen kann sie diese auch nicht in der Weise der Lossprechung mit Ablässen ausstatten, sondern nur in der Weise der Fürbitte. Wir Lebenden bekommen Strafnachlaß in der Weise der Lossprechung, die Verstorbenen bekommen Strafnachlaß in der Weise der Fürbitte. Das ist also die erste große Unterscheidung, Ablässe für Lebende und für Verstorbene. Vor allen Dingen der Allerseelenablaß ist so wichtig, wo wir unseren lieben Verstorbenen durch Ablaßgewinnung zu Hilfe kommen können und sollen. Es gibt aber dann noch die Unterscheidung zwischen vollkommenen und unvollkommenen Ablässen. Ein vollkommener Ablaß besagt die Nachlassung aller zeitlichen Sündenstrafen. Ein unvollkommener oder Teilablaß besagt die Nachlassung von einem bestimmten Bruchteil der verdienten Sündenstrafen. Früher hat man, in älteren Gebetbüchern noch zu lesen, die unvollkommenen Ablässe nach Tagen oder Jahren angegeben - ein Ablaß von 300 Tagen, ein Ablaß von 7 Jahren. Das bedeutete früher: Derjenige, der diesen Ablaß gewinnt, erhält soviel Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen, wie er durch eine Kirchenbuße von 300 Tagen oder 7 Jahren - früher war man streng! - verdient hätte. Seit der Neuordnung des Ablaßwesens werden die Teilablässe nicht mehr nach Tagen oder Jahren gemessen, sondern wer einen Teilablaß gewinnt, dem geschieht folgendes: Die Kirche erläßt ihm so viel zeitliche Sündenstrafen, wie er durch das Werk selbst verdient, das er bei der Ablaßgewinnung verrichtet. Also das Maß der selbstgewonnenen Freiheit von Sündenstrafen ist gleichzeitig das Maß für die Schenkung der Kirche.

Die Kirche hat Ablaßbücher herausgegeben. Ich habe hier das jüngste Ablaßbuch in meiner Hand, das *Enchiridion indulgentiarum* - in lateinischer Sprache geschrieben, 1986 herausgekommen, da sind die Ablässe oder vielmehr besser die wichtigsten Ablässe aufgeführt; zum Beispiel der Päpstliche Segen. Da heißt es - ich übersetze -: Die Christgläubigen, die den Päpstlichen Segen, der der Stadt und dem Erdkreis (*urbi et orbi*) gegeben wird, empfangen wollen, erhalten dabei einen vollkommenen Ablaß. Übrigens auch diejenigen, die mit redlicher Gesinnung dieser Ablaßgewinnung beiwohnen am Fernseher. Auch am Fernseher ist es den Zuschauern möglich, einen vollkommenen Ablaß, Weihnachten und Ostern, durch die Beiwohnung des Geschehens in Rom zu gewinnen. Andere wichtige Ablässe sind zum Beispiel die Litaneien, Litanei vom heiligsten Herzen Jesu, Litanei von der Muttergottes, Litanei vom heiligen Joseph. Eine wichtige Quelle der Ablaßgewinnung ist der Rosenkranz, und zwar unterschiedlich. Wenn man ihn allein betet, gewinnt man nur einen Teilablaß, aber wenn man sich zusammenschließt mit anderen, kann man einen vollkommenen Ablaß gewinnen. Weiter erwähne ich noch den Kreuzweg. Der Kreuzweg ist immer begabt mit einem vollkommenen Ablaß. Wer den Kreuzweg geht (man muß ihn gehen!), gewinnt dadurch unter den Bedingungen, die ich gleich nennen

werde, einen vollkommenen Ablass. Das sind einige Beispiele für Ablassgewährungen, welche die Kirche vorgenommen hat.

Ich komme jetzt zu den Bedingungen für die Gewinnung der Ablässe. Die Ablässe wollen ja doch nicht die Bekehrung des Menschen ersetzen, sie setzen sie vielmehr voraus. Sie wollen den Menschen zur Bekehrung antreiben, um dann, wenn er sich bekehrt hat, ihm auch aus dem Genugtuungsschatz Christi und der Heiligen etwas geschenkweise dazuzugeben. Deswegen können Ablässe nur gewinnen Getaufte, genauer getaufte Katholiken, die in Gemeinschaft mit der Kirche stehen und im Gnadenstand sind. Wenn man im Zustand der Todsünde ist, kann man keinen Ablass gewinnen. Man muß im Stand der heiligmachenden Gnade sein. Nur wenn man in der Freundschaft mit Gott lebt, kann man einen Ablass erhalten.

Außerdem muß man die Absicht haben. Man muß den Willen haben, den Ablass zu gewinnen. Das ist nicht so zu verstehen, als ob man vor jedem Gebet, das mit einem Ablass versehen ist, die Absicht erneuern müßte: Jetzt will ich den Ablass gewinnen. Es genügt, wenn man einmal den Willensentschluß gefaßt hat: Ich will die Ablässe, welche die Kirche bestimmten Werken der Frömmigkeit gegeben hat, gewinnen. Wenn man diesen Entschluß gefaßt und nicht widerrufen hat, dann gewinnt man die Ablässe, die damit verbunden sind.

Als letztes muß man die Werke verrichten, die für die Ablassgewinnung vorgeschrieben sind, also Gebete, Besuchung des Friedhofs am Allerseelentage, Besuch einer Kirche, eine Wallfahrt, Gehen des Kreuzweges - man muß gehen, von Station zu Station. Diese Bedingungen müssen genau erfüllt werden. Beim Rosenkranz hängt die Gewinnung daran, daß man die Körner des Rosenkranzes in der Hand trägt. Das Kreuz ist nicht entscheidend, aber die Körner des Rosenkranzes muß man in der Hand tragen und durch die Hand gleiten lassen. Zur Beruhigung von ängstlichen Seelen will ich nur sagen: Wenn einmal zwei oder drei Körner fehlen, geht dadurch der Ablass nicht verloren. Wenn der Rosenkranz nur im ganzen gebetet wird, machen solche Kleinigkeiten nichts aus für die Gewinnung des Ablasses.

Schwierig ist es, meine lieben Freunde, einen vollkommenen Ablass zu gewinnen. Warum? Weil ein vollkommener Ablass nur dem zufällt, der jede Neigung zur Sünde in sich überwunden hat. Warum diese Strenge? Ja, meine lieben Freunde, wer noch Neigungen zur Sünde in sich trägt, der ist eben noch nicht frei von Strafwürdigkeit, der verdient noch Strafe, und infolgedessen können ihm auch nicht alle Strafen nachgelassen werden. Man muß frei sein von Todsünde, frei sein von läßlicher Sünde und frei sein von jeder Anhänglichkeit auch nur an eine läßliche Sünde. Deswegen: Es ist schwierig, einen vollkommenen Ablass zu gewinnen. Wir wollen uns bemühen, wir wollen alles tun, um einen vollkommenen Ablass unser eigen nennen zu können, aber wir müssen darauf gefaßt sein, daß wir vielleicht nur selten einen vollkommenen Ablass gewinnen, weil in uns noch die Anhänglichkeit an die Sünde lebt, weil wir noch nicht ganz rein sind und infolgedessen noch Strafe verdienen.

Die Gewinnung des vollkommenen Ablasses, die nicht gelingt, ist deswegen nicht sinnlos. Wer keinen vollkommenen Ablass gewinnt, gewinnt einen unvollkommenen, also dann wird automatisch die Umwandlung des vollkommenen Ablasses in den unvollkommenen, in den Teilablass, vorgenommen.

Sie wissen alle, meine lieben Freunde, daß ein Mann namens Martin Luther den Ablass zum Anlaß genommen hat, den Aufstand gegen die Kirche zu proklamieren. Der Ablass war nur der Anlaß. Er war längst, als er mit seinen Ablassthesen hervortrat, innerlich von der Kirche entfernt. Die Ablässe waren in den 500 Jahren von 1000 bis 1500 außerordentlich beliebt. Die Kirche hat viele Ablässe gegeben und dadurch große Wirkungen an Frömmigkeit, Heiligkeit und Bekehrung erzielt. Es waren aber mit diesen Ablassgewinnungen auch Nachteile verbunden. Es waren nämlich vielfach die Geldablässe üblich. Das heißt, das gute Werk, das man leistete, nachdem man sich bekehrt und gebeichtet hatte, waren Geldspenden. Mit dem Geld von Ablässen sind Kirchen, Klöster, Kathedralen gebaut worden. Der Mainzer Dom, der Speyerer Dom, der Dom von Köln, sie alle verdanken bis zu einem gewissen Grade Ablassgeldern ihr Entstehen.

Aber man hat Ablassgelder auch verwandt für andere nützliche Bauten, Brücken, Hafenanlagen. Die Brücke in Torgau zum Beispiel ist aus Ablassgeldern erbaut worden. Man hat die Ablassgelder verwendet auch, um den Erbfeind des Christentums abzuwehren, um Heere aufzustellen gegen die Türken und gegen die Mohammedaner. Auch sie wurden teilweise besoldet mit Geldern aus Ablässen.

Man wird zugeben müssen, daß das alles nützliche Dinge waren. Aber freilich, der Teufel sucht auch das Heilige und Nützliche zu mißbrauchen. Man hat beispielsweise vereinzelt die Gewinnung von Ablässen als zu leicht hingestellt. Wenn der Satz nicht wirklich ausgesprochen ist, so ist er doch dem Sinne nach verkündet worden, nämlich: Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt. Das ist übertrieben. So gewiß ist die Erhörung des Gebetes bei Ablassgewinnung nicht, das ist Übertreibung. Und infolgedessen hat es berechtigte Vorwürfe gegen manche Ablassprediger gegeben. Aber einmal hat die Kirche die Geldablässe abgeschafft - es gibt keine Geldablässe mehr -, und zum anderen macht ein Mißbrauch den heilsamen Gebrauch einer Einrichtung nicht zunichte. Im Konzil von Trient hat die Kirche die reine Ablasslehre, wie sie auch zur Zeit Luthers verkündet wurde, etwa von Papst Leo X., wiederhergestellt, und bis vor wenigen Jahrzehnten, nämlich bis zum großen Zusammenbruch in unserer Kirche, haben die Gläubigen eifrig Ablässe zu gewinnen gesucht.

Wir sollten uns nicht irremachen lassen, meine lieben Freunde, der Ablass ist eine heilsame und heilige Einrichtung. Die Lehre vom Ablass ist ein Dogma, ein Glaubenssatz der katholischen Kirche. Wir sollten auf das hören, was der heilige König Ludwig von Frankreich seinem Sohn und Erben ins Testament schrieb: „Mein Sohn, sei eifrig in der Gewinnung der Ablässe der Kirche!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die göttliche Vorsehung (1)

(Über die Lehre von der Vorsehung Gottes)

24.07.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor etwa 15 Jahren besuchte ich einen Bischof, der Großes vorhatte. Mir kam Zweifel an der Durchführbarkeit seiner Pläne. Ich verwies auf die Welt von Feinden, die er finden werde, auf die vielen Schwierigkeiten, die ihm begegnen würden, und fragte ihn, wie er gedenke, sie zu überwinden. Da gab er mir ein einziges Wort zur Antwort: „La providence“ - die Vorsehung. Die Vorsehung werde ihn über alle Hürden hinwegtragen.

Wir wollen die Vorsehung heute zum Gegenstand unserer Betrachtung machen. Wir wollen vier Fragen stellen und sie zu beantworten versuchen, nämlich

1. Was ist der Inhalt der Vorsehung?
2. Worauf gründet sich die Lehre von der Vorsehung?
3. Wie haben wir uns die Vorsehung zu denken?
4. Was bezieht Gott in seine Vorsehung ein?

Die erste Frage geht nach dem Inhalt der Vorsehung. Wir unterscheiden dabei eine allgemeine und eine besondere. Die allgemeine Vorsehung ist der Plan Gottes mit der ganzen Schöpfung, die besondere Vorsehung ist der Plan Gottes über dem Einzelwesen, das Gott durch alle Wechselfälle des Lebens hindurch zu seinem Ziele führt. Dabei muß von vornherein einem Mißverständnis vorgebeugt werden, nämlich dem Mißverständnis, als sei die Vorsehung eine Garantie gegen irdische Mißerfolge, Enttäuschungen, Bitterkeiten, Schläge jeder Art. Die Vorsehung Gottes hat immer das letzte Ziel im Auge; und das letzte Ziel des Christen ist das ewige Leben. Der Christ ist ein Jenseitsmensch, nicht ein Diesseitsmensch. Das ist die Stärke, aber auch die Schwäche des Christen. Es ist seine Stärke, weil er eine Hoffnung hat, die ihm niemand entreißen kann. Es ist aber auch seine Schwäche, weil er leicht geneigt ist, die irdischen Dinge nicht so wichtig zu nehmen, zu unterschätzen, fahren zu lassen, weil er auf das Jenseits ausschaut. Und als Jenseitsmensch ist man auf dieser Welt gewöhnlich dem Diesseitsmenschen unterlegen. Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes in ihren Angelegenheiten. Und so ist es kein Wunder, daß die jenseitsausgerichteten Menschen nicht selten hinter den anderen zurückstehen an irdischen Erfolgen, Eroberungen und Siegen. Die Vorsehung ist also jener Plan, den Gott über den Menschen entworfen hat und den er zu einem glücklichen Ende führt, sofern der Mensch sich der Führung Gottes überläßt und anvertraut.

Worauf gründet sich die Lehre von der Vorsehung? Ihre Wurzel ist selbstverständlich die Offenbarung. In der Offenbarung des Alten Testaments und des Neuen Testaments wird Gott oft unter dem Bilde eines Hirten geschildert. Das ist ein sehr tiefes Bild für den, der die Verhältnisse im Nahen Orient kennt. Die Hirten sind die Hüter ihrer Herde, und die Herde ist ihr größter, nein, ihr einziger Besitz. Sie leben für ihre Herde. Sie führen sie, sie lenken sie, sie geleiten sie, sie schützen sie. Das kranke Tier verbinden sie, und wenn der Wolf kommt, dann verteidigen sie die Herde gegen die Angriffe dieses Feindes.

Die drei großen Propheten des Alten Bundes, Isaias, Jeremias und Ezechiel, haben Gott unter dem Bilde eines Hirten geschildert. Bei Isaias etwa heißt es: „Wie ein Hirt, so weidet er seine Herde. Die Lämmer nimmt er in seinen Arm. Er trägt sie an seiner Brust, sacht führt er die Mutterschafe.“ Und

beim Propheten Jeremias wiederum: „Höret, ihr Völker, kündet das Wort des Herrn: Der Israel zerstreute, sammelt es wieder und hütet es wie ein Hirt seine Herde. Denn der Herr hat Jakob erlöst, hat ihn befreit aus den Händen dessen, der stärker als er.“ Und schließlich beim Propheten Ezechiel: „Denn so spricht der allmächtige Herr: 'Siehe, ich selbst werde mich meiner Herde annehmen und nach ihr suchen. Wie der Hirt nach seiner Herde sieht, wenn er unter seiner zerstreuten Herde weilt, so werde auch ich nach meiner Herde sehen und sie aus allen Orten befreien, wohin sie zerstreut wurden.'“, Im Neuen Testament, im Johannesevangelium, bezeichnet sich der Herr selbst als den Hirten, als den guten Hirten. „Meine Schafe hören meine Stimme. Ich kenne sie, und sie folgen mir. Ich gebe ihnen ewiges Leben, sie werden ewiglich nicht zugrunde gehen, und keiner wird sie aus meiner Hand entreißen.“

Diese Texte aus den Offenbarungsurkunden des Alten und Neuen Testaments machen uns gewiß: Der Herr ist ein Hirt, ein ganz idealer Hirt. Er übertrifft jeden irdischen Hirten. Wir müssen uns den besten irdischen Hirten vorstellen und dann seine Tugenden in eminenten Weise erheben, dann bekommen wir einen Begriff von dem guten Hirten, der Gott ist.

Die Vorsehung Gottes wird uns aber auch gewiß gemacht durch die Fügungen und Führungen in dem Leben der Patriarchen. Im Weisheitsbuch etwa ist im 10. Kapitel davon die Rede, wie Gott die Patriarchen geleitet hat. Schon den Adam. „Sie hat den ersterschaffenen Vater der Welt, als er allein geschaffen war, beschirmt und ihn aus seinem Fall errettet.“ Dann Abraham: „Als um der allgemeinen Bosheit willen die Völker sich getrennt hatten, war sie es,“ - die Weisheit nämlich - „die den Gerechten ausfindig machte, ihn unsträflich vor Gott bewahrte und ihn stark machte gegenüber der Liebe zu seinem Kinde“ (Opfer des Isaak). Dann von Jakob: „Sie führte den Gerechten, der vor dem Zorn seines Bruders floh, auf ebenen Pfaden, zeigte ihm Gottes Reich, gab ihm heilige Dinge zu Kenntnis, verschaffte ihm Wohlstand.“ Und schließlich Josef: „Sie verließ auch nicht den Gerechten, den man verkaufte, sondern bewahrte ihn vor der Sünde und stieg mit ihm in den Kerker.“ Im Leben dieser Patriarchen, so will uns das Weisheitsbuch erläutern, sieht man Gottes Fügung und Führung. Die Weisheit, die unendliche Weisheit Gottes mit ihrer Vorsehung hat die Patriarchen geführt und gelenkt.

Und schließlich können uns auch die Eigenschaften Gottes seiner Vorsehung gewiß machen, seine Güte, seine Treue, seine Gerechtigkeit, seine Liebe; sie alle machen uns gewiß, daß die Vorsehung Gottes über uns waltet.

Die dritte Frage lautet: Wie haben wir uns Gottes Vorsehung vorzustellen? Nun, erstens kraftvoll waltend. Gott ist kein Spottkönig, er hat das Zepter in der Hand, auch wenn der Anschein dagegen zu sprechen scheint, der Anschein, meine lieben Freunde. Die Wirklichkeit besteht darin, daß Gott die Welt regiert durch alle Wechselfälle, durch alle Schicksalsschläge, durch alle Katastrophen hindurch. Kraftvoll waltend ist seine Vorsehung.

Sie ist zweitens wohlwollend und gütig. Gott läßt sich an Wohlwollen und Güte von keinem Menschen übertreffen. „Du sorgst für mich weit besser, als ich für mich selbst sorgen kann.“ So spricht seine Überzeugung der Verfasser der „Nachfolge Christi“ aus. „Du sorgst für mich weit besser, als ich selbst für mich sorgen kann.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein.“ Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein, freilich auch: Was du mit mir tust, das kann nicht anders als gut sein. Und schließlich die dritte Eigenschaft: Unfehlbar sicher ist die Vorsehung. Sie kommt zu ihrem Ziel. Sofern sich der Mensch willig in die Hände der Vorsehung begibt, führt die Vorsehung unfehlbar zu ihrem Ziele. Wir dürfen uns ihrer Führung anvertrauen und können gewiß sein: Wir kommen an! Wir kommen zu dem Ziele, für das Gott uns bestimmt hat.

Die vierte Frage lautete: Was baut Gott in die Pläne seiner Vorsehung ein? Die Antwort muß lauten: Alles. Was immer in unserem Leben geschieht, nach Gottes Willen dient alles der Hinführung zu dem letzten Ziel. Die Lasten, unter denen wir stöhnen, die Kreuze, die wir tragen, die Zusammenbrüche, Enttäuschungen und Niederlagen, die Mißerfolge unseres Lebens, sie sind nach Gottes Willen Bausteine für das Gebäude unseres von der Vorsehung gelenkten Lebens. Gott ist ein Baumeister, der auch mit fallenden Steinen bauen kann.

Diese Überzeugung verschafft uns der Glaube. Der Glaube, meine lieben Freunde, ist kein Rechenexempel. Er darf kein Rechenexempel sein. Wenn wir es in der Erfahrung nachprüfen könnten,

daß der Vorsehungsglaube unfehlbar durch die irdischen Wechselfälle hindurchträgt, wenn es jedem offenbar wäre, daß, wenn man nur an die Vorsehung glaubt, man von allem Beschwerlichen bewahrt bleibt, dann wäre der Glaube zu Ende, dann wäre der Glaube zu einem Geschäft geworden, dann wäre das Christentum eine Berechnung, und dann wäre die Treue und die Ergebung gegen Gottes Willen ein reines Rechenexempel. Nein, es muß so sein, daß wir die Fäden auf dieser Erde nicht entwirren können. „Der Glaube ist die Überzeugung von dem, was man nicht sieht, die zuversichtliche Erwartung auf das, was man erhofft.“ So formuliert es der Brief an die Hebräer. Und weil es so ist, deswegen kann der Apostel Paulus im Römerbrief sein Siegeslied auf die Vorsehung anstimmen, wenn er schreibt: „Was sollte uns trennen von der Liebe Christi?“ Gibt es überhaupt etwas, was uns von dieser Liebe trennen kann? Und jetzt zählt er auf: „Trübsal, Bedrängnis, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr oder das Schwert? Es steht ja geschrieben: 'Deinetwegen sterben wir den ganzen Tag. Wie Schlachtschafe werden wir angesehen.' Aber in alledem bleiben wir Sieger um dessentwillen, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe noch irgendein anderes Geschöpf uns trennen kann von der Liebe Gottes in Christus Jesus, unserem Herrn.“

Wenn es so ist, meine lieben Freunde, wie der Apostel Paulus schreibt, dann muß unsere Antwort auf die Offenbarung der Vorsehung sein: Vertrauen, Geduld, Ergebung. Vertrauen, daß die Führung Gottes uns geleitet. Nicht irre werden, nicht irre werden an der Führung Gottes, so schwer es über uns kommen mag. Geduld: Man muß warten können. „Gott,“ so hat einmal Heinz Waggerl geschrieben, „Gott kommt häufig eine Viertelstunde später als wir meinen, daß er kommen müßte, um unseren Glauben zu erproben.“ Geduld haben, warten können, bis sich sein machtvoller Arm zeigt. Und schließlich Ergebung. Das heißt, sich mit dem, was Gott verfügt hat, nicht bloß abfinden, sondern in das, was Gott verfügt hat, sich hineinbegeben, ja sagen dazu.

Als die heilige Hedwig von Schlesien am 9. April 1241 über das Schlachtfeld von Wahlstatt bei Liegnitz ging, da suchte sie ihren letzten Sohn. Vier Söhne hatte sie; der letzte war im Kampfe gefallen. Und als sie ihn dann fand, da sagte sie: „Uns muß gefallen, was Gott gefallen hat.“ So sprach die heilige Hedwig von Schlesien. Sie war ergeben in Gottes Willen. Und ein Dichter hat das, was wir angesichts der Vorsehung zu tun haben, in wunderbare Verse gefaßt:

*„Lasset, Christen, Gott nur walten, betet seine Vorsicht an!
Liebreich wird er uns erhalten, wandeln wir nur seine Bahn.
Wer auf ihn sich ganz verläßt, dessen Heil steht felsenfest.
Gott weiß alles wohl zu lenken, sein ist Weisheit und Verstand.
Warum sollten wir uns kränken? Sind wir nicht in seiner Hand?
Er ist Vater, der uns liebt, wenn er nimmt und wenn er gibt.
Führt er uns auf rauhem Wege, schickt er uns auch Leiden zu,
treffen uns gleich harte Schläge, nichts trübt uns're Seelenruh.
Duldend denken wir daran: Was Gott tut, das ist wohlgetan!
Gott weiß alles, was uns fehlet, was hienieden uns gebricht.
Er, der jede Träne zählet, die uns fließt vom Angesicht.
Unerwartet sendet er Hilfe uns vom Himmel her.
Alle Arbeit und Beschwerden, alle Leiden dieser Zeit,
wenn sie Gott geweiht werden, führen uns zur Seligkeit.
Wohl getan ist's, was er tut. Baut auf ihn, habt frohen Mut!“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die göttliche Vorsehung (2)

(Über das Verhältnis von Sünde und Leid zur Vorsehung Gottes)

31.07.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir über Gottes Vorsehung nachgedacht. Wir sind noch nicht am Ende. Es sind uns noch zwei Fragen zu beantworten, nämlich

1. Wie verträgt sich das Glück der Bösen und das Unglück der Guten mit Gottes Vorsehung?
2. Wie verträgt sich die Sünde mit Gottes Vorsehung?

Die erste Frage lautet: Wie verträgt sich das Glück der Ruchlosen und das Unglück der Gerechten mit Gottes Vorsehung? Die Erfahrung zeigt uns, daß auf Erden das Schicksal nicht immer, vielleicht selten dem inneren Wert eines Menschen entspricht. Es gibt Gerechte und Gute, denen es, irdisch gesehen, schlecht geht, und es gibt Frevler und Böse, denen es, wiederum irdisch gesehen, gut geht. Es ist dieses Unverhältnis ein immerwährendes Problem. Schon im Alten Testament, etwa im Psalm 73, wird auf diesen Unterschied aufmerksam gemacht: „Ich ereiferte mich ob der Frechen, da ich der Frevler Wohlergehen sah. Sie kennen keine Nöte. Gesund und kräftig ist ihr Leib. Sie merken nichts von anderer Menschen Mühsal und werden nicht wie andere geplagt. Drum ist der Hochmut auch ihr Halsgeschmeide, umgibt Gewalttat sie wie ein Gewand.“

Gibt es auf diese Frage eine Antwort? Warum geht es Gerechten schlecht, und warum geht es Bösen gut? Die erste Antwort muß lauten: Das Glück der Bösen ist niemals vollkommen, und das Unglück der Gerechten ist niemals total. Das Glück der Bösen ist niemals vollkommen. Es kann nicht vollkommen sein, weil sie nämlich nicht im Frieden mit Gott sind. Und wer den Frieden mit Gott nicht hat, dem fehlt etwas Entscheidendes zum Glück. Meistens macht sich der Unfrieden mit Gott auch im Herzen und im Verhalten der Bösen bemerkbar. Der Frevler hat keinen Frieden, und das merkt man ihm häufig an. Er hat keinen Frieden im Herzen und läßt deswegen auch seine Menschengenossen nicht in Frieden. Der Friede kommt aus der Tugend und aus einem guten Gewissen; und wer keine oder wenige Tugenden besitzt und kein gutes Gewissen hat, der kann nicht im Frieden sein. Umgekehrt der Gerechte, der sich im Einklang mit Gott weiß, der sich um Tugenden bemüht und der den Willen Gottes zur Maxime seines Lebens macht, hat in allem Unglück etwas, was ihn tröstet. Er mag noch so schwer geplagt und bedrängt sein: Wenn Gott für ihn ist, wenn er mit Gott im Einklang ist, dann hat er einen Trost, den kein irdisches Unglück ihm rauben kann.

Es mag vereinzelt dahin kommen, daß sich Böse ein ruhiges Gewissen verschaffen. Wer immer nur mit Menschen umgeht, die in die falsche Richtung laufen, wer sich von allen fernhält, die ihn über Gottes Willen und Weg aufklären könnten, wer die mahnende, warnende, lobende und strafende Stimme des Gewissens überhört, überschreit, ausschlägt, der mag vielleicht dazu kommen, daß sein Gewissen wie betäubt ist und nicht mehr spricht. Aber diese furchtbare Ruhe, die durch die Ertötung des mahnenden und warnenden Gewissens zustande kommt, diese furchtbare Ruhe muß sich unweigerlich in irgendwelchen, von Psychologen und Psychiatern deutbaren Handlungen zeigen. Das Unterbewußte im Menschen läßt sich niemals ausschalten. Und wer durch irgendwelche Mittel sein Gewissen zu erschlagen versucht, dessen Unterbewußtes wird sich in merkwürdigen Krankheitserscheinungen oder Fehlhandlungen oder Ersatzhandlungen bemerkbar machen, die nur ein geschulter (und gläubiger) Seelenarzt zu deuten vermag.

Das muß also die erste Antwort sein auf die Frage: Warum geht es den Guten schlecht und den Bösen gut? Das Glück des Bösen ist niemals vollkommen, und das Unglück des Guten ist niemals total.

Die zweite Antwort lautet: Das Glück des Bösen ist nur vorübergehend. Es hat keine Dauer; es bleibt ihm nicht. „Ich sah den Gottlosen hoch erhaben wie eine Zeder. Ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“ Wiederum ein Psalmwort aus dem Alten Testament, aus dem Psalm 36. „Ich sah den Gottlosen hoch erhaben wie eine Zeder. Ich ging vorüber, und er war nicht mehr.“ Ich habe von den Predigten, die ich als Knabe hörte, wenige behalten. Aber eine ist mir in Erinnerung geblieben, und sie hatte das Thema „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Wahrhaftig, diese Erfahrung haben wir in unserem oder im Leben anderer gemacht. „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Ob es sich um das Glück des Besitzes, der Macht, des Einflusses handelt, ob es sich um das Glück der Karriere, der Stellung, ob es sich um das Glück von Ehe und Familie handelt, über jedem Glück steht das warnende Wort „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“

Es gab einmal einen Mann, der in kurzer Zeit vom Artillerieleutnant zum Ersten Konsul, Konsul auf Lebenszeit und Kaiser der Franzosen emporstieg. Er hieß Napoleon Bonaparte. Seine Mutter, eine gläubige, fromme, katholische Frau aus Korsika, begleitete den Aufstieg ihres Sohnes mit Skepsis. Wer immer mit ihr sprach, konnte von ihr das Wort hören: „*Pourvu, que cela dure!*“ - vorausgesetzt, daß das dauert. Und es hatte keine Dauer. So schnell wie der Aufstieg erfolgt war, so schnell ging der Abstieg vorstatten. „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“

Wir sind ja selbst Zeitgenossen gewesen, wie einem Manne, der aus Braunau am Inn nach Deutschland kam, alles zu glücken schien, wie er einen Erfolg nach dem anderen errang, im Inneren des Landes wie nach außen, wie es ihm gelang, 6 Millionen Arbeitslose in Arbeit und Brot zu bringen, wie er verlorene Gebiete zurückholte, schließlich mit Gewalt den letzten Fetzen Landes an Deutschland anschließen wollte, und dann brach das Geschehen, das furchtbare Geschehen eines Weltkrieges über ihn herein, bis er in einem Bunker in Berlin seinem Leben selbst ein Ende machte. „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“ Das ist also die zweite Antwort: Das Glück der Sünder ist regelmäßig nur vorübergehend. Es hat keinen Bestand.

Die dritte Antwort auf die Frage: Warum geht es den Bösen gut und den Guten schlecht?, kann auf die jenseitige Vergeltung verweisen. Wir sehen die jenseitige Vergeltung nicht, aber sie ist uns von Gott angekündigt. „Es wird viele erste geben, die letzte sein werden, und viele letzte, die erste sein werden.“ Der Herr hat uns das wunderbare Gleichnis von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus erzählt. Dem Reichen, der auf Erden in Saus und Braus lebte, wurde ein furchtbares Schicksal im Jenseits bereitet, und der Arme, der in Dürftigkeit, in Elend und Verachtung sein Leben verbracht hatte, wurde in den Schoß Abrahams, d. h. in die Seligkeit des Himmels getragen. Es gibt einen jenseitigen Ausgleich! Er ist uns im Glauben gewiß. Der Glaube aber ist die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht. Das muß man sich immer vor Augen halten. Der Glaube ist die Zuversicht auf das, was man erhofft - also er richtet sich auf Kommendes. Er ist die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht - er richtet sich auf Unsichtbares. Und diese Glaubensprobe erspart uns Gott nicht. Er will nicht, daß der himmlische Lohn, daß die jenseitige Vergeltung ein Rechenexempel für die Menschen wird, daß sie sagen: Also, wenn ich mich brav verhalte, dann werde ich mit absoluter Sicherheit die Freude des Himmels erringen. Nein, er will, daß der Mensch sich hier zu der Höhe des Glaubens aufschwingt und in diesem Aufschwung aus Liebe das Gute tut und das Böse meidet.

Der Herr hat diese jenseitige Vergeltung auch durch Drohungen untermauert. Er hat nicht nur Heilrufe an die Guten gerichtet, sondern auch Wehrufe an die Bösen. „Wehe über euch, ihr Reichen, ihr habt bereits eueren Trost erhalten! Wehe über euch, die ihr jetzt satt seid, ihr werdet hungern! Wehe über euch, die ihr jetzt lacht, ihr werdet trauern und weinen! Wehe über euch, wenn die Menschen gut von euch reden, gerade so haben ihre Väter an den Lügenpropheten gehandelt!“ Es gibt einen jenseitigen Ausgleich, und er kommt so sicher, wie das Schicksal kommt, weil Gott das Schicksal eines jeden Menschen ist. Das sind also drei Versuche, meine lieben Freunde, die Frage zu beantworten: Warum geht es Gerechten schlecht und Bösen gut?

Jetzt kommt die zweite Frage, nämlich wie ist die Sünde mit der Vorsehung zu vereinbaren? Muß uns nicht die Sünde irremachen an Gottes Vorsehung, weil sie, wie es scheint, Gottes Pläne durchkreuzt, weil sie den Willen Gottes mißachtet und Gott herausfordert? Ich will versuchen, zwei Antworten auf diese Frage zu geben, nämlich erstens: Nicht Gott ist verantwortlich für die Sünde, sondern der Mensch. Gott läßt dem Menschen den freien Willen, auch wenn er in die falsche Richtung geht. Die Sünde ist allein das Erzeugnis des bösen Willens des Menschen. Gott hindert ihn nicht, gewiß, er läßt dem Menschen seinen Willen, auch wenn er ihn gegen sein heiliges Gesetz anwendet. Gott behandelt den Menschen als einen mündigen. Mündig ist, wer sich selbst bestimmen kann. Der Mensch vermag sich selbst zu bestimmen, er hat Einsicht und Willen, er hat das Vermögen des Verstandes und das Vermögen des Wollens. Mit diesen beiden Vermögen ist er imstande, das Rechte zu tun, aber freilich auch das Böse zu tun. Gott will, daß diese Mündigkeit erhalten bleibt, weil nur durch die Wahlfreiheit des Menschen auch Gutes mit Anstrengung und Überwindung zustande kommen kann. Wenn der Mensch eine Puppe wäre, an der auf der einen Seite der Satan und auf der anderen Seite Gott zieht, dann wäre es um die Menschenwürde geschehen. Nein, der Mensch ist keine Puppe, weder in der Hand Gottes noch in der Hand Satans, sondern er ist mündig und vermag über sein Schicksal zu entscheiden.

Und dazu kommt eine zweite Erwägung, nämlich Gott will dem Menschen seine Verantwortung vor Augen führen. Wir sehen an den Auswirkungen und Folgen unserer Taten, was wir angerichtet oder was wir bewirkt haben. Die Folgen und Auswirkungen unserer Taten machen uns gewiß, ob wir recht oder unrecht gehandelt haben. Wenn nun Gott die bösen Auswirkungen unserer Taten hindern würde, dann käme es uns nicht mehr zum Bewußtsein, daß wir Böses tun können und Gutes, dann würde Gott gewissermaßen immer dann und in dem Augenblick eingreifen, wenn unser Wille einmal in die falsche Richtung geht. Damit wäre unsere Freiheit aufgehoben. Nein, der Mensch muß die Auswirkungen seines Handelns erleben. Er muß durch die Folgen seiner Handlungen auf seine Verantwortung aufmerksam gemacht werden. Nur wenn er aus den Folgen und Auswirkungen seiner Handlungen auf sein Tun schließen kann, nur dann bleibt seine Verantwortung gewahrt.

Die Meinungen, wann, wo und wie Gott eingreifen müsse, um dem Unrecht und dem Bösen zu wehren, sind auch sehr verschieden. Wir sind überzeugt, daß hier und da tatsächlich Ruchloses, Verbrecherisches geschieht und daß es höchst angebracht wäre, wenn Gott es hinderte. Andere sind anderer Ansicht. Das, was wir möglicherweise als schlimm und verderblich ansehen, wird von anderen Menschen als nutzbringend und heilsam angesehen. Und insofern ist zumindest die Meinung der Menschen, wann, wo und wie Gott eingreifen müsse, sehr verschieden, ja gegensätzlich. Schon daraus ersehen wir, daß wir Gott nicht zum Eingreifen zwingen können. Was käme dabei heraus, wenn der Mensch Gott veranlassen könnte, nach seinem Urteil seine Allmacht einzusetzen, um bestimmte Geschehnisse und Handlungen abzuwehren und zu hindern! Es könnte ja sein, daß Gott kraft seiner Weisheit auch Handlungen hindern müßte, die uns sehr lieb sind, z. B. unsere aufwendigen Urlaube, unsere üppige Lebensweise. Wenn Gott das hindern würde, was würde sich da ein Geschrei erheben über Gottes Willkür und über Gottes Neid. Deswegen vorsichtig - vorsichtig mit der Anwendung des Wortes: Gott muß eine bestimmte Handlung hindern, er muß bei bestimmten Ereignissen eingreifen!

Also die erste Antwort auf die Frage, wie die Sünde mit Gottes Vorsehung zu vereinbaren ist, lautet: Gott ruft die Sünde nicht hervor, er hindert sie nur nicht, um dem Menschen seine Freiheit zu lassen.

Die zweite Antwort: Gott vermag auch aus der Sünde Gutes hervorgehen zu lassen. Seine Pläne werden nicht gestört. Seine Vorsehung wacht und regiert die Welt, auch wenn Sünden von Menschen geschehen. Im Alten Testament wird uns ein Beispiel für das Gute, das aus Sünden hervorgehen kann, geboten. Die Brüder des Josef verkauften ihn an Händler, er kam nach Ägypten. Dort stieg er vom armen Sklaven zum Vizekönig auf. Als eine Hungersnot im Lande Israel herrschte, wanderten die Brüder nach Ägypten aus, und dort gelang es Josef, seinen Brüdern eine Heimat zu bereiten, sie vom Hungertode zu retten. „Ihr sannet Böses wider mich,“ sagte er den Brüdern, „Gott aber wandte es zum Guten.“ Und das ist tatsächlich eine Erfahrung, die man, wenn man wache Augen hat, immer wieder feststellen kann: Gott vermag aus Bösem Gutes hervorgehen zu lassen.

Ich will es Ihnen an zwei Beispielen zeigen. Im vergangenen Kriege sind Millionen deutscher und fremder Männer in Kriegsgefangenschaft geraten. Die Kriegsgefangenschaft war ein hartes Los. Hunderttausende sind verstorben. Trotz dieses schrecklichen Loses, das Millionen Männern bereitet wurde, wissen viele von ihnen von dem Mitleid und der Nächstenliebe zu berichten, die sie im fremden Land gefunden haben. Sie werden kaum deutsche Kriegsgefangene, die in Rußland waren, finden, die nicht sagen: Wir haben eine Ärztin, einen jüdischen Arzt gefunden, der sich unserer in rührender Weise angenommen hat. Vor einigen Monaten lief der Film durch die Theater „Schindlers Liste“. Sie haben vielleicht davon gehört, von diesem sudetendeutschen Katholiken Oskar Schindler, der als Unternehmer im Kriege ich meine zwölfhundert Juden vor dem Tode gerettet hat, indem er sie in seinen Werkstätten beschäftigte und unter Einsatz des eigenen Lebens dem sicheren Untergang entriß. Schindlers hat es hundertfach und tausendfach gegeben. Es haben viele, viele Deutsche Ähnliches, wenn auch nicht in diesem Ausmaß getan wie Oskar Schindler. Nur ist es vielfach nicht bekannt geworden. Man mußte es ja heimlich tun, denn wenn man gefaßt worden wäre, dann hätte man mit dem Konzentrationslager rechnen müssen. Meine arme Großmutter hat den Juden Schnittenpakete zurechtgemacht und sie ihnen zugesteckt, hat sich dieser Juden mit eigener Lebensgefahr angenommen. Keine Meldung wird jemals von ihr berichten, nur wir, die wir es erlebt haben, wissen davon, daß sie ihr Leben gewagt hat, um die Armen und Verfolgten zu nähren und vor dem Hungertode zu retten. Es hat Hunderte und Tausende von Schindlers gegeben. Und selbst so schreckliche Ereignisse wie die Verfolgung der Juden haben in den Herzen der Menschen Mitleid, Nächstenliebe, ja Todesmut erweckt. Gott vermag aus dem Bösen Gutes hervorgehen zu lassen.

Das sollten wir uns vor Augen führen, wenn wir manchmal irre werden wollen ob der Sündhaftigkeit der Menschen an der Vorsehung Gottes über der Welt. Gottes Vorsehung wacht über der Welt, auch wenn es uns schwerfällt, daran zu glauben. Es ist mit der Vorsehung Gottes ähnlich wie mit einem Teppich. Wenn man ihn von unten sieht, mit der Fläche, mit der er auf dem Boden aufliegt, da scheint er ein Gewirr von Fäden zu sein. Aber wenn wir ihn umdrehen und von oben betrachten, da sehen wir ein wunderbares Muster gewebt, das uns entzückt, farbig, wohlgeordnet. Ähnlich, meine lieben Freunde, ist es mit Gottes Vorsehung. Sie scheint uns manchmal nicht zu existieren. Aber es wird eine Zeit kommen, wo unsere gehaltenen Augen die Fügungen und Führungen der Vorsehung entdecken. Für jetzt bleibt uns nur das Gebet: „O Gott, dessen Vorsehung sich in ihren Anordnungen nicht täuscht, wir flehen demütig zu dir, daß du alles Schädliche entfernst und alles Heilsame gewährst durch Christus, unseren Herrn.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (1)

(Über die Offenbarung Gottes im Alten Bund)

07.08.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es ist ein Fundamentalsatz unseres Glaubens: Es gibt einen Gott. In den Glaubensbekenntnissen lautet stets der erste Satz: „Ich glaube an den einen Gott.“ Die Glaubensbekenntnisse haben eine doppelte Bedeutung. Sie dienen einmal als Mittel der kirchlichen Lehrverkündigung. An den Glaubensbekenntnissen, an den Glaubensartikeln, die sie einschließen, verdeutlichen wir im Unterricht und in der Unterweisung die Wahrheiten unseres Glaubens. Gleichzeitig aber sind die Glaubensbekenntnisse Ausdruck der personalen Hingabe derer, die sie sprechen. Sie sind also nicht nur eine Aussage über irgendwelche Wahrheiten, sondern sie sind gleichzeitig eine Selbstübergabe des Menschen an den Inhalt, der in diesen Glaubensbekenntnissen ausgedrückt wird, letztlich an den Gott, der damit gemeint ist. Und diese Selbstübergabe nennen wir den Glauben. Der Glaube ist einmal die gläubige Überzeugung von dem Inhalt dessen, was im Glaubensbekenntnis bekannt wird, zum anderen aber die personale Übergabe an den lebendigen Gott, zu dem sich der Mensch im Glaubensbekenntnis bekennt.

Das Glaubensbekenntnis ist der Ausdruck der Selbsterschließung Gottes, den er seiner Kirche vermacht hat. Wenn wir uns im ersten Glaubensartikel zu Gott bekennen, dann nicht zu dem göttlichen Wesen, sondern zu der 1. Person in Gott. Wenn wir sagen: „Ich glaube an Gott“, dann ist damit der Vater gemeint, der himmlische Vater, nicht das göttliche Wesen. Freilich können wir uns zu keinem anderen Gott bekennen als zu dem dreipersonalen; denn einen anderen Gott gibt es nicht als den Gott, der in drei Personen lebt. Aber wie gesagt: Der erste Satz des Glaubensbekenntnisses geht auf den Vater im Himmel; die beiden anderen Personen werden dann im Laufe des Glaubensbekenntnisses ebenfalls von den Gläubigen bekannt. Der Glaube an Gott ist das Grundgesetz des Alten und des Neuen Bundes. Er ist auch das Grundgesetz des Alten Bundes. Das Alte Testament, meine lieben Freunde, ist für uns unverzichtbar. Man kann sich nicht zufriedengeben mit den Dokumenten des Neuen Bundes; wir müssen auch die Offenbarung des Alten Bundes festhalten, weil hier zumal unser Glaube an Gott grundgelegt ist.

In der Zeit des Dritten Reiches gab es Protestanten, die das Alte Testament preisgegeben haben, z. B. der sogenannte Landesbischof von Baden. Die Kirche hat diesen Bestrebungen entschieden widerstanden. Ob das Alte Testament nun vom jüdischen Volk kommt oder nicht, es ist die Offenbarungs-urkunde, und als solche ist sie uns heilig und für immer unaufgebbar. In diesem Alten Testament aber ist der Glaube an Gott die Grundlage des ganzen Gottesverhältnisses des Menschen. „Höre, Israel, Gott der Herr ist ein einziger!“ So heißt es im 6. Kapitel des Deuteronomiums. Und das kann man über das gesamte Alte Testament schreiben. Der Gottesglaube ist überall vorausgesetzt, immer geübert, nie ernstlich bestritten. Zwar gibt es auch im Alten Bunde Leute, die sagen: Es ist kein Gott. Aber das Alte Testament führt gleich hinzu: „So spricht der Tor!“ Der Tor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott. Und diese Abweisung Gottes durch den Toren, durch den verderbten, durch den frechen Menschen, ist kein theoretischer Atheismus. Eine theoretische, also eine grundsätzliche Gottesleugnung existiert für das Alte Testament nicht. Es gibt nur den praktischen Atheismus, d. h. das Sich-nicht-Kümmern um Gott, daß man sich so beträgt, als ob Gott nicht existierte, wiewohl man sehr gut weiß, daß er existiert.

Gott offenbart sich im Alten Testamente in herrscherlicher Weise. Seine Offenbarung liegt nicht zuerst darin, daß er den Menschen Mitteilungen macht über sich und sein Wesen und sein Wirken, sondern indem er an den Menschen handelt, indem er machtvoll in die Geschichte eingreift, indem er den Menschen Befehle, Weisungen, Gebote gibt, indem er lohnt und straft, indem er Gerichte und Segensfülle über die Menschen bringt. Damit bezeugt er seine Existenz im Alten Testament.

Die Wirksamkeit Gottes im Alten Testament ist selbstverständlich rational zu erfassen. Sein Wirken ist auch eine Mitteilung über sein Sein und sein Wesen. Gott ist eben so, wie er handelt. Aber noch einmal: Sein machtvolles Eingreifen in die Geschichte ist die regelmäßige Weise seiner Offenbarung. Und er zeigt sich als der, der anders ist als alles, was sonst auf Erden existiert. Er ist qualitativ verschieden von all den Göttern, die in der Umwelt des Alten Testaments ja in reicher Fülle vorhanden waren. Der Gott, der im Alten Testament sich zu erkennen gibt, kommt vom Jenseits, nicht vom Diesseits. Die Götter der Umwelt, Marduk und Mithras, Apollo und Athene, Zeus und Isis und Osiris und wie sie alle heißen mögen, diese Götter kommen von unten, d. h. in ihnen gestaltet der Mensch sich selbst. Sie sind Gemächte der Menschen. Sie sind Ausgeburten der menschlichen Gottesehnsucht und der mächtigen Natur. Die Menschen haben die Gewalt der Natur erkannt und das immanent Göttliche, das ja in der Natur wegen ihrer Gottesherkunft west, verselbständigt und zu Göttern erhoben. Sie haben beispielsweise das Gewitter erlebt; und die gewaltigen Energien, die sich im Gewitter austoben, haben sie zu einem Gott gestaltet. Die Menschen haben das Wachstum erlebt, wie die Erde sprießt und grünt und Frucht trägt, und so haben sie die Fruchtbarkeitsgottheiten gestaltet, Fruchtbarkeitsgötter und Fruchtbarkeitsgöttinnen. Sie haben das Geheimnis des menschlichen Lebens, sein Werden und Entstehen, sein Vergehen und Welken, beobachtet und haben aus diesen Naturvorgängen Götter gebildet. Das ist nicht völliger Unsinn; es ist nicht so, als ob das gar keine Grundlage in der Natur hätte. Nur ist es eine Verkehrung, weil man den Schöpfer über den Geschöpfen übersah, weil man das immanent Göttliche an die Stelle des transzendenten Gottes gesetzt hat. Und das ist die Eigenart des Gottes, den das Alte Testament ganz allein und im Unterschied von allen Religionen seiner Umwelt verkündet: Gott ist transzendent. Das Wort transzendent kommt aus dem Lateinischen und heißt „übersteigend“. Gott übersteigt alles andere, was auf Erden ist. Er ist nicht von dieser Welt, sondern er ist über dieser Welt. Er ist nicht ein Bestandteil der Schöpfung, sondern er ist der Schöpfer.

In der griechischen Religion beispielsweise werden Grundgestalten und Grundvorgänge des menschlichen Lebens und der Welt zu Göttern gebildet. Aber diese Götter sind ein und dasselbe wie die Welt und wie der Mensch. Die Menschen und die Götter stammen von ein und derselben Mutter. Sie sind nicht wesenhaft verschieden. Diese Götter unterstehen selbst dem Schicksal; sie sind nicht das Schicksal, sie gestalten nicht das Schicksal, sondern sie unterliegen dem Schicksal. Das ist der wesentliche Unterschied zu dem Gotte des Alten Testaments: Er ist das Schicksal. Das Schicksal liegt in seiner Hand, er gestaltet die Geschicke der Menschen. Er befiehlt, und dann wird Licht. Er gibt seine Gebote, und die Menschen, die sich daran halten, werden ein heilvolles Leben führen, und die sie übertreten, werden sich und die Welt zerstören. Das ist also der Gott, den das Alte Testament bekennt und den Christus und wir übernommen haben, der transzendente, alles von Menschen Erdachte und Gemachte übersteigende Gott.

Im Alten Testament ist auch die Rede davon, daß sich die Bekenner des wahren Gottes immer wieder diesem Gott zu entziehen suchten. Sie nahmen die Götter der Umwelt an. Öfters ist die Rede von Baal, dem man sich zugewendet hat. Große Könige haben fremde Götter ins Land gelassen. Wie ist diese Erscheinung zu erklären, daß man vom wahren, lebendigen Gott, der sich doch geoffenbart hatte in der Führung des Volkes, durch den Mund der Propheten, durch siegreiche Kämpfe mit den Feinden, wie ist es möglich, daß die Menschen von diesem lebendigen Gott immer wieder abgefallen sind? Zwei Gründe gibt es dafür. Der erste: Mit den fremden Göttern hatten es die Israeliten leichter. Diese Götter stellten keine so strengen Forderungen an sie. Sie gestatteten ihnen, sich auszuleben in den Trieben, die nun einmal im Menschen leben, vor allen Dingen natürlich im Geschlechtstrieb. Die Menschen hatten es mit den fremden Göttern leichter. Die fremden Götter waren bequemer, und deswegen ist Gott im Alten Testament ein eifersüchtiger Gott. Er wehrt sich gegen die fremden Götter. Seine verletzte Liebe begehrt auf gegen den Abfall zu den Götzen der Umwelt. Der zweite Grund,

warum die Bekenner des wahren Gottes sich immer wieder versucht fühlen, zu den fremden Göttern überzugehen, liegt darin, daß die Offenbarung des wahren Gottes in Verhüllungen geschieht. Es ist keine Offenbarung, die den Menschen zwingt und erschlägt. Es ist eine Offenbarung, die den Menschen anruft, die sich an sein Verstehen wendet, die an seinen guten Willen appelliert. Und die Menschen, die sich ihm versagen, überwältigt er nicht. Das ist vielleicht, meine lieben Freunde, auch heute noch das größte Rätsel unseres Gottesglaubens, daß Gott sich nicht so offenbart, daß ein jeder, der einen Verstand besitzt, sich ihm beugen muß, sondern daß er sich nur denen erschließt, die sich dafür bereit machen, die guten Willens sind, die sich dem göttlichen Geheimnis zu erschließen gewillt sind.

Ich kenne keinen Philosophen oder Theologen, der das Geheimnis der Enthüllung und der Verschließung Gottes so deutlich ausgesprochen hätte wie der französische Philosoph Blaise Pascal. Er hat folgendes geschrieben: „Es ist Klarheit genug da, um die Auserwählten zu erleuchten, und Dunkelheit genug, um sie demütig zu machen. Es ist Dunkelheit genug da, um die Verworfenen zu verblenden, und Klarheit genug, um sie unter das Gericht zu stellen und unentschuldig zu machen.“ Ich meine, meisterhafter kann man die Mischung von Licht und Dunkel in der Offenbarung Gottes nicht kennzeichnen, als es hier Blaise Pascal getan hat. Und er fährt dann aber auch fort: „Es ist nicht wahr, daß Gott alles verbirgt, aber es ist wahr, daß er sich denen verbirgt, die ihn nicht suchen, und zugleich, daß er sich denen enthüllt, die ihn suchen. Denn die Menschen sind Gott unwürdig und Gott fähig zugleich, unwürdig durch ihre Verderbnis, fähig durch ihre erste Natur.“ Wir haben manchmal die Sehnsucht, daß Gott mit überwältigender Macht, mit Wucht und mit Kraft sich uns offenbaren möchte, daß er seine Gegner niederschlägt und sich als der Siegreiche und der Allherrscher kundtut. Pascal weist eine solche Meinung ab: „Es war nicht gemäß, daß Gott in einer offenbar göttlichen Weise erschien, die einfachhin fähig gewesen wäre, alle Menschen zu überzeugen. Aber es war auch nicht gemäß, daß er in einer so verborgenen Weise erschien, daß er selbst von denen nicht erkannt werden könnte, die ihn aufrichtigen Herzens suchen. Für diese hat er sich erkennbar machen wollen. Und da er also allen offen sichtbar denen erscheinen wollte, die ihn aus ganzem Herzen suchen, und verborgen denen, die ihn aus ganzem Herzen fliehen, mäßigt er seine Erkennbarkeit. Er hat Erkennungszeichen gesetzt, denen sichtbar, die ihn suchen, nicht aber denen sichtbar, die ihn nicht suchen. Da ist Licht genug für die, die nichts mehr wünschen als ihn zu sehen, und Dunkelheit genug für die, welche eine entgegengesetzte Haltung haben.“

Aus diesen Texten, meine lieben Freunde, mögen Sie erkennen, daß es gewissermaßen notwendig war, daß Gott sich so verhält, wie er sich tatsächlich verhalten hat. Er hat sich geoffenbart im Alten Bunde in der Führung seines Volkes, in der Berufung seiner Gesandten, im Sprechen durch die Propheten, in der Bekehrung der Könige, in der Erbauung des Tempels. Er hat sich geoffenbart. Und wer den guten Willen hat, zu sehen, der sieht, daß Gott im Geschehe dieses Volkes am Werke war.

Aber freilich, es lassen sich auch für die, welche nicht guten Willens sind, genügend Einwände finden, die etwa die Geschichte des Volkes Israel auf derselben Ebene auftragen wie meinerwegen die Geschichte der Assyrier, der Babylonier oder der Ägypter. Wir sehen, es kommt auf das menschliche Herz an, ob es vor Gott flieht oder ob es Gott sucht. Wir wollen zu denen gehören, die ihn suchen und die sein Angesicht schauen wollen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (2)

(Über die Offenbarung Gottes in Jesus Christus)

14.08.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die französischen Könige hatten jahrhundertlang das Recht, die Bischöfe in ihrem Reiche vorzuschlagen, damit sie der Papst in ihr Amt einsetze. Sie ließen sich von ihren Ministern beraten, welche Personen dafür in Frage kämen. Dem letzten König der Kapetinger, nämlich Ludwig XVI., wurde einmal ein Geistlicher vorgeschlagen, gegen den er sich heftig wehrte. Er sagte nämlich: „Der Erzbischof von Paris“ - das sollte der Geistliche werden - „muß wenigstens an Gott glauben.“ Er hatte offenbar nicht die Gewähr dafür, daß diese Bedingung bei dem Vorgeschlagenen erfüllt sei.

Der Glaube ist die Wurzel des menschlichen Heiles. Wenn wir heute von einer Krise der Kirche sprechen - und das müssen doch alle, die offene Augen haben, einräumen -, dann ist diese Krise zu tiefst eine Krise des Glaubens. Der Glaube ist in vielen Menschen erschüttert, teilweise völlig zerstört, und die Folgen dieser Zerstörung zeigen sich dann im sittlichen Verhalten und im kirchlichen Denken.

Wir sind dabei, uns den Grundgegenstand des Glaubens ins Gedächtnis zu rufen, nämlich Gott. Gott ist die oberste, die entscheidende Wirklichkeit unseres Glaubens. Sie steht an erster Stelle im Glaubensbekenntnis. Wir wissen, daß das Glaubensbekenntnis nicht lediglich eine Aneinanderreihung von Wahrheiten ist, sondern ein Bekenntnis, eine Auslieferung an Gott, eine Überantwortung an Gott. Es genügt nicht, das bloße Dasein Gottes zu bekennen; die Formeln des Glaubensbekenntnisses sind vielmehr ein Appell an den Menschen, sich Gott auszuliefern, seinen Willen zu seinem eigenen Willen zu machen.

Der Weg zu Gott führt auf zwei Bahnen, nämlich durch das natürliche Erkennen und durch den Glauben. Es gibt eine doppelte Quelle und einen doppelten Gegenstand, wenn wir von Gott und den göttlichen Dingen sprechen. Eine doppelte Quelle, nämlich einmal das auf sich selbst gestellte Denken, die natürliche Vernunft, und der Glaube, der eine von Gott vermittelte Erkenntnis, eine Offenbarung, eine Selbsterschließung Gottes ist. Also nach der Quelle unterscheiden wir zwei verschiedene Arten der Gotteserkenntnis: durch die natürliche Erkenntniskraft und durch das Geschenk Gottes in der Selbsterschließung seiner Offenbarung.

Auch der Gegenstand ist verschieden; denn mit unserem natürlichen Denken kommen wir zwar zu gewissen Einsichten über Gott, aber die letzten, tiefsten Geheimnisse Gottes, vor allem seine Dreipersonalität, sind uns nur durch die Offenbarung zugänglich. Deswegen gibt es einen doppelten Gegenstand des Wissens über Gott, nämlich die natürlich erkennbaren Wahrheiten und die übernatürlich geoffenbarten Wahrheiten.

Wir haben uns am letzten Sonntag die Offenbarung im Alten Testament vor Augen geführt. Dort hat sich Gott als der Lebendige in der Geschichte eines Volkes geoffenbart. Diese Offenbarung erreicht ihren Gipfelpunkt in Jesus Christus. Jesus, unser Herr und Heiland, ist in seinem Wesen, in seiner Erscheinung, in seinem Werk und in seinem Wort die Offenbarung Gottes. Er überschreitet alles, was Menschenmaß ausmacht. Er überschreitet alles, was die Erfahrung uns zu vermitteln vermag. Er überschreitet auch alles, was das menschliche Denken ersinnen und entdecken kann. Christus ist eine Wirklichkeit, die in die Kategorien dieser Zeitlichkeit, der Empirie, nicht eingeht. Die Zeitgenossen Jesu haben dies gespürt.

Als der Herr den Seesturm stillte, da sagten die Jünger zueinander: „Was ist denn das für einer, daß ihm sogar der Wind und das Meer gehorchen?“ Was ist denn das für einer? In dieser Äußerung liegt das fassungslose Staunen über die Macht, die diesem Jesus von Nazareth gegeben ist.

Jesus selbst interpretiert sein Wesen. Er gibt eine Erklärung für seine Wesensart, indem er den Jüngern sagt, er sei von oben, während sie von unten sind. Er ist von Gott gesandt und redet das, was er Gott sagen hört. Er tut die Werke, die er beim Vater sieht. Jesus ist ganz und gar in die Erfüllung des väterlichen Willens eingespannt. Es ist seine Speise, den Willen des Vaters zu tun; darüber vergißt er Hunger und Durst, über dieser Aufgabe, den Willen des Vaters auf Erden zu vollbringen, in dieser Welt der Auflehnung, den Willen Gottes durchzuführen, und dadurch die Herrschaft Gottes, das Reich Gottes, das Königtum Gottes aufzurichten. Ihm ist die Macht gegeben über Sünde, Krankheit und Tod. Er vermag Sünden zu vergeben, er kann Krankheiten heilen, die kein Arzt zu heilen vermag, und er versteht aus dem Tode zurückzurufen, jene Mauer zu überschreiten, die keine Menschenmacht je überschritten hat.

Er ist der Kämpfer gegen den Teufel. Der Teufel hat an ihm keinen Anteil, deswegen kann er mit dem Teufel ringen und ihn besiegen. Der Teufel versucht ihn zwar, aber Jesus überwindet die Versuchung. Er ist gekommen, die Bollwerke des Teufels zu zerstören.

Jesus vermag die Kunde von Gott zu bringen, im Namen Gottes aufzutreten, die Menschen zur Beobachtung des Willens Gottes anzuleiten, weil er von Gott kommt, ja weil er Gott ist. Er ist deswegen der Weg zum Vater, weil er selbst Gott ist. Wenn Jesus Gott verkündet, dann wiederum - wie im Alten Bunde - nicht nur in der Absicht, eine Mitteilung zu machen, sondern er verkündet Gott, weil darin der Aufruf liegt, sich Gott zu überantworten. Die Dämonen wissen auch, daß es einen Gott gibt. In diesem Sinne glauben auch sie, mit einem toten Glauben. „Sie glauben und zittern“, sagt der Brief des Apostels Jakobus. Aber dieser Glaube ist nicht zureichend, sondern der Glaube, den Jesus fordert, ist der durch die Liebe wirksame Glaube, ist jener Glaube, der sich Gott zuwendet in Gehorsam, Dankbarkeit und Ehrfurcht, ist jener Glaube, in dem der Mensch sich mit seiner Person und mit seinem ganzen Wesen Gott überantwortet. Das ist der Glaube, den Jesus fordert, der lebendige Glaube, der über das bloße Wissen um Gottes Existenz zur Übereignung, zur Auslieferung an Gott führt.

Nun ist freilich auch die neutestamentliche Offenbarung von dem Gesetz beherrscht, das über der alttestamentlichen steht, nämlich es ist eine Offenbarung in Verhüllungen und Verschleierungen. Es ist eine Offenbarung, die den Menschen nicht überwältigt, sondern ihm die Freiheit läßt. Wer wäre je auf den Gedanken gekommen, daß sich der allmächtige Gott offenbart in der Alltäglichkeit eines dürftigen Lebens in Galiläa? Wessen menschliches Gehirn hätte sich je ausdenken können, daß der allmächtige Gott sich von Menschen vor ein Gericht zitieren lassen und die Schande und Qual des Kreuzes auf sich nehmen würde? Das ist eine von Menschen nicht ausdenkbare Wirklichkeit, das ist eine Wirklichkeit, die nur Gott selbst setzen konnte. Und an dieser Wirklichkeit nimmt wegen ihres Verborgeneitscharakters der Mensch Ärgernis. Die geistesstolzen Griechen und die frömmigkeitsbesessenen Juden nahmen an diesem Jesus von Nazareth Ärgernis, d.h. er wurde ihnen zum Anstoß, zum Anlaß zur Sünde; denn sie lehnten ihn ab, sie verwarfen ihn, und sie behandelten ihn wie einen, der nicht im Auftrag des Vaters gekommen wäre. Wegen dieses Verborgeneitscharakters geht auch der Einwand in die Leere, den etwa der Philosoph Carl Jaspers macht. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter der Existentialphilosophie. Er sagt: Wenn Gott sich in Jesus offenbart hätte, wenn Gott in Jesus erschienen wäre, dann würde die Freiheit des Menschen zerstört und damit die Eigentlichkeit seiner Existenz aufgehoben. Denn dann würde der Mensch von der Übermacht der Wirklichkeit Gottes gleichsam betäubt und erschlagen. Dieser Einwand von Carl Jaspers ist unzutreffend, meine lieben Freunde, denn er übersieht, daß die Offenbarung Gottes in Christus in Verhüllungen und Verschleierungen geschieht. Die Verhüllung und Verschleierung ist so groß, daß der Mensch Gott in Christus übersehen, ja daß er sich gegen ihn auflehnen kann. Es ist gewissermaßen so, um in der Sprache der Existentialphilosophie zu reden, daß Gott in gewisser Hinsicht am Menschen scheitern kann, nämlich wenn der Mensch sich gegen ihn wehrt, sich gegen ihn verschließt. Dann kann selbst der offenbare Gott den Menschen nicht mit seiner Liebe und mit seinem Leben beglücken.

Man kann fragen, ob dann nicht die Offenbarung Gottes sinnlos und nutzlos wird, wenn sie in Menschen, in manchen Menschen, vielleicht in vielen Menschen, möglicherweise in sehr vielen Men-

schen nicht zu ihrem Ziele kommt. Gott denkt anders über den Menschen als der Mensch selbst. Er hat den Menschen nicht als einen Mechanismus, als eine Maschine geschaffen, die er auf ein Ziel hin in Bewegung setzt, sondern als ein freies und verantwortliches Wesen. Und um der Freiheit und der Verantwortlichkeit des Menschen willen läßt Gott zu, daß er mit seiner Offenbarung bei manchen Menschen, vielleicht bei vielen Menschen - Gott weiß es - nicht zum Ziele kommt.

Der Gott, den Jesus verkündet, ist der Vater. Immer, wenn Jesus von Gott spricht, dann meint er den himmlischen Vater, die erste Person in Gott; also nicht das göttliche Wesen, insofern es uns väterlich gesinnt ist, sondern er meint den Vater, die erste Person im dreifaltigen Gott. Das ergibt sich aus vielen Stellen der Heiligen Schrift, etwa im Johannesevangelium: „An jenem Tage werdet ihr in meinem Namen bitten, und ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten werde, denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich liebt und geglaubt habt, daß ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen. Ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater.“ An diesem Text können Sie deutlich erkennen, daß die Worte „Gott“ und „Vater“ bei Christus identisch sind. „Ich bin von Gott ausgegangen. Ich bin vom Vater ausgegangen.“ Diese beiden Begriffe werden völlig gleichsinnig gebraucht. Der Gott, den Jesus verkündet, ist der himmlische Vater. Er ist natürlich auch der Vater der Menschen, aber es besteht ein Unterschied in der Intensität der Vaterschaft. Nach der Auferstehung sagt Jesus: „Ich fahre auf zu meinem Gott und eurem Gott, zu meinem Vater und eurem Vater.“ Die Vaterschaft, die er gegenüber Christus besitzt, ist die einer natürlichen Zeugung. Die Vaterschaft, die Gott uns gegenüber besitzt, ist Adoptivvaterschaft. In diesem Sinne sprechen dann die Apostel, vor allem der heilige Paulus, immer wieder von Gott als dem Vater. „Alle, die sich vom Geiste Gottes leiten lassen, sind Kinder Gottes. Ihr habt ja nicht wieder empfangen den Geist der Knechtschaft, damit ihr euch wieder fürchten müßtet, sondern ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in dem wir rufen: Abba, unser Vater!“ Oder an einer anderen Stelle: „Als aber die Fülle der Zeit gekommen war, sandte Gott seinen Sohn, der aus dem Weibe geboren und dem Gesetz unterworfen war. Er sollte die unter dem Gesetz Stehenden erlösen, damit wir die Annahme an Kindes Statt empfangen. Weil ihr nun Söhne seid, hat Gott den Geist seines Sohnes in unsere Herzen gesandt, in dem wir rufen: Abba, Vater!“

Diese Stellen bezeugen, daß Gott, wie er uns im Neuen Testament geoffenbart ist, sich als der Vater kundgibt, was natürlich in keiner Weise eine Herabminderung des göttlichen Wesens Jesu ist. Selbstverständlich ist der Sohn göttlichen Wesens. Aber weil er als Offenbarer den Auftrag des Vaters vollzieht, weil er in der Heilsökonomie den Willen des Vaters auf Erden verkündet, deswegen muß in seiner Verkündigung und in seinen Werken der Vater die erste Stelle besitzen.

Man kann sich die Frage stellen, ob in einem Menschen die natürliche Erkenntnis Gottes durch die Vernunft und die übernatürliche Erkenntnis Gottes durch den Glauben zusammen bestehen können. Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. Man kann und soll sich durch natürliches Bemühen um die Erkenntnis Gottes, seines Wesens und seines Wirkens kümmern. Man muß freilich, weil dieses natürliche Bemühen unvermeidlich an eine enge Grenze stößt, auf die Offenbarung Gottes hören und sich die Horizonte weiten lassen, damit wir in die Wirklichkeit Gottes, wie sie uns im dreipersönlichen Leben kund wird, erfassen können. Man kann also gleichzeitig von Gott wissen und an Gott glauben. Das Wissen muß logisch, nicht zeitlich, sogar dem Glauben vorausgehen. Erst, wenn ich etwas weiß, kann ich mich auch verantworten. Ich kann mich nur Gott übergeben in gläubiger Auslieferung, wenn ich weiß, daß Gott existiert. Deswegen wird im Johannesevangelium immer wieder nebeneinander gestellt: „Wir haben geglaubt und erkannt.“ Glauben und Erkennen sind zwei Sichten, sind zwei Weisen, wie wir Gott in den Blick bekommen, sind zwei Erkenntniswege, die zueinander gehören und über die wir uns an den kommenden Sonntagen in ausführlicher Weise noch Gedanken machen werden. Für heute nur soviel: Wenn wir das Zeugnis von Menschen annehmen, uns also auf deren Zeugnis verlassen, dann erst recht auf das Zeugnis Gottes; denn das Zeugnis Gottes, seine übernatürliche Offenbarung ist größer als das Zeugnis von Menschen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (3)

(Über das Erkennen des Schöpfers aus der Schöpfung)

21.08.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Wurzel der Krise unserer Kirche ist der weitgehende Zusammenbruch des Glaubens. Diese unumstößliche Erkenntnis bewegt uns, den Hauptgegenstand unseres Glaubens uns vor Augen zu führen, nämlich Gottes Existenz. Daß Gott existiert, ist das grundlegende Dogma des katholischen Glaubens. Die Existenz Gottes wird uns gewiß auf zweifache Weise, nämlich durch die übernatürliche Offenbarung, die Gnadenoffenbarung im Alten und Neuen Testament, und durch die natürliche Offenbarung, d. h. durch Gottes Sichtbarwerden in der Schöpfung.

Die Schöpfung redet von Gott, so wie ein Werk von seinem Werkmeister spricht. Der niederströmende Regen, die leuchtende Sonne, die Blumen des Feldes, die Vögel des Himmels, die Sperlinge auf dem Dache, sie alle künden von dem, der sie geschaffen hat. Wegen dieses Zusammenhanges hat das I. Vatikanische Konzil erklärt: „Der eine und wahre Gott, der Schöpfer und Herr, kann vermittels der natürlichen Dinge kraft des natürlichen Lichtes der Vernunft aus den geschaffenen Dingen mit Sicherheit erkannt werden.“

Es gibt die menschliche Fähigkeit, aus der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Der Mensch besitzt die Kraft, Gründe für die Existenz Gottes aus der Welt, d. h. aus der nicht gnadenhaft erhöhten Wirklichkeit zu finden, gegen die es keine entscheidenden Gegengründe gibt. Die Beweise für Gott haben ihre gedankliche Gültigkeit, auch wenn davon zu unterscheiden ist die innerseelische Wirksamkeit. Es ist doch häufig so, daß die logische Kraft eines Beweises nicht gleichzeitig die psychologische Wirksamkeit dieses Beweises in sich schließt. Wenn Gott ins Blickfeld kommt, bedarf es der Haltungen, der innerseelischen Haltungen, mit denen Gott allein adäquat erfaßt werden kann, nämlich Ehrfurcht, Demut, Reinheit und Liebe. Der Mensch sieht ja nur, was er sehen will. Wenn sich seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand nicht richtet, dann übersieht er ihn. Nur der Mensch, der Gott finden will, der wird ihn auch finden. Er bedarf dazu nicht nur der Kraft des Verstandes, sondern auch der Kraft des Gemütes und des Willens. Er muß bestimmte innerseelische Haltungen in sich ausbilden, die dem Gegenstand seiner Erkenntnis angemessen sind.

Wenn Gott der Schöpfer der Welt ist, der ganz andere, dann muß sich der Mensch ihm mit scheuer Liebe und liebender Scheu nahen, d. h. in Ehrfurcht. Wenn Gott dem Menschen unendlich überlegen ist, dann muß der Mensch in der Erkenntnis seiner seinsmäßigen, geistigen und sittlichen Unterlegenheit in Demut nach Gott suchen. Und wenn Gott der Reinste ist, vor dem die Engel nicht rein sind, dann muß der Mensch losgelöst von irdischen Interessen, vom bloßen Nutzen und von der Sinnlichkeit nach Gott suchen. Wenn Gott die Liebe ist, dann kann nur die Liebe ihn finden. Die Liebe führt den Menschen hin zu Gott, und die Liebe öffnet ihm das Auge für Gott. Der eine und wahre Gott, unser Schöpfer und Herr, kann vermittels der geschaffenen Dinge durch das natürliche Licht der Vernunft mit Sicherheit erkannt werden. So lautet das Dogma des I. Vatikanischen Konzils. Dieses Dogma ist nur der Widerhall dessen, was uns in der Heiligen Schrift gelehrt wird. Die Heilige Schrift, also die Urkunde, welche die gnadenhafte Offenbarung Gottes enthält, bezeugt uns, daß es eine natürliche Erkenntnis Gottes aus den geschaffenen Dingen gibt.

Im Alten Testament ist es das Buch der Weisheit, das uns eindeutig darüber belehrt, daß die Menschen aus dem Werk den Werkmeister hätten erkennen können: „Toren von Natur waren nämlich die Menschen, denen die Erkenntnis Gottes fehlte und die nicht imstande waren, aus den sichtbaren Gütern auf den Seienden zu schließen, und die beim Betrachten der Werke den Werkmeister nicht fan-

den. Hingegen Feuer, Wind, flüchtige Luft, den Kreis der Sterne, das gewaltige Wasser, die Leuchten des Himmels hielten sie für Götter, die die Welt regieren. Doch wenn sie schon, hingerissen durch deren Schönheit, sie für Götter hielten, so hätten sie billig erkennen sollen, wie viel herrlicher deren Gebieter ist. Denn der Urheber der Schönheit hat sie geschaffen. Und wenn sie schon über deren Kraft und Wirksamkeit staunten, so hätten sie doch daraus schließen sollen, wie viel mächtiger ihr Schöpfer ist. Denn aus der Größe und Schönheit der Geschöpfe wird durch Vergleich der Schöpfer erschlossen.“ Hier finden wir in wunderbarer Weise, lange vor Christus, die Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntnis ausgesagt. Die geschaffene Kraft und Schönheit weist auf den ungeschaffenen Schöpfer dieser Kraft und Schönheit hin. Durch Vergleich, durch Aufstieg vom Geschaffenen zum Ungeschaffenen kann man aus der Schöpfung zum Schöpfer finden.

Aber da fragt man sich natürlich, wie es möglich war, daß die Menschen trotzdem ihn nicht gefunden haben. Wie war es möglich, daß sie Tiere und Geschöpfe der unbelebten Natur als Götter ansahen? Zwei Gründe gibt es für diese Verirrung. Einmal spricht die Natur nicht mehr mit klarer Stimme von Gott. Durch die Sünde ist sie ja entstellt und verunstaltet. Man kann jetzt manchmal meinen, aus ihr die Stimme eines anderen Herrn zu vernehmen, des Herrn der Welt, den man Satan nennt. Das ist auch die Meinung des Apostels Paulus, wenn er sagt, daß ein Stöhnen und Seufzen aus der Natur an sein Ohr dringt. Und selbst die Heiden haben schon erkannt, daß ein Klagen und ein Weinen durch die Natur geht. „Sunt lacrimae rerum“ hat Vergil, der heidnische Dichter, geschrieben, die Dinge haben ihre Tränen. Wegen dieses Zusammenhanges ist es nicht mehr so leicht, aus der Natur den Schöpfer der Natur zu finden.

Der zweite Grund: Auch der menschliche Sinn ist durch die Sünde verunstaltet, die Sehkraft des Menschen ist geschwächt, sein Herz ist verfinstert, so daß er nicht mehr mit lauterem Sinn und mit ungetrübtem Auge den Schöpfer zu erkennen vermag.

Was im Alten Bunde gelehrt worden ist, das hat der heilige Apostel Paulus mehrfach aufgenommen. Er ist geradezu der Lehrer der natürlichen Gotteserkenntnis. Im Brief an die Römer schreibt er: „Was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar. Gott selbst hat es ihnen geoffenbart. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit, sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen.“ Das ist der klassische Ort für das Dogma von der natürlichen Gotteserkenntnis. Durch die Schöpfung sind die ewige Macht und die Göttlichkeit Gottes zu erkennen. Wer die Augen öffnet, wer sein Herz bereitmacht, wer Gott erkennen will, der findet ihn in der Schöpfung.

Aber da stellt sich auch dem Apostel Paulus die Frage: Wie kam es denn, daß ihn viele nicht erkannt haben? Der Grund ist darin gelegen: „Sie haben die Wahrheit Gottes durch ihre Ungerechtigkeit niedergehalten. Deswegen sind sie nicht zu entschuldigen. Sie haben ihn nicht als Gott geehrt und ihm gedankt, sondern wurden töricht in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bilde von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren.“

Die Folge dieser Verirrung war, daß man den lebendigen Gott beiseite setzte und sich eigene Götzen schuf: „Darum überließ sie Gott den Gelüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber entehrten. Den wahren Gott haben sie mit falschen Götzen vertauscht und die Geschöpfe angebetet und verehrt anstatt des Schöpfers.“ Wenn der Mensch vom Schöpfer läßt, dann verfällt er den Gelüsten seines Herzens. Die Unkenntnis des wahren Gottes hat auch immer den sittlichen Verfall im Gefolge.

An einer zweiten Stelle bezeugt Paulus erneut die Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntnis. Er kam mit Barnabas nach Lystra in Kleinasien. Dort heilte er einen Kranken. Das Volk war außer sich und meinte, es seien die Götter zu ihnen gekommen. Sie wollten den beiden Männern, Paulus und Barnabas, Opfer darbringen. Da zerrissen die beiden ihre Kleider, sprangen unter sie und schrien die Bewohner von Lystra an: „Ihr Männer, was tut ihr denn da? Wir sind sterbliche Menschen wie ihr. Wir verkünden euch die Heilsbotschaft, daß ihr euch von den nichtigen Götzen zum lebendigen Gott bekehren sollt, der den Himmel und die Erde und das Meer geschaffen hat und alles, was darin ist. Er ließ in den vergangenen Jahren alle Völker ihre eigenen Wege gehen.“ Das heißt, es gab eben für die anderen Völker noch keine übernatürliche Offenbarung. „Und doch hat er sich nicht unbezeugt gelas-

sen als Wohltäter, da er vom Himmel her Regen spendete und fruchtbare Zeiten und eure Herzen mit Speise und Wonne erfüllte.“

Gott hat sich auch den Heiden nicht unbezeugt gelassen. In den Vorgängen der Natur, in den Geschehnissen der Geschichte, in den Erlebnissen des eigenen Herzens ist es ihnen möglich gewesen, Gott zu erkennen. Gott spricht durch die Schöpfung, er redet durch die Geschichte, er läßt sich vernehmen im eigenen Herzen in der Stimme des Gewissens.

Und schließlich noch an einer dritten Stelle redet Paulus von der natürlichen Gotteserkenntnis. Er kam nach Athen. Athen war die Hauptstadt der griechischen Kultur. Er wanderte umher und sah, wie religiös die Athener waren, wie viele Tempel sie errichtet hatten, wie viele Altäre, wie viele Kultbilder, wie viele Standsäulen. Dann kam er auf den Areopag, da, wo die Gerichte gehalten wurden, und hielt eine Rede. „Ihr Männer von Athen, ich finde euch in jeder Hinsicht überaus religiös. Denn da ich umherging und eure Heiligtümer betrachtete, fand ich auch einen Altar mit der Inschrift: 'Dem unbekanntem Gott.', Paulus hatte ein Lob für die Athener. Sie waren so religiös, daß sie in den vielen Göttern, die sie hatten, das Göttliche noch nicht erschöpft glaubten. Sie meinten, es gäbe immer noch mehr Göttliches, als was sie mit Namen benannt hatten. Und deswegen hatten sie einen Altar aufgestellt mit der Inschrift: „Dem unbekanntem Gott“. „Diesen unbekanntem Gott“, sagt Paulus, „den verkündige ich euch. Was ihr verehrt, ohne es zu kennen, das verkündige ich euch. Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was in ihr ist, der Herr des Himmels und der Erde, er wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind. Er läßt sich auch nicht von Menschenhänden bedienen, als bedürfe er etwas, da er selbst allem Leben gibt und Odem und alles. Er hat auch bewirkt, daß von einem einzigen her alle Völker der Menschen über die ganze Oberfläche der Erde hin wohnen. Er hat bestimmte Zeiten und Grenzen ihres Aufenthaltes festgesetzt. Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn herausfinden möchten, da er nicht ferne ist einem jeden aus uns. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“

Also auch hier knüpft Paulus wieder an die Erfahrungen an, die die Athener gemacht haben oder hätten machen können; sie hätten nämlich aus der Schöpfung auf den Schöpfer schließen können. Sie hätten aus der Geschichte auf den Herrn der Geschichte schließen können. Und sie hätten aus ihrem eigenen Leben, aus ihrem eigenen Selbst auf den schließen können, der ihnen nahe ist, in dem wir leben, uns bewegen und sind.

Diese drei Stellen aus den Briefen und aus dem Wirken des Apostels Paulus bezeugen eindeutig, daß das I. Vatikanische Konzil recht hat, wenn es den Lehrsatz aufstellte: „Der eine und wahre Gott, unser Schöpfer und Herr, kann vermittels der geschaffenen Dinge durch das natürliche Licht der Vernunft mit Sicherheit erkannt werden.“ Es gibt die Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis. Das besagt nicht, daß der Mensch sich ohne Gnade auf diese Erkenntnissuche machen muß. Die Gnade begleitet ihn. Er besitzt die Kapazität, die Fähigkeit, mit dem natürlichen Licht des Verstandes Gott zu erkennen. Aber der Anstoß dazu, dieses Licht des Verstandes einzusetzen, um Gott zu erkennen, der kommt wohl regelmäßig von der Gnade. Gott hat sich ja in allen Zeiten durch seine Verheißungen gebunden, den Menschen Gnaden zu geben, so daß jedem die hinreichende Gnade geworden ist, mit seinem natürlichen Verstandeslicht Gott zu finden. „Keiner hat Gott je gesehen, aber keinem hat er sich auch unbezeugt gelassen.“ Ein jeder vermag, wenn er ins eigene Innere hineinhorcht und wenn er in die Schöpfung hinausschaut, mit der natürlichen Kraft seines Verstandes Gott zu finden.

Diese katholische Lehre steht im schärfsten Gegensatz zu der protestantischen Auffassung; denn Luther und seine Anhänger lehren, der Mensch sei unfähig, Gott mit seinem Verstandeslichte zu erkennen. Nein, er ist fähig. Er besitzt die Fähigkeit, aus den geschaffenen Dingen auf den Schöpfer zu schließen, aus dem Werk auf den Werkmeister zu schließen, aus der Stimme des Gewissens auf den, der der Gesetzgeber der Sittlichkeit ist, zu schließen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (4)

(Über die natürliche Beweiskraft für die Existenz Gottes)

28.08.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Der Mensch vermag kraft des natürlichen Lichtes seiner Vernunft aus den geschaffenen Dingen den Schöpfer und Herrn mit Sicherheit zu erkennen.“ Dieser Glaubenssatz ist vom I. Vatikanischen Konzil aufgestellt worden. Er ist nur das Echo dessen, was uns in der Heiligen Schrift des Alten und Neuen Testaments versichert wird. Der Mensch vermag vermittels der geschaffenen Dinge durch das Licht seiner natürlichen Vernunft Gott zu erkennen. Die Vernunft selbst sagt uns, daß diese Aussagen der Heiligen Schrift berechtigt sind; denn die Vernunft hat seit jeher den Versuch gemacht, mit den ihr eigenen Kräften Gott zu erkennen. Diese Versuche nennen wir Gottesbeweise. So Gott will, werden wir uns heute und an den kommenden Sonntagen die Gottesbeweise im einzelnen vor Augen führen. Heute nur ein allgemeiner Überblick über Inhalt, Kraft und Nutzen der Gottesbeweise.

Die Gottesbeweise gehen aus von der Welt, von der geschaffenen Welt, von der Schöpfung. Sie sehen das Sein der Dinge, aber auch die Seinsohnmacht der Dinge, und schließen von da auf ein Wesen, das über alle Seinsunzulänglichkeit erhaben ist, das nicht, wie die Dinge der Welt, seinen Grund einem anderen verdankt, seine Existenz einem anderen verdankt, sondern das den Grund seiner Existenz in sich selber trägt. Die geschaffenen Dinge verweisen auf ein Sein, dessen So-Sein so beschaffen ist, daß es das Da-Sein zwingend fordert.

Der zweite Weg, den die Vernunft nimmt, um Gott zu beweisen, ist das Werden in der Welt. Wenn man bei dem Werden immer wieder zurückgeht auf eine andere Ursache, muß man einmal auf eine erste Ursache stoßen, auf eine Ur-Ursache, auf eine Urtat, auf den *actus purus*, auf jenes Wesen, das nicht mehr angestoßen ist, sondern das nur noch selbst anstößt. Die Werte in der Welt zeigen eine Staffelung, sie haben eine Hierarchie, und sie verlangen nach einem obersten Wert, der all diesen Werten ihre Werthaftigkeit mitgeteilt hat. Es muß einen Urwert geben. Die Zweckmäßigkeit und Zielstrebigkeit in der Welt verlangt nach einem Baumeister, der sie in die Dinge hineingelegt hat. Pascal sagt sinngemäß: „Der die Welt geschaffen hat, war ein mathematischer Kopf. Er hat die Gesetze der Mathematik beherrscht.“ Die Zusammenordnung und das Zusammenpassen von Erkennendem und Erkanntem verweist auf ein Wesen, das die Urvernunft darstellt, welche die Harmonie zwischen Erkennendem und Erkanntem geschaffen hat. Das unbedingte Sollen in unserer Brust, das sich im Gewissen ausspricht und das völlig unabhängig ist von Nutzen und Gewinn, verweist auf ein Ur-Sollen, auf einen Ur-Willen, und diesen Urwillen nennen wir Gott.

Die Welt ist so geschaffen, daß sie ohne die Annahme Gottes unverständlich ist. Die Gottesbeweise schließen nicht etwa aus noch ausstehenden und vorläufig mangelhaften Kenntnissen der Natur auf Gott. Gott ist nicht ein Lückenbüßer für unser noch nicht bis zur Reife gediehenes Wissen, sondern die Gottesbeweise schließen aus der bekannten Verfaßtheit der Welt, aus ihrer bewiesenen Begrenztheit auf den jenseitsweltlichen, absoluten, d. h. von aller Unzulänglichkeit losgelösten, transzendenten, also über die Schöpfung erhabenen Gott. Sie führen nicht nur zu einem obersten geschaffenen Sein, sondern sie weisen über das Geschaffene hinaus auf ein ungeschaffenes Sein. Die Gottesbeweise lenken nicht zu einer Spitze innerhalb der Welt, sondern auf ein jenseitsweltliches, absolut transzendentes Wesen, das, wenn unserem kausalen Denken Genüge geschehen soll, eine Person sein muß.

Die Gottesbeweise vermögen den gläubigen Menschen in natürlicher Weise gewiß zu machen. Sie werden nicht dadurch überflüssig, daß wir sagen: Wir haben ja Christus; wir haben ja die Offenbarung

in Christus, und das genügt uns doch. Das menschliche Denken muß sich auch auf natürliche Weise Gewißheit zu verschaffen suchen über die Glaubwürdigkeit dessen, was in Christus geschehen ist, über die Glaubwürdigkeit der von ihm gebrachten Offenbarung. Unserem Denken ist erst Genüge geschehen, wenn wir uns auch durch das rein natürliche Überlegen Gewißheit verschaffen können: Der Glaube steht auch von der Vernunft her gesehen auf sicherem Fundament.

Die Gottesbeweise sind, vor allem seit Kant, dem Philosophen von Königsberg, Angriffen ausgesetzt worden, über die wir an den kommenden Sonntagen uns noch Gedanken machen werden. Weil diese Angriffe auf manche Menschen einen besonderen Eindruck gemacht haben, ist versucht worden, die Existenz Gottes auf andere Weise zu beweisen. Man geht aus von dem Gemeinschaftsbezug des Menschen. Man sagt: Der Mensch ist auf das Du verwiesen, was ja keine Frage, sondern was selbstverständlich ist. Der Mensch braucht das Du und ist auf das Du angewiesen. Es muß in dem Gemeinschaftsbezug der Menschen eine Begründung, eine Erklärung und eine Sinnerhellung geben. Die ist nur möglich, wenn es ein letztes Du gibt, das wir Gott nennen. Denn nur wenn es ein letztes Du gibt, hat der Mensch eine unverlierbare Würde, die auch in dem bleibt, der versagt. Nur wenn es ein letztes Du gibt, hat die menschliche Gemeinschaft eine feste Sicherung, weil nur dann Gehorsam, Selbstlosigkeit, Hingabe sich verankern lassen.

Man hat auch noch den Weg gewählt über das Gefühl. Man sagt: Wenn man das Gefühl in dem Sinne versteht, daß es eine Intention, also eine bestimmte Hinrichtung in sich schließt, kann man auch auf diesem Wege zu Gott kommen. Der Mensch stammt ja von Gott. Infolgedessen hat er eine Seinsneigung zu Gott. Diese Seinsneigung macht sich auch im Bewußtsein des Menschen geltend. Sie meldet sich dadurch, daß der Mensch nach einem letzten Grunde fragt. Schon das Fragen nach Gott ist ein Hinweis darauf, daß der Mensch von Gott herkommt und daß er auf Gott zugeht. Er begnügt sich nicht mit den vorläufigen Antworten, sondern er sucht nach einer letzten Antwort, nach einem letzten Grunde, nach einem letzten Sinn. Dieses Sich-Auslangen nach Gott, die Naturanlage nach Gott, dieser religiöse Trieb, ist offensichtlich dem Menschen vom Schöpfer in die Seele gelegt. Die Tatsache, daß, wenn die Verkündigung an des Menschen Ohr dringt, er sich ihr, wenn er unverbildet und unverdorben ist, regelmäßig willig erschließt, diese Tatsache zeigt, daß im Menschen schon ein irgendwie geartetes Wissen um Gott ist, daß sein Bewußtsein von seinem Sein - nämlich von seiner Herkunft von Gott - Kunde gibt. Man kann den Menschen nicht erklären, ohne daß man auf Gott verweist. Das Selbstverständnis des Menschen fordert zum Gottesverständnis auf.

Ein letzter, eindrucksvoller Hinweis auf Gott ist die Tatsache, daß die Verweigerung der Anbetung und Unterwerfung unter Gott den Menschen und die Welt zerstört. Wer Gott nicht mehr anerkennt, der gerät in die Orientierungslosigkeit. Kein anderer als Friedrich Nietzsche hat diese Orientierungslosigkeit des gottlosen Menschen in einer ergreifenden Weise und mit erschütternder Hellsichtigkeit beschrieben: *„Wohin ist Gott? Wir haben ihn getötet. Wir alle sind seine Mörder. Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von ihrer Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen! Stürzen wir nicht fortwährend und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr Nacht? Gott ist tot, und wir haben ihn getötet! Ist nicht die Größe dieser Tat zu groß für uns? Müssen wir nicht selbst Götter werden, um ihrer würdig zu erscheinen? Es gab nie eine größere Tat, und wer nur immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war. Dies ungeheure Ereignis ist noch unterwegs und wandert.“*

Diese erschütternden Zeilen von Friedrich Nietzsche zeigen die Orientierungslosigkeit des gottlosen Menschen. Die Gottlosigkeit zerstört den Willen, das Denken und das Gefühl des Menschen. Der gottlose Mensch verfällt der Selbstsucht, der Lüge und dem Haß. Er geht der Geborgenheit verlustig und gerät in eisige Einsamkeit. Der gottlose Mensch verliert den Sinn des Lebens, er wird zum Nihilisten. Er muß angesichts einer letzten Sinnlosigkeit leben. Dabei kann er zwei Versuche machen. Einmal mit zusammengeballter Kraft die Sinnlosigkeit zu bestehen versuchen. Aber er wird erfahren, daß er dabei verkrampft, daß die lebendigen Kräfte sich lähmen, daß die Angst ihn festkrallt. Und selbst wenn er sich durch Betriebsamkeit betäuben will, wirkt sie im Unbewußten weiter und meldet sich als Neurose im bewußten Leben. Er kann auch versuchen, sich neue Werte zu schaffen, neue Taten zu

schreiben. Der Übermensch von Nietzsche versucht das. Er usurpiert die Macht Gottes, schreibt ein neues Sollen, eine neue Wahrheit - und übernimmt sich dabei. Denn nach dem Ausweis der Geschichte wird der Übermensch zum Unmenschen und zum Untermenschen.

Die Gottlosigkeit zerstört auch die Gemeinschaft; denn der Mensch, der nicht von Gott stammt, verliert die Bürgerschaft seiner Würde. Wenn nicht etwas Göttliches in ihm ist, dann ist er eben eine Sache, dann ist er Menschenmaterial, das man gebraucht und verbraucht. Der nicht mehr durch Gottes Gebote gebundene Mensch wird der Selbstsucht und dem Haß ausgeliefert. Er wird zum Raubtier. Diese menschlichen Raubtiere richten das Chaos an. Das Chaos ruft nach dem Diktator; und der Diktator wiederum reizt die Menschen, die Revolution zu bewirken, um ihn zu stürzen. So wächst das Unheil unabsehbar heran.

Die Gottlosigkeit zerstört auch die Welt. Sie zerstört die Erde; denn sie erweckt im Menschen Instinkte der Zerstörung. Der gottlos gewordene Mensch verfährt so mit der Erde, daß sie aufhört, für alle eine Stätte der Wohnung, der Nahrung und der Kleidung zu sein. Die Zerstörung, die der Gottlose anrichtet, ist ein irreversibler Prozeß, ist nicht umkehrbar, so daß die Erde nicht mehr hergibt, was die Menschen zur Nahrung, Wohnung und Kleidung benötigen. Das ist ein eindrucksvoller Hinweis auf die Existenz Gottes. Die Zerstörungen, die der Gottlose an der Welt anrichtet, sind ein erfahrungsmäßiger Hinweis auf die Existenz Gottes. Der durch die Offenbarung sehend gewordene Mensch weiß, warum es so sein muß; denn wer gottlos wird, der gewährt dem Teufel Einlaß in die Welt und in sein Leben. Der Teufel aber ist der Zerstörer der Welt und des Menschen.

Wir wollen, meine lieben Freunde, unseren Glauben an Gott festigen, an den Gott, der mit der Vernunft zu erkennen ist, aber auch an den Gott, den die Offenbarung uns verkündet. Es ist unwahrscheinlich, daß jemals ein Mensch allein aus Vernunftgründen zu Gott gefunden hat. Die Gnade ist ihm wahrscheinlich schon vorher gegeben worden, hat ihn begleitet, hat ihn geführt. Aber deswegen verlieren die Gottesbeweise nicht ihre Bedeutung, ihre unersetzliche Bedeutung. Sie machen uns gewiß, daß dieser Glaube nicht ein sinnloses, nicht ein blindlings gefaßtes Vertrauen auf Gott ist, sondern daß unser Glaube durchlichtet und durchleuchtet ist, daß wir wahrhaft und mit Vernunft an den glauben, der da lebt und herrscht in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (5)

(Über das Erkennen Gottes auch durch die Heiden)

04.09.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Ob wir ihn finden werden?“ Das ist eine Frage, die sich viele Menschen stellen. Ob wir ihn finden werden - nämlich Gott. Sie suchen auf den verschiedensten Wegen, um Gott zu finden. Gott selbst hat eine wunderbare Gottesoffenbarung vor uns hingestellt in der Natur. In der Weltschöpfung hat er sich nicht unbezeugt gelassen. Die klassische Stelle dieser natürlichen Offenbarung steht im Brief des Apostels Paulus an die Römer: „Gottes Zorn wird vom Himmel her offenbar über alle Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, welche die Wahrheit durch ihre Ungerechtigkeit niederhalten. Was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar. Gott selbst hat es ihnen geoffenbart. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen. Deshalb sind sie nicht zu entschuldigen. Denn obwohl sie Gott erkannten, haben sie ihn doch nicht als Gott geehrt noch ihm gedankt, sondern wurden töricht in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Weise meinten sie zu sein und sind Toren geworden. Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bilde von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren. Darum überließ sie Gott den Gelüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber entehrten. Den wahren Gott haben sie mit falschen Götzen vertauscht und die Geschöpfe verehrt und angebetet statt des Schöpfers, der gepriesen sei in Ewigkeit.“

Dieser herrliche Text, meine lieben Freunde, wirft drei Fragen auf, die wir zu beantworten suchen wollen.

1. Mit welchem Recht spricht Paulus davon, daß auch den Heiden, also den Menschen ohne übernatürliche Offenbarung, eine Gotteserkenntnis aus der natürlichen Offenbarung möglich ist?
2. Was ist von Gott durch diese natürliche Offenbarung erkennbar?
3. Warum sind die Gottesleugner unentschuldigbar?

Die erste Frage lautet: Mit welchem Recht spricht Paulus den Menschen ohne übernatürliche Offenbarung die Möglichkeit einer natürlichen Gotteserkenntnis zu? Es ist klar, er verweist auf die Natur. Wenn der Mensch um sich blickt und die Natur betrachtet, dann wird, wenn er guten Willens ist, sein Blick auf den Schöpfer der Natur gelenkt. Die Natur ist ein Buch, und dieses Buch spricht von dem, der es gemacht hat. Die Natur ist ein Werk, und das Werk kündigt von dem Werkmeister, der es hervorgebracht hat. „Jedes Haus wird von irgendeinem errichtet“, schreibt der Hebräerbrief, „der aber alles gebaut hat, der ist Gott.“ Jedes Haus wird von irgendeinem errichtet, der aber alles gebaut hat, der ist Gott. Im Alten Testament bezeugt das Buch der Weisheit: „Seine ewige Macht und Göttlichkeit wird durch Vergleich“ - durch Vergleich, durch Vergleichsschluß - „aus seinen Werken erkannt.“ Dem unverbildeten Sinn, dem wohlmeinenden Herzen ist die Offenbarung Gottes in der Natur ein lebendiges Zeugnis für die Existenz Gottes.

Vor einer Reihe von Jahren ging die beliebte Sendung mit dem Naturwissenschaftler Bernhard Grzimek über die Fernsendeder. Grzimek verstand es, die Menschen zu unterhalten, aber er machte auch manchmal weltanschauliche Bemerkungen. Einmal fiel der Satz: „Ich als Naturwissenschaftler bin natürlich Atheist!“ Damit hatte sich Grzimek dekuviert; denn wenn er in seine Umgebung schaut, wenn er seine Kollegen betrachtet, dann wird er finden, daß die meisten Naturwissenschaftler und daß die größten Naturwissenschaftler fast ausnahmslos gläubig waren. Er kann sich nicht auf seine Naturwissenschaft berufen, wenn er Gott leugnet. Er kann sich auch nicht auf seine Kollegen berufen,

wenn er Gott leugnet, sondern das ist seine persönliche Sache, die zu ergründen uns nicht möglich ist. Ein Aristoteles, gewiß einer der Väter der gesamten abendländischen Kultur, hat den Satz geschrieben: „Obwohl der Unsichtbare den Menschen nicht zugänglich ist, ist er doch von allen erkennbar.“ Lamarck - um ein Beispiel zu erwähnen - Lamarck, der Vorläufer der Evolutionstheorie, sagt: „Man hat die Natur für Gott gehalten. Wie merkwürdig! Man hat die Uhr mit dem Uhrmacher verwechselt, das Werk mit dem Werkmeister.“ Und unser schlesischer Dichter Angelus Silesius hat einmal die schönen Verse verfaßt: „Kein Stäublein ist so klein, kein Tüpflein ist so fein, der Weise siehet Gott ganz herrlich drinnen sein.“ Wahrhaftig, kein Stäublein ist so klein, kein Tüpflein ist so fein, der Weise siehet Gott ganz herrlich drinnen sein. Die Natur ist ein Bilderbuch Gottes.

Die zweite Frage lautet: Was ist denn von Gott zu erkennen aus diesem Buch der Natur? Nun, zuerst seine Existenz. Wenn eine Welt existiert, dann muß auch ein Weltenschöpfer existieren. Das Kausalgesetz ist eben lückenlos, und es ist nicht möglich - wie es Kant versucht hat -, das Kausalgesetz auf diese Erde, auf die Empirie, einzuschränken. Der fragende Verstand, das forschende Gemüt des Menschen fragt auch, warum es überhaupt etwas gibt. Und da nichts aus nichts entstehen kann, muß jemand da sein, der diese Welt ins Leben gerufen hat. Der große Newton, nun wirklich ein bedeutender Naturwissenschaftler, dessen Name immer mit Ehrfurcht genannt werden wird, machte einmal mit einem Freund einen Abendspaziergang. Da bat ihn der Freund um einen kurzen Gottesbeweis. Newton hob den Finger, wies auf den Himmel, wo die Sterne aufgingen. „Da!“ Mehr hat er nicht gesagt. Das war für ihn genug des Gottesbeweises. Sein Dasein ergibt sich nach dem Kausalgesetz aus der Existenz unbelebter und belebter Dinge, die ihre Grundverfassung dahin bestimmt, daß sie nicht aus sich selbst existieren, die ihr Dasein nicht ihrem Sosein verdanken, die nicht sein müssen. Und weil sie nicht sein müssen, deswegen muß einer da sein, der sein muß und sie geschaffen hat.

Man kann zweitens aus der Natur auch Gottes ewige Macht und Göttlichkeit erkennen. Es ist ein immer neuer, ergreifender Gedanke, meine lieben Freunde, sich die Ergebnisse, die soliden Ergebnisse der Astronomie vor Augen zu führen. Was wir mit dem bloßen Auge erkennen, ist ein winziger Ausschnitt des Weltalls. Was uns die großen Fernrohre auf dem Mount Palomar oder anderswo zeigen, das ist ein noch viel gewaltigerer Ausschnitt aus dem Weltall. Aber auch das ist nur eine Winzigkeit von dem, was existiert. Und das alles soll aus sich selbst entstanden sein? Muß nicht eine Kraft von unendlichen Ausmaßen dieses alles ins Leben gerufen haben? Wahrhaftig, aus der Natur, aus den Naturgesetzen, aus der Fülle der Naturerscheinungen ergibt sich die ewige Macht Gottes. Und auch seine Vollkommenheit. Diese Gesetze sind nämlich von einer verblüffenden Präzision. Sie vermögen uns zur Anbetung zu führen. Der Gesetzgeber, der diese Gesetze ersonnen hat - ich sagte schon, Pascal nennt ihn einen „mathematischen Verstand“ -, der muß eine Intelligenz von überwältigender Kraft besitzen. Seine ewige Macht und Göttlichkeit wird aus der Schöpfung erkannt.

Warum aber, drittens, nennt Paulus diejenigen, die Gott nicht finden, unentschuldigbar? Der erste Grund liegt darin, daß sie die Wahrheit niederhalten. Also bewußter Kampf gegen die Wahrheit, bewußtes Sich-Versagen gegenüber dem Eindringen der Wahrheit. Es gibt nicht nur ein schuldloses Irren, es gibt auch ein schuldhaftes Irren! Wer sich mit dieser Welt begnügt, wer lediglich ein Kaninchenglück auf dieser Erde sucht, wer nicht weiterfragt, wer nicht nach dem letzten Grund und Sinn Ausschau hält, dem ist es tatsächlich möglich, daß er zu Gott nicht findet. Und ich meine, das ist auch der Grund, warum es in der ehemaligen DDR so viele angebliche oder wirkliche Atheisten gibt. Diese Menschen sind von der damaligen Obrigkeit zu einem bewußten Sich-Begnügen mit den irdischen Realitäten erzogen worden. Sie sollten zufrieden sein, wenn sie Arbeit haben, ihre Vergnügungen und ihre Urlaube im Ferienheim an der Ostsee. Darüber hinaus zu denken, war ihnen nicht gestattet. Und wenn man die Frage stellte: Ja, wie ist denn das alles gekommen, wie ist das alles entstanden?, da wurde diese Frage abgeschnitten: Das ist ein Rätsel, das wissen wir nicht, und weiterzufragen war verboten. Es gibt also tatsächlich einen bewußten, einen zielbewußten Kampf gegen die Wahrheit, einen fanatischen Kampf gegen Gottes Existenz. Der Grund dafür ist hauptsächlich in Folgendem gelegen.

Der Mensch will nicht durch Gott gebunden sein. Wenn eine transzendente Macht in sein Leben eingreift, dann kann er nicht tun, was er will, dann ist ihm nicht alles erlaubt, dann muß er sich fügen, dann muß er sich beugen. Und das ist sicher das geheime Motiv, weswegen die Menschen die Wahrheit niederhalten.

Sie sind unentschuldig, zweitens, weil sie sich selber Götter geschaffen haben und in sittliche Laster verfallen sind. Der Mensch ist zur Anbetung geschaffen, weil er von Gott herkommt. Er hat jetzt die Wahl. Entweder er betet den wahren Gott an, oder er betet einen selbstgemachten Gott an. Die Menschen der heutigen Zeit sind nicht mehr so töricht, daß sie ein gegossenes oder geschnitztes Bild anbeten. Sie machen sich ein gedachtes Bild. Sie bilden Gott nach ihren Vorstellungen. Sie schaffen sich einen Gott, der ein harmloses, beruhigendes Wesen ist, dem alle die Züge der Gerechtigkeit, der Heiligkeit, des Zornes, die wir aus der Offenbarung kennen, fehlen. Sie machen sich ein gedachtes Bild von Gott. Oder sie schaffen sich Ersatzgötter. Ich erinnere mich: In den fünf Jahren, in denen ich in der DDR tätig war, hatte ich in meiner Jugendgruppe einen lebenswürdigen jungen Mann. Er war zunächst eifrig in der Jugend, aber dann ließ er nach. Ich fragte ihn, warum er wegbleibe. Er druckte herum; er war dem Kanusport ergeben und bald ganz verfallen. Wenn er am Sonntag zum Gottesdienst gehen sollte, dann ging er zum Kanufahren. Er hatte gewissermaßen das sportliche Erlebnis zu seinem Götzen gemacht. Er betete nicht mehr in unserer Pfarrkirche den wahren Gott an, sondern er huldigte dem Gott des Sportes. Und so gibt es viele andere Ersatzgötter. Für manche Menschen ist die Macht der Götze, andere huldigen der Geschlechtlichkeit oder der Gaumenlust, dem Reisen, den Urlauben. Das sind moderne Götter! Wer etwas so verehrt wie man nur Gott verehren kann, der ist ein Götzendiener, und Götzendiener dieser Art gibt es in großer Menge, auch und gerade in heutiger Zeit.

Die Folgen der Vertauschung des wahren Gottes mit Götzen erscheinen sehr bald. Sie zeigen sich einmal darin, daß der Mensch die Garantie seiner Würde verliert. Wenn Gott nicht mehr für den Menschen einsteht, wenn der Mensch nicht mehr nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, dann verliert er seine Würde. Da kann man zehnmal in das Grundgesetz hineinschreiben „Die Menschenwürde ist unantastbar“. Man weiß ja gar nicht, was Menschenwürde ist, wenn man sie nicht von Gott herleitet. Außerdem verführen die falschen Götter zu sittlichen Lastern. Sie gestatten dem Menschen nämlich alles das, was er gern tun möchte. Paulus hat diese Laster im Römerbrief aufgezählt: „Weil sie Gott vertauscht haben“, sagt er, „mit Götzen, darum überließ sie Gott schändlichen Leidenschaften. Ihre Weiber vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen. Ebenso verließen auch die Männer den natürlichen Umgang mit der Frau und entbrannten in wilder Gier gegeneinander. Männer verübten Schamloses aneinander und empfingen den gebührenden Lohn für ihre Verirrung an sich selbst. Weil sie die Gotteserkenntnis verwarfen, überließ sie Gott ihrer verworfenen Gesinnung, so daß sie taten, was nicht recht ist. Sie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Unzucht, Habsucht, Schlechtigkeit, Neid, Mord, Hader, Arglist, Tücke. Sie sind Ohrenbläser, Verleumder, Gottesfeinde, Spötter, Stolze, Prahler, Erfinder von Bösem, widerspenstig gegen Eltern, unvernünftig, ungeordnet, ohne Liebe, ohne Treue, ohne Erbarmen.“ Diese erschütternde Aufzählung, die für unsere Zeit geschrieben zu sein scheint, zeigt, wohin der Mensch kommt, wenn er von der Erkenntnis des wahren Gottes läßt und sich falschen Göttern zuwendet. Wahrhaftig, sie sind unentschuldig. Sie hätten Gott erkennen können, aber sie haben ihn nicht erkannt, sondern haben sich falschen Göttern zugewendet. Sie haben die Bürgschaft ihrer Würde verloren und sich schändlichen Leidenschaften ergeben. Der Abfall von Gott, meine lieben Freunde, ist immer der Zerfall.

Wir müssen uns hüten, daß wir die Gotteserkenntnis, die wir erworben haben, verlieren. Leidenschaft, Versinken in der Sünde, Eigenherrlichkeit vermögen die Gotteserkenntnis zu verdunkeln und unter Umständen zu zerstören. Wir wollen unser Auge blank halten, damit wir Gott erkennen. Auf dem Friedhof in Budenheim ist das Grab eines Priesters. Auf dem Grabstein steht eine ergreifende Inschrift: „Was willst du, daß ich dir tun soll?“ Ein Wort des Heilandes an seinen Diener. Da kommt die Antwort: „Meister, daß ich sehend werde.“ Wahrhaftig, das ist eine Gebetsbitte, die aus unserem Herzen nicht mehr weichen soll. Mach, daß ich sehend werde, daß ich deine Existenz begreife und festhalte, daß ich deine ewige Macht und dein göttliches Wesen immer bejahe, daß ich von dir nicht lasse, bis ich einmal für immer mit dir vereint werde.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wunden am mystischen Leib Christi

09.10.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Eine der ergreifendsten Andachten unseres katholischen Glaubens ist die Verehrung der heiligen fünf Wunden. Die Soldaten, die den Herrn ans Kreuz nagelten, haben ihm die Hände und die Füße durchbohrt. Das sind vier Wunden, die sie ihm geschlagen haben. Der Soldat, der sein Herz durchstieß, brachte ihm die fünfte Wunde bei. So sind es die heiligen fünf Wunden, die wir verehren. Wir verehren sie, weil wir darin den Preis unserer Erlösung erkennen. „Durch seine Wunden sind wir geheilt.“ Er trug unsere Schmerzen; um unserer Missetaten willen lag die Strafe auf ihm. Durch seine Wunden wurden wir geheilt.

Die Verehrung der heiligen fünf Wunden hat sich in vielen Gebeten und Andachten der Kirche niedergeschlagen. Im Abendgebet „Bevor ich mich zur Ruh' begeb',“ heißt es ja am Schluß: „In deine Wunden schließ' mich ein, dann schlaf' ich ruhig, keusch und rein.“ Nach der heiligen Kommunion beten wir ja gern das Gebet „Seele Christi, heilige mich!“ Da heißt es: „*In tua vulnera absconde me*“ - verbirg in deine Wunden mich. Warum denn verbergen? Ja, damit die Gefahren, damit die Bedrohungen gegen uns nicht ankönnen; gegen sie wollen wir geborgen und verborgen sein in den Wunden unseres Herrn. In meiner Heimat singt das gläubige Volk ein ergreifendes Lied. Das beginnt so: „Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Hände Mal.“ Auch hier Verehrung der heiligen fünf Wunden. Besonders, wenn es heißt, Abschied zu nehmen von einem Menschen, beten wir gern die Andacht von den heiligen fünf Wunden. Noch vor dreißig, vierzig Jahren war bei fast allen Begräbnissen zu hören: „Durch die heilige Wunde deiner rechten Hand, erbarme dich seiner“ oder „ihrer“, je nachdem, ob es ein Mann war oder eine Frau, die man zu Grabe trug.

Die Verehrung der heiligen fünf Wunden geht auf den realen Leib Christi, also auf jenen Leib, den er von der Jungfrau Maria empfangen hat, mit dem er durch Galiläa und Judäa gewandert ist, den er ans Kreuz getragen hat und der in verklärter Weise im Himmel lebt. Aber Christus hat auch einen mystischen Leib. Sein mystischer, sein geheimnisvoller Leib, mit dem er sich gleichsam ausweitet, ist die Kirche. Und dieser mystische Leib trägt auch Wunden, und es sind Wunden, die ihm die eigenen Angehörigen geschlagen haben. Es sind vor allem fünf Wunden, an denen der mystische Leib Christi krankt. Der Herr wollte, daß seine Kirche, daß sein mystischer Leib im Glauben eins sei. Er ist ja gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, und alle sollten die Wahrheit annehmen und in der Wahrheit verbleiben, von der Wahrheit künden. Der mystische Leib Christi ist, wie wir alle wissen, nicht mehr eins in der Wahrheit. Die Wahrheit unserer Kirche hat an vielen Stellen Schaden gelitten. Das ist eine, vielleicht die schlimmste Wunde am mystischen Leibe Christi, daß die Wahrheit nicht mehr den obersten Rang besitzt, daß Falschlehrer aufgetreten sind bis in hohe Ränge hinein und die Wahrheit verdunkeln, das Volk irreführen, ja teilweise aufhetzen gegen die Wahrheit und die Verkündiger der Wahrheit.

Die zweite Wunde am Leibe Christi ist die Verdunkelung der Sittenlehre. Der Herr ist doch gekommen, damit alle den Willen Gottes erfüllen. Das war ja sein Ziel, und er hat es in einer vorbildlichen Weise bewährt. „Es ist meine Speise“, sagt er, „den Willen des Vaters zu tun“, und es sollte die Speise aller sein, die sich zu ihm bekennen, daß sie in der Sittenlehre, die Gott durch seine Kirche unfehlbar verkündet, stehen. Aber auch hier wissen wir alle, daß diese Sittenlehre angefochten ist, daß Falschlehrer aufgestanden sind. Vor wenigen Monaten erst hat der Heilige Vater in seiner großen Enzyklika „*Veritatis splendor*“ (Der Glanz der Wahrheit) die katholische Sittenlehre und ihre Prinzipien

lichthell und über allen Zweifel erhaben dargestellt. Es haben sich 16 katholische, sogenannte katholische Moraltheologen zusammengetan, um diese Enzyklika und damit die Lehre der Kirche zu zerfetzen. Das ist die zweite Wunde der Kirche, die zweite Wunde am mystischen Leibe Christi.

Der Herr wollte, daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet wird. Es sollte ein reiner, ein heiliger Gottesdienst sein, nicht ein äußerlicher und veräußerlichter, sondern ein inniger, aus der Seele, aus den Tiefen der Seele kommender. Wir alle wissen, an wie vielen Stellen unserer Kirche der Gottesdienst verschandelt, verderbt und verunstaltet wird. Den neuesten Gag hat sich einer in Norddeutschland geleistet. Er läßt die Wandlungsworte von den Leuten mitsprechen. Die Wandlungsworte, die der Priester in der Vollmacht Christi und in der Stellvertretung Christi allein wirksam aussprechen darf, werden in dieser Pfarrei von sogenannten „Konzelebrantinnen“ mitgesprochen. Eine weitere Wunde am mystischen Leibe Christi, die Verunstaltung der Gottesverehrung.

Der Herr hat zur Nachfolge aufgerufen. In besonderer Weise sind in seine Nachfolge gerufen die Ordensleute. Sie sollen arm, keusch und gehorsam leben. Die Älteren von uns wissen, daß die Orden einstmals eine Zierde unserer Kirche waren. Wenn die Kirche in der Welt angesehen war - und sie war angesehen -, dann war sie es nicht zum geringsten Teile wegen der Wirksamkeit unserer Ordensleute, der Männerorden, der Frauenorden - vor allem der Frauenorden, die in Krankenhäusern, in Altersheimen und in Kindertagesstätten ihre Liebe verströmten an die ihnen Anvertrauten. Das Ordensleben unserer Kirche liegt darnieder, meine lieben Freunde. Jeder Brief, den ich von Ordensangehörigen erhalte, bezeugt mir aufs neue, wie weit das Ordensleben krank geworden ist. Als ich jetzt nach Hause kam, lag der Brief einer mir bekannten Ordensschwester vor: „Während ich in die Abendmesse gehe, gehen die anderen vor den Fernseher.“ In einem österreichischen Stift, das einstmals eine Zierde unserer Kirche war, sind, wie mir ein zuverlässiger Gewährsmann versicherte, die Mönche nirgends lieber als außerhalb des Klosters. Sie, die sich also dem klösterlichen Dienst und der klösterlichen Einsamkeit gewidmet haben, rennen, fliehen aus dem Kloster, um in der Welt ein vermeintliches Glück zu finden. Das sind nur wenige Beispiele, die sich beliebig vermehren lassen. Aber das ist eine der Wunden am mystischen Leibe Christi.

Was soll ich schließlich sagen vom Priestertum? Der Herr hat die Priester zu seinen Stellvertretern gemacht. Sie sollten sein Erlösungswerk weitertragen. „Nicht mehr Knechte nenne ich euch, sondern Freunde.“ Er hat ihnen einzigartige Vollmachten gegeben, vor allem jene, täglich das heilige Meßopfer feiern zu können und Menschen von der Sünde befreien zu dürfen. Welches Glück, meine Freunde, welches Glück, über solche Vollmachten zu verfügen! Aber auch hier wissen Sie, daß das Priestertum darniederliegt. Ich rede nicht von den 80.000 oder 100.000 Priestern, die ausgeschieden sind, die ihren Beruf verlassen haben. Ich rede von denen, die dabeigeblichen sind. Unter denen sind viele, viele, die ihrer priesterlichen Berufung nicht nachkommen, die mehr schlecht als recht ihren Dienst versehen, die sich mit anderen Dingen statt mit der Not der Seelen beschäftigen, die in unguter Weise ihre Verkündigung verrichten, die Gläubigen aufbringen gegen die kirchliche Autorität, falsche Lehren verbreiten, die Kinder verführen. Das ist vielleicht eine der schlimmsten Wunden unserer Kirche.

Was macht man, meine lieben Freunde, wenn eine Mutter krank ist? Man pflegt sie. Man verdoppelt seine Liebe. Man verläßt sie nicht. Und so müssen wir es tun mit dem mystischen Leibe Christi, mit unserer Mutter, der Kirche. Ihre Wunden, die wir nur allzu gut kennen, dürfen unsere Liebe nicht vermindern, sondern müssen sie vermehren. Wir müssen uns bemühen, daß wir nicht zu denen gehören, die ihr neue Wunden zufügen, daß unser Leben ein Beispiel der Treue und der Hingabe an den Willen Gottes sei, daß unsere Gottesverehrung rein und ehrfürchtig sei, daß wir auf diese Weise unsere heilige Mutter trösten, trösten durch unsere Liebe, durch unsere Treue, durch all unsere Bemühungen im Dienste der heiligen Religion.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (6)

(Über das Wissen von Gott bei allen Menschen)

16.10.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor geraumer Zeit unterhielt ich mich mit einer Dame aus Budenheim, die in jungen Jahren ihren Gatten durch Tod verloren hatte. In ihrem Hause lebte der Schwiegervater, und dieser Mann machte ihr unsittliche Anträge. Ihr Kommentar zu diesem Verhalten war: „Ohne Gott und ohne Gebot.“ Sie wollte damit aussagen: Der Schwiegervater war ungläubig und gleichzeitig unsittlich.

Dieser Zusammenhang ist häufig. Mit dem Gottesglauben fällt oft, ja meistens auch die Sittlichkeit dahin. Weil wir von der unersetzlichen Bedeutung des Glaubens an Gott überzeugt sind und uns in dieser Überzeugung festigen wollen, deswegen befassen wir uns seit geraumer Zeit mit der Existenz Gottes. Wir haben gesehen, daß Gott sich kundgetan hat in der Offenbarung an sein auserwähltes Volk und vor allem durch die Offenbarung in Jesus Christus, seinem eingeborenen Sohn. Aber Gott hat sich auch denen, die nicht im Lichtkreis der Offenbarung stehen, nicht unbezeugt gelassen. Es gibt auch ein Gotteswissen in Heidenherzen. Das soll der Gegenstand unserer heutigen Überlegung sein - Gotteswissen in Heidenherzen. Wir wollen unseren Gegenstand in vier Punkte zerlegen und fragen

1. nach der Tatsache dieses Gotteswissens,
2. nach dem Inhalt,
3. nach der Herkunft und
4. nach der Bedeutung.

Erstens, die Tatsache dieses Gotteswissens ist uns bezeugt. Schon die ersten Christen haben in ihren Auseinandersetzungen mit den Heiden festgestellt, daß bei den Heiden ein irgendwie geartetes religiöses Stammkapital vorhanden ist, oft verschüttet, oft verunstaltet, aber es ist da. Der Kirchenschriftsteller Tertullian sprach von dem Zeugnis der Seele, die von Natur aus christlich ist. Er wollte damit sagen, es gibt in jedem Menschen ein irgendwie geartetes Wissen um Gott. Seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist diese Überzeugung vom Gotteswissen in den Heidenherzen in überraschender Weise bestätigt worden durch wissenschaftliche Forschungen, ethnologische Untersuchungen, die man bei kleinen, primitiv gebliebenen Völkern vorgenommen hat, die scheu und verborgen irgendwo am Rande der Erde leben und deswegen unbeeinflusst sind von der Kulturentwicklung. Es sind das beispielsweise die Ainus in Japan, die Mundas in Indien, Zwergvölker Innerafrikas, Stämme in Australien, in Süd- und Nordamerika. Und was stellt man bei diesen Völkern fest? Ein überragend reines Gotteswissen, reine Gottesverehrung und reine Sittlichkeit. Sie haben das, was ihnen wohl am Anfang der Menschheitsgeschichte von Gott geschenkt worden ist, in einer erstaunlich reinen Weise bewahrt. Es erfüllt sich in ihnen das, was der Heide Cicero einmal gesagt hat: „Je näher die Völker der Vorzeit Gott und ihrem göttlichen Ursprung standen, um so klarer erkannten sie die Wahrheit.“

Welches ist nun zweitens der Inhalt dieses Gotteswissens? Diese Restvölker, die man entdeckt und erforscht hat, haben einen klaren Monotheismus, also einen Ein-Gott-Glauben. Sie sind überzeugt davon, daß Gott der Schöpfer und Erhalter alles Lebens ist und daß er gleichzeitig Richter und Vergelter ist. Ist das nicht erstaunlich, meine lieben Freunde? Denn was hier als Grundinhalt des Gotteswissens der Heidenvölker erforscht wurde, das ist genau das, was der Hebräerbrief angibt, um die Erfordernisse zu bezeichnen, die notwendig sind, um zu Gott zu kommen. „Wer zu Gott kommen will“, sagt der Hebräerbrief, „muß glauben, daß er ist und denen, die ihn suchen, Vergelter wird.“

Eben dieses Gotteswissen zeigt sich bei den aus der Urzeit primitiv, unverändert, urtümlich gebliebenen Stämmen der Erde. Darüber hinaus zeigen diese Stämme auch eine Gottesverehrung. Sie beten. Sie beten zum Himmelvater und Ernährer. Ein Forscher schreibt: „Ich habe nie erlebt, daß jemand von diesen Heiden sich zur Mahlzeit niederläßt, ohne vorher zu beten.“ Sie üben das Opfer. Von ihren Jagdergebnissen bringen sie das beste oder das erste Gott dar. Und sie halten den Namen Gottes heilig. Sie haben auch eine hochstehende Sittlichkeit und wissen, daß Gott den, der seinen Willen übertritt, straft. Wir dürfen mit Hieronymus und Augustinus die Allgemeinheit der Überzeugung von einem persönlichen, überweltlichen Gott als eine bewiesene Tatsache ansehen. Hieronymus bemerkt: „Es gibt keine Völker, die nicht Gott als ihren Schöpfer erkennen.“ Und Augustinus schreibt: „Ausgenommen einige wenige, in denen die Natur zu verdorben ist, erkennt das ganze Menschengeschlecht Gott als den Urheber der Welt.“ Das ist also der Inhalt dieses Gotteswissens. Gott, der Schöpfer, der Erhalter, der Richter, den man verehrt durch Gebet und Opfer und dessen Willen man im sittlichen Handeln nachkommen muß.

Die dritte Frage lautet: Woher kommt dieses Gotteswissen in Heidenherzen? Was ist seine Herkunft? Die Antwort muß lauten: Gott ist von Anfang an mit der Menschheit gegangen. Er hat der Menschheit das Licht gegeben - wir nennen es Gnade -, um Gott zu erkennen, um Gott zu finden und um Gott zu verehren. Es ist ganz falsch, wenn behauptet wird, der Ein-Gott-Glaube stehe am Ende der Entwicklung. Er steht am Anfang. Es ist nicht so, meine lieben Freunde, als ob sich der Ein-Gott-Glaube entwickelt hätte über dumpfe Anfänge, Furcht, Zauberglaube, Seelenglaube, über den Viel-Götter-Glauben und dann erst in einer hohen Stufe sich zum Ein-Gott-Glauben erhoben habe, sondern es ist genau umgekehrt. Der Ein-Gott-Glaube steht am Anfang. Aber dann kommt der große Abfall. Nach dem Fall des Menschen kommt es auch zum Abfall vom einen Gott. Die Menschen schaffen sich Götter nach ihren Gelüsten und nach ihrem Belieben, ein Absinken des Gottesglaubens und der Gottesverehrung und der Sittlichkeit setzt ein. Gott ist von Anfang an mit der Menschheit gegangen. Er hat einem jeden Menschen die hinreichende Gnade gegeben, und er gibt sie auch heute noch, um Gott zu finden, um Gott zu verehren, um Gottes Willen zu tun. Der Apostel Paulus hat diese Wahrheit mehrfach ausgesprochen. In Lystra hat er seinen Zuhörern gesagt: „Gott hat sich nicht unbezeugt gelassen als Wohltäter, da er vom Himmel her Regen spendet und fruchtbare Zeiten und eure Herzen mit Speise und Wonne erfüllt.“ Das will sagen: Man konnte aus den Gaben, welche die Erde den Menschen schenkt, man konnte aus dem Wechsel der Jahreszeiten den Schöpfer erschließen. Und in Athen hat er sich noch weit ausführlicher über dieses Thema geäußert. Da spricht er nämlich davon, daß der Mensch imstande ist, aus der Schöpfung, aus der Geschichte und aus seinen persönlichen Erfahrungen Gott zu erkennen. Aus der Schöpfung: „Gott, der die Welt gemacht hat und alles, was in ihr ist, er, der Herr des Himmels und der Erde, er gibt allem Leben und Odem und alles.“ Er ist der Schöpfer, und man kann aus seiner Schöpfung ihn erschließen. „Er hat auch bewirkt, daß von einem einzigen her alle Völker der Menschen über die gesamte Oberfläche der Erde hin wohnen. Er hat bestimmte Zeiten und Grenzen ihres Aufenthaltes festgesetzt. Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn herausfühlen und finden möchten.“ In der Geschichte war Gott wirksam. In den Ereignissen und Geschehnissen der Geschichte, die dem Ungläubigen so wirr und konfus erscheinen, ist für den Sehenden Gott am Werk. Und schließlich im personalen Bereich: „Er ist nicht fern einem jeden von uns, denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ Man kann, wenn man in sich selbst hineinhört, wenn man die Stimme des Gewissens vernimmt, den Geber der Gesetze, den Geber der sittlichen Gesetze, erahnen. Die Herkunft des Gotteswissens ist also so zu erklären, daß Gott sich nicht unbezeugt gelassen hat, sondern durch seine hinreichende Gnade einem jeden die Möglichkeit gegeben hat und gibt, ihn zu erkennen und zu finden.

Und schließlich das letzte: Welches ist die Bedeutung dieses Befundes, den ich in aller Kürze vor Ihnen ausgebreitet habe? Erstens: Wir dürfen uns als die glücklichen Ahnen jener Menschen ansehen, die von Anfang an und ohne Irrtum und Zweifel an der Existenz Gottes festgehalten haben. Die gesamte Menschheit, soweit sie nicht verdorben ist, ist vom Dasein des Schöpfers, Erhalters, Richters und Lenkers dieser Erde überzeugt.

Zweitens: Gott ist auch heute durch Überlegungen von denen, die guten Willens sind, zu finden. Er läßt sich erkennen, wenn jemand nur den Willen hat, sich ihm zu nahen. Wer zu Gott kommen

will, muß glauben, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, Vergelter wird. Diese Wahrheit zu erkennen ist jedem nicht verdorbenen Menschen möglich. Wir wollen nicht hinter denen zurückbleiben, die ohne Offenbarung zu Gott gefunden haben. In der Zeit vor Christus hat einmal ein griechischer Geschichtsschreiber, Plutarch, die Worte geschrieben: „Du kannst Städte sehen ohne Mauern, ohne Gesetze, ohne Münzen, ohne Schrift, aber ein Volk ohne Gott, ohne Gebet, ohne religiöse Übungen und Opfer hat noch keiner gesehen.“ So war es in der Urzeit. Heute, nachdem 2000 Jahre das Licht in der Welt ist, scheint es Ortschaften, scheint es Städte, scheint es Länder zu geben, in denen Gott nicht die gebührende Stelle eingeräumt wird, in denen das Licht der Wahrheit verdunkelt wird und die Offenbarung zunichte gemacht wird.

Wir wollen, meine lieben Freunde, unserer Sendung als Zeugen des Lichtes eingedenk sein. Wir wollen unseren Glauben, unsere Überzeugung von der Existenz Gottes festigen und wollen mit ihr nicht hinterm Berge halten, wollen sie bekennen, schlicht, demütig, aber auch fest, tapfer und bewußt, damit wir gleich werden dem, der gekommen war, Zeugnis zu geben vom Lichte, Johannes dem Täufer.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (7)

(Über das Gewissen als Beweis für die Existenz Gottes)

23.10.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Ein Missionar in Indien fragte einmal einen alten Heiden: „Wenn euch jemand das Geld wegnimmt, ist das eine Sünde?“ „Ja“, gab der Heide zur Antwort. „Wenn einer einen anderen umbringt, ist das auch eine Sünde?“ „Ja selbstverständlich“, entgegnete der Heide. So ging der Priester die meisten Gebote mit ihm durch, und schließlich sagte er zu dem Heiden: „Ja, woher wißt ihr denn, daß das eine Sünde ist?“ „Gott hat es uns gesagt.“ „Aber Gott hat doch nicht zu euch gesprochen.“ Da verwies der Mann auf seine Brust und sagte: „Da drin! Da drin!“ Er verwies damit auf die Stimme seines Gewissens.

Es ist heute meine Absicht, vom Gewissen als einem Gottesbeweis zu sprechen. Wir müssen zunächst wissen, was das Gewissen ist. Wir unterscheiden die Gewissensanlage und den Gewissensspruch. Die Gewissensanlage ist die Fähigkeit und Leichtigkeit, die Grundsätze der Sittlichkeit zu erkennen. Der Gewissensspruch ist ein Urteil der praktischen Vernunft über die Sittlichkeit, also die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit, des jeweiligen Handelns. Gewissensanlage - Gewissensspruch.

Von dem Gewissen sagt nun der Apostel Paulus, daß es auf Gott zurückgeht. Er sagt es im Römerbrief gegenüber den Juden. Die Juden waren stolz auf ihr geoffenbartes Gesetz und verachteten die anderen, die dieses Gesetz nicht besaßen. Gegenüber diesem Stolz der Juden verweist der Apostel auf das natürliche Sittengesetz, das dem Menschen offenbar wird durch sein Gewissen. „Wenn nämlich die Heiden, die das alttestamentliche Gesetz nicht haben, von Natur aus die Vorschriften des Gesetzes erfüllen, so sind sie, die das alttestamentliche Gesetz nicht haben, sich selbst Gesetz. Sie zeigen damit, daß der Inhalt des alttestamentlichen Gesetzes in ihre Herzen geschrieben ist, indem ihnen ihr Gewissen Zeugnis gibt und untereinander die Gedanken sich anklagen oder verteidigen an dem Tage, da Gott richten wird das Verborgene des Menschen nach meiner Heilsverkündigung durch Jesus Christus.“

Die Heiden vermögen das Sittengesetz zu erkennen, weil sie ein Organ haben, um es zu erkennen. Und dieses Organ nennt man Gewissen. Das Gewissen ist nicht das Gesetz, sondern das Gewissen ist die Empfangsstelle für das Gesetz. Man kann das Gewissen mit einem Radio, mit einem Rundfunkempfänger, vergleichen. Der Rundfunkempfänger erzeugt nicht die Geräusche, er nimmt sie auf. Er reagiert nur auf das, was der Sender, der in Frankfurt oder in Baden-Baden steht, ihm zuträgt.

Das Gewissen nun als Beweis für Gott. Wir wollen drei Sätze aufstellen, um uns diese Wahrheit vor Augen zu führen, nämlich erstens: Es gibt ein Sittengesetz, das die Heiden, die das alttestamentliche Gesetz nicht haben, durch ihr Gewissen erkennen. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern regt sich eine Stimme in der Brust der Menschen, die sagt: „Tu das! Tu das nicht!“ Eine Stimme, die befiehlt, nicht schmeichelt; eine Stimme, die fordert und nicht bittet; eine Stimme, die unbedingt ist und sich nichts abmarkten läßt.

Die Sagas, die uralten heidnischen Berichte aus den skandinavischen Ländern, wissen von der Existenz und vom Wirken des Gewissens zu erzählen. Eine Saga berichtet, wie ein Ehepaar einen Mordbrand durchführte. Dieses Ehepaar hat die Nachbarn ermordet, das Haus angezündet und so die Spuren seiner Tat vertuscht und noch dazu den Verdacht auf einen nahen Verwandten gelenkt. Nichts kam heraus, alles blieb verborgen. Das Thing, das zusammentrat, verurteilte den Unschuldigen zum Tode. Er wurde gebunden auf ein Boot gesetzt und in das Meer hinaus entlassen. Es vergingen viele

Jahre. Aber eines Tages trat Sigrid, die Frau, vor den Mann hin und sagte: „Ich kann es nicht mehr tragen. Du weißt, was zwischen uns ist. Ich kann es nicht mehr tragen! Ich habe gehört, daß in England eine Lehre ist von einem weisen Christ, der allen vergibt, die reuig zu ihm kommen und seinen Glauben annehmen. Ich will hinüberfahren nach England und zu diesem weisen Christ gehen und mich von ihm von meiner Schuld befreien lassen.“ Sigrid tat, wie sie angekündigt hatte, und sie kam befriedet, mit einem befriedeten Gewissen, aus England zurück.

Wahrhaftig, meine Freunde, es gibt ein Gesetz, ein Sittengesetz, das auch die Heiden, die die alttestamentliche Offenbarung nicht haben, erkennen können mit der Kraft ihres Gewissens.

Der zweite Satz lautet: Dieses Sittengesetz, das durch das Gewissen offenbar wird, ist ein Beweis für Gottes Existenz. Denn dieses Sittengesetz, das uns das Gewissen vor Augen stellt, ist im Inhalt identisch mit dem alttestamentlichen Gesetz. Die Gebote des natürlichen Sittengesetzes sind keine anderen als die des Dekalogs, des Zehn-Gebote-Gesetzes vom Sinai. Das Sittengesetz, das uns durch das Gewissen nahegebracht wird, verlangt nach einem Gesetzgeber. Wo ein Gesetz ist, muß ein Gesetzgeber sein. Wo eine Schrift ist, muß ein Schreiber sein. Dieses durch das Gewissen erkannte Sittengesetz weist also auf den Gesetzgeber, auf den obersten, souveränen Gesetzgeber, hin, denn es ist unbedingt, läßt sich nichts abmarkten. Es fordert, und es schmeichelt nicht, es gebietet, und es bittet nicht. Dieses Gesetz, das uns im Gewissen offenbar wird, deutet auf die Existenz Gottes hin, der es in unser Herz geschrieben hat. „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich; zeigt uns, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ Niemand kann sagen, er habe Gott gesehen, aber auch keiner, er habe ihn nicht erfahren! Erfahren in dem Spruch seines Gewissens.

Und schließlich der dritte Satz: Dieses Sittengesetz, das uns im Gewissen offenbar wird, zeigt uns Gott als den Heiligen und Gerechten. Aus der Natur erkennen wir Gott als den Mächtigen, als den Allmächtigen, als den Schöpfer, als den Herrn. Aber das Gewissen sagt uns noch mehr über Gott. Es sagt uns, daß Gott ein heiliger und gerechter Schöpfer ist. Denn das Sittengesetz, das uns im Gewissen nahegebracht wird, wehrt allem Bösen und gebietet alles Gute. Das Gesetz sagt etwas aus über den Gesetzgeber. Aus dem Gesetz kann man ablesen, wie ein Gesetzgeber ist und wie er denkt. Und da das Sittengesetz, das uns im Gewissen offenbar wird, nur Heiliges und Gerechtes gebietet, muß der Gesetzgeber heilig und gerecht sein. Er verabscheut das Böse und liebt das Gute. „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich; zeigt uns, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Nun kommen aber die Einwände. Wir wissen, meine lieben Freunde, daß das Gewissen verbildet werden kann. Einflüsse von außen, Verführung, falsche Lehren, der Druck aus dem Inneren, Scham, Prestige, Angst, Leidenschaften, Laster können das Gewissen und damit das Gesetz, das das Gewissen heranträgt, verkehren, verunstalten, verbilden. Der Mensch ist eben häufig hin- und hergerissen zwischen Pflicht und Nutzen, und wenn er meint, daß der Nutzen ihm mehr einbringt als die Pflicht, dann neigt er sich leicht dem Nutzen zu, gegen die Stimme seines Gewissens, und bringt die Stimme in der eigenen Brust zum Schweigen.

Soeben haben wir ein erschütterndes Beispiel dieser Verkehrung erlebt, als die drei Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz Kommunionunwürdige zur Kommunion zulassen wollen. Ein solches Gewissen solle man „respektieren“. Ein solches Gewissen muß man aufklären! Ein solches Gewissen muß man zur Wahrheit führen und nicht respektieren! Eine derartige Aufforderung ist eine Verkehrung der gesamten katholischen Lehre! Und andere haben sich ihnen angeschlossen, der Speyerer Bischof, der Trierer Bischof, der Limburger Bischof. Ja, was ist denn eigentlich los in unserer Kirche?

Und wiederum, meine lieben Freunde, hat der Heilige Vater das Wort ergriffen, die Stimme Petri ist laut geworden, die Stimme der Wahrheit, die Stimme der Lehre, die Stimme Christi, und hat die Bischöfe in die Schranken verwiesen. Gott sei gedankt! Gott sei gedankt für diesen Papst! Nein, meine lieben Freunde, das Gewissen muß gebildet werden, aber nicht verbildet. Das Gewissen muß die Stimme der Wahrheit sein und nicht der Unwahrheit. Das Gewissen muß empfangen, was Gott ausendet, und nicht, was das eigene törichte Herz eingibt.

Es gibt ein Sittengesetz, das auch die Heiden kennen, erkennen können, welche die alttestamentliche Offenbarung nicht haben. Dieses Sittengesetz, das im Gewissen offenbar wird, im recht gebilde-

ten Gewissen, im nicht verdorbenen Gewissen, verweist auf Gott, bezeugt seine Existenz, so wie ein Gesetz den Gesetzgeber bezeugt. Und es sagt uns etwas über Gott; daß er ein heiliger und gerechter Gott ist, der das Unrecht verabscheut und das Recht liebt. „Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich; zeigt uns, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“

Einmal aber wird die Stimme Gottes laut werden, nämlich beim Gericht. Beim Gerichte wird es sich zeigen, was wir mit unserem Gewissen gemacht haben, ob wir es gebildet oder verbildet haben, ob wir ihm gehorcht oder ob wir ihm zuwidergehandelt haben, ob wir das Sittengesetz Gottes mit dem Empfänger, den er in die Brust gesenkt hat, aufgenommen haben, oder ob wir auf das törichte Gezischel der Welt gehört haben. Wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (8)

(Über den Kontingenzbeweis für die Existenz Gottes)

30.10.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In den fünf Jahren, die ich in der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik zugebracht habe, kam einmal ein junger Mann ins Pfarramt und wollte seinen Kirchenaustritt erklären. Auf Befragung, welches der Grund sei, gab er zur Antwort: „Ich habe jetzt eine wissenschaftliche Weltanschauung, nämlich den historischen und dialektischen Materialismus. Was die Kirche lehrt, ist Mumpitz.“ Der Angriff, der gegen den Glauben vorgetragen wird und sich auf die sogenannte Wissenschaft bezieht, ist für den, der die Wissenschaft nur von außen kennt, recht eindrucksvoll. Wir, die wir seit Jahrzehnten wissenschaftlich tätig sind, wissen, daß die Berufung auf die Wissenschaft oft hohl ist, daß dahinter Ideologien, Interessen, vorgefaßte Meinungen und Vorurteile stehen. Wir lassen uns deswegen von der Berufung auf die Wissenschaft nicht leicht beeindrucken. In jedem Falle soll uns die versuchte Anrufung der Wissenschaft im Kampfe gegen die Religion Anlaß sein, unseren Glauben mit rationalen Überlegungen zu stützen, uns gewiß zu machen, daß wir mit unserem Glauben nicht gegen die Vernunft und gegen die Wissenschaft stehen, sondern daß die rechte Wissenschaft den Glauben stützt und zum Glauben führt. Halbes Wissen führt zum Teufel, ganzes Wissen führt zu Gott.

Deswegen sind wir seit einiger Zeit bemüht, uns die Gottesbeweise vorzuführen, also jene denkerischen Bemühungen, an deren Ende immer der Satz steht: „Also existiert ein Gott.“ Am heutigen Sonntag wollen wir uns den Kontingenzbeweis zur Betrachtung vornehmen. Dieser Kontingenzbeweis ist in der Heiligen Schrift enthalten. Im 3. Kapitel des Hebräerbriefes ist er mit einem Satz ausgesprochen: „Jedes Gebäude wird von irgendeinem gemacht; der aber alles gemacht hat, ist Gott.“ In diesem einfachen Sätzchen ist der Kontingenzbeweis wie in einer Hülle eingeschlossen.

Alles, was ist, jedes Gebäude, jede Uhr, jedes Buch, hat einen Urheber. Und was von dem einzelnen Gegenstand gilt, das muß auch vom Gesamten gelten: Auch dieses muß einen Urheber haben. Daß etwas ist, wissen wir alle - ein Haus, eine Brücke, ein Stuhl, ein Tisch. Niemand wird behaupten, daß diese Gegenstände von selbst entstanden seien. Sie haben jemanden, der sie errichtet, der sie angefertigt hat. Der Baumeister, die Bauleute, der Schreiner, sie haben diese Gegenstände gefertigt und sie uns zum Gebrauch überlassen. Es gilt das Kausalitätsprinzip. Das heißt, jede Wirkung muß eine Ursache haben. Es gibt keine Wirkungen, die ursachenlos wären. Auch wenn wir manchmal die Ursache nicht kennen, so hat doch jede Wirkung eine Ursache. Es muß für jedes Ding, ob es ein Haus ist oder ein Tisch, einen zureichenden Grund geben, und dieser zureichende Grund ist, wie wir wissen, das Wirken des Baumeisters und seiner Bauleute, die Arbeit des Handwerksmeisters und seiner Gesellen.

Das Kausalitätsprinzip gilt unverbrüchlich. Immer wieder haben wir verblüffende Beweise seiner Geltung erlebt. Der deutsche Astronom Herschel hat im vorigen Jahrhundert den Planeten Uranus entdeckt, also einen Stern, der wie die Erde um die Sonne kreist. Nun hat man aber bei der Umlaufbahn des Uranus Unregelmäßigkeiten festgestellt. Sie konnten zwei Ursachen haben. Entweder stimmte das Newtonsche Gesetz der Anziehungskraft nicht, oder es war da ein Körper, der den Uranus von seiner Bahn ablenkt. Der französische Astronom Arragon gab dem jungen Gelehrten Le Verrier den Auftrag, der Sache nachzugehen. Le Verrier stellte eine Gleichung mit dreizehn Unbekannten auf und legte im November 1845 die Lösung dar. Die Berliner Sternwarte erhielt den Auftrag, am Himmel nachzusehen, ob sich dort der von Le Verrier errechnete Himmelskörper befände. Noch am selben Abend entdeckten die Gelehrten der Berliner Sternwarte den Planeten Neptun. Er war es, der den

Uranus von seiner Bahn abgelenkt hatte und natürlich auch heute noch ablenkt. Das Kausalprinzip gilt unbeschränkt, und es gibt von ihm keine Ausnahme.

Was nun für die einzelnen Gegenstände unseres täglichen Lebens gilt, das muß auch für die Welt Geltung haben. Sie ist da, wunderbar und herrlich ausgestattet. Aber die Welt erklärt sich nicht selbst. Sie ist nicht so geartet, daß man sagen kann, sie müßte da sein. Sie könnte auch nicht da sein, denn sie ist ja endlich und veränderlich, und alles, was endlich und veränderlich ist, ist kontingent. Kontingent heißt gleichgültig dagegen, ob es ist oder nicht ist. Es ist keine zwingende Notwendigkeit, daß eine Welt besteht. Die Welt ist nicht so geartet, daß sie kraft ihres Wesens bestehen müßte, sondern sie ist von jemandem ins Dasein gerufen worden. Sie muß eine Ursache haben.

Gegen die Kontingenz der Welt werden Einwände erhoben, die sich wiederum auf die Wissenschaft berufen. Vor einiger Zeit hat einmal ein sogenannter Gelehrter vor einem großen Auditorium ein Experiment vorgeführt. Er hatte ein Glasgefäß, das zum größten Teil mit Wasser gefüllt war und ein wenig Öl oben trug. Eine Kurbel ging in das Gefäß, und er fing an zu drehen. Bei dieser Drehung sammelte sich das Öl in einer Kugel um die Kurbel. Als er schneller drehte, verflachte die Kurbel zu einer Linse, und bei noch schnellerem Drehen löste sich von der Linse ein breiter Rand ab und schloß die Linse ein. „Sehen Sie“, sagte er, „so ist die Welt entstanden.“ Die Zuhörer lauschten andächtig den Ausführungen des Herrn Professors. Aber dann stand hinten ein einfacher Mann auf. „Was Sie uns da vorgeführt haben“, sagte er, „ist sehr schön. Aber können Sie mir sagen: Wer hat denn im Weltall die Kurbel gedreht?“

Nicht wahr, diese Frage darf nicht verboten sein, man muß fragen können, wie es dazu gekommen ist, daß sich das Weltall entwickelt hat. Und da können wir nur sagen: Es muß eine Potenz da sein, eine gewaltige Macht, die selbst nicht mehr von einem anderen abhängt, die unabhängig von der Welt und unermesslich ist, von der aber alles andere hervorgeht. Und diese Macht nennen wir Gott. Gott muß ein Wesen haben, das sein Dasein fordert. Bei Gott sind nicht Dasein und Sosein getrennt, so daß er auch nicht da sein könnte, sondern sein Sosein ist derartig, daß sein Dasein notwendig damit gegeben ist. Er ist nicht kontingent, sondern er ist absolut.

Wenn man sagen wollte, es sei die Welt von einem Zweiten geschaffen worden, dann von einem Dritten, und wenn man immer weiter gehen wollte, dann käme man nie an ein Ende, dann gäbe es keinen ersten Beweger und demnach auch keinen zweiten. Nein, es muß ein Erstbeweger da sein, der selbst nicht mehr bewegt wird, sondern alles andere bewegt. Und diesen Erstbeweger nennen wir Gott.

Die Kontingenz der Welt kann nicht allen Wirklichkeiten übergestülpt werden, sondern es muß ein nichtkontingentes Wesen vorhanden sein, das die Existenz aller kontingenten Wesen erklärt. Wiederrum kann ich eine wirkliche Begebenheit erzählen, die diese Überlegungen stützt. Ein französischer Forscher, ein ungläubiger Mann, war mit mehreren arabischen Begleitern in der Wüste unterwegs. Als es Abend geworden war, breitete einer der Araber seinen Gebetsteppich aus und betete. Der Forscher fragte ihn: „Was tust du da?“ „Ich bete.“ „Zu wem betest du?“ „Zu Gott.“ Er fragte ihn, ob er Gott schon gesehen habe. „Nein“, sagte der Araber. „Dann bist du ein Tor, wenn du zu etwas betest, was du nicht gesehen und auch nicht gehört und nicht gefühlt hast.“ Der Araber sagte nichts. Am anderen Morgen ritt der französische Forscher früh aus, kam zurück und erklärte, es müsse in der Nacht eine Karawane vorbeigezogen sein. Da horchte der Araber auf. „Haben Sie die Karawane gesehen?“ „Nein.“ „Ja, woher wissen Sie das?“ „Ich habe die Spuren im Sande gesehen.“ In diesem Augenblick ging majestätisch im Osten die Sonne auf. Da wies der Araber den französischen Forscher auf sie hin und sagte ernst und gemessen: „Siehe da, die Fußspur Gottes!“

Wahrhaftig, jedes Gebäude wird von irgendeinem gemacht. Der aber alles gemacht hat, ist Gott. Im Johannesprolog, den wir in jeder heiligen Messe am Schluß beten, heißt es: „Alles ist durch ihn geworden, und nichts, was geworden ist, ist ohne ihn geworden.“ Er ist der Schöpfer von allem, der selbst ungeschaffen ist, aber alles ins Leben ruft. Im Buche Hiob findet sich eine ergreifende Stelle, die diese Wahrheit in plastischer Weise unterstreicht: „Frag doch das Vieh, das wird es dich lehren; die Vögel des Himmels, sie tun es dir kund; die Erde schau an, sie wird es dir zeigen; die Fische des Meeres erzählen es dir. Wer erkennt nicht aus all dem, daß die Hand des Herrn dies geschaffen, dem in Händen ruht aller Wesen Leben und der Geist jedes menschlichen Leibes.“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Zusammenbruch der kirchlichen Einheit

01.11.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am Sonntag vor acht Tagen weilte in unserer Mitte ein junger Mann aus Eppstein. Er hat, nachdem er bei uns den Gottesdienst mitgefeiert hatte, sich in seine Heimatpfarre begeben, weil er dort im Kirchenchor singt, und eine zweite Messe miterlebt. Und in dieser zweiten Messe wurde genau das Gegenteil von dem verkündet, was er in der ersten bei uns gehört hatte, nämlich über die Frage des Sakramentenempfangs von Unwürdigen. Ich will deswegen die heutige Gelegenheit benutzen, um auf diesen Gegenstand, der ja die Massenmedien, Presse, Rundfunk, Fernsehen, fortlaufend beschäftigt, einzugehen, und zwar in drei Schritten. Ich will zunächst die Voraussetzungen schildern, dann auf den Streitpunkt kommen und schließlich die Folgen bedenken.

Welches sind die Voraussetzungen, daß es zu einer solchen die Einheit der Kirche zerreißen Diskussion, wie sie heute im Gange ist, kommen konnte? Die Voraussetzungen sind der völlige Zusammenbruch der Ordnung in unserer Kirche, die unaufhörlichen Angriffe gegen den Glauben und die Sittenlehre der Kirche durch sogenannte katholische Theologen und das beinahe totale Versagen der zuständigen Oberhirten. Sie haben nicht die Gelegenheit, meine lieben Freunde, die vielen theologischen Zeitschriften, die es gibt, und natürlich noch weniger die theologischen Bücher, die fortwährend erscheinen, zu lesen. Wir, die wir von Berufs wegen damit beschäftigt sind, wissen, daß ein großer, nein, ein übergroßer Teil des theologischen Schrifttums von heute nicht die Wahrheit, sondern den Irrtum verkündet. Unser theologischer Betrieb ist überwiegend von protestantisierenden Aufstellungen erfüllt. Ein beträchtlicher Teil der Theologen lehrt nicht korrekt, sondern lehrt falsch, und die Verantwortlichen tun kaum etwas gegen diesen Zustand.

Die irrige Lehre dringt natürlich zuerst auf die Theologiestudenten ein, also die künftigen Priester, Pastoralassistenten und Gemeindeassistenten. Sie werden von der verkehrten Lehre durchtränkt, sie tragen sie weiter, und sie verbreiten sie in den Gemeinden, im Unterricht, in Gesprächen, in Predigten. Es ist kein Wunder, daß unser deutscher Katholizismus seit etwa 30 Jahren immer mehr eine protestantische Färbung angenommen hat. In zahllosen Einzelheiten denken deutsche Katholiken nicht mehr korrekt kirchlich.

Das ist die Voraussetzung für das Verständnis des Streites, der zwischen deutschen Bischöfen und dem Heiligen Vater im Augenblick im Gange ist. Im Juli vorigen Jahres wurde in Zehntausenden von Exemplaren die Broschüre „Zur seelsorglichen Begleitung von Menschen aus zerbrochenen Ehen, Geschiedenen und Wiederverheirateten Geschiedenen“ in den Diözesen Freiburg, Mainz und Rotenburg verteilt. Sie enthielt einen Brief der Bischöfe dieser drei Diözesen über die seelsorgliche Begleitung von geschiedenen Wiederverheirateten. In diesem sogenannten Hirtenbrief wurde folgende Lehre vorgetragen: Es könne sein - das ist die entscheidende Äußerung -, daß sich jemand, der in ungültiger Ehe lebt, der also nach der Scheidung sich wieder verheiratet hat, zivil natürlich, ein gutes Gewissen macht, um zur Kommunion hinzutreten zu können. Von einem anderen Sakrament war überhaupt nicht die Rede. Nicht an einer einzigen Stelle wird vom Bußsakrament gesprochen, das ja doch die normale Voraussetzung für den Empfang der Kommunion ist. Das Bußsakrament fällt bei diesen Bischöfen aus. Sie befassen sich nur mit dem eucharistischen Opfersakrament, mit dem Empfang der heiligen Kommunion, und sind der Meinung, daß jemand, der im andauernden Zustand der Todsünde lebt und davon nicht lassen will, zu dem Gewissensurteil kommen könne, er dürfe zu der Eucharistie, zum Empfang der Kommunion, hinzutreten.

Was ist zu einer solchen Meinung zu sagen? Zunächst einmal, daß so etwas möglich ist. Die Menschen machen sich die unmöglichsten Gewissensurteile zurecht. Die Hunderttausenden von deutschen Frauen, die jedes Jahr die Frucht in ihrem Mutterleib töten, bilden sich ein Gewissensurteil, daß sie töten können und töten lassen können. Die ebenfalls Hunderttausenden in unserem Volke, die sich gleichgeschlechtlich betätigen, homosexuell oder lesbisch, sind der Meinung, daß ihr Gewissen es ihnen gestattet. Solche Verirrungen sind möglich. Aber das ist kein Anlaß, meine lieben Freunde, eine solche verfehlte Gewissensentscheidung im Raume stehen zu lassen. Angesichts einer derartigen Verkehrung des Gewissens ist es die Aufgabe der Kirche, das Gewissen zu berichtigen! Die Kirche ist dazu in die Welt gesandt, daß sie die Wahrheit verkündet, auch die Wahrheit bezüglich der sittlichen Ordnung der Geschlechtlichkeit, auch die Wahrheit bezüglich der unerläßlichen Bedingungen des würdigen Sakramentenempfanges. Und die Wahrheit bezüglich des Empfangs des Leibes des Herrn kann man aus jedem katholischen Katechismus, etwa dem Mainzer Katechismus von 1926, entnehmen. Welches ist denn die Wahrheit über den Empfang der heiligen Kommunion? „Wer wissentlich im Stande der Todsünde den Leib des Herrn empfängt, kommuniziert unwürdig. Wer unwürdig dieses Brot ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn, der ißt und trinkt sich das Gericht, da er den Leib des Herrn nicht unterscheidet.“ Das ist die immerwährende und unaufgebbare katholische Wahrheit, und diese katholische Wahrheit ist nun - Gott sei gedankt! - durch den Heiligen Vater in dem Schreiben des Präfekten, also des obersten Leiters, der Glaubenskongregation wieder ans Licht gebracht worden. Die Glaubenskongregation hat am 14. September 1994 die falschen Ansichten der deutschen Bischöfe zurückgewiesen. Sie betont, daß in der Situation der geschiedenen Wiederverheirateten, die ungültig (zivil) verheiratet sind und gleichzeitig wie gültig Verheiratete leben, die Zulassung oder der Hinzutritt zur heiligen Kommunion innerlich und ausnahmslos unmöglich ist. „Sie stehen insofern selbst ihrer Zulassung im Weg, als ihr Lebensstand und ihre Lebensverhältnisse in objektivem Widerspruch zu jenem Bund der Liebe zwischen Christus und der Kirche sind, den die Eucharistie sichtbar und gegenwärtig macht. Darüber hinaus gibt es noch einen besonderen Grund. Ließe man solche Menschen zur Eucharistie zu, bewirkte dies bei den Gläubigen hinsichtlich der Lehre der Kirche über die Unauflöslichkeit der Ehe Irrtum und Verwirrung.“ Das Stellvertretungsorgan des Heiligen Vaters, die Glaubenskongregation durch ihren Präfekten, weist dann darauf hin, daß auch geschiedene Wiederverheiratete einen Weg haben, um zur sakramentalen Gemeinschaft der Kirche zu kommen. Sie müssen ihre Sünden bereuen, sie müssen den Vorsatz zur Besserung haben, sie müssen sich ernstlich vornehmen, alles zu meiden, was mit ihrem Zustand unverträglich ist, dürfen also vor allen Dingen keine ehelichen Rechte in Anspruch nehmen. Dann können sie, selbst wenn ihr äußerer Zustand irregulär ist, nach gültiger Beichte die heilige Kommunion empfangen. Nach gültiger Beichte! Nach einer reuigen Beichte können sie zum heiligen Sakrament der Eucharistie hinzutreten.

Sie erkennen, daß zwischen den deutschen Bischöfen, die das erwähnte Schreiben verfaßt haben, und der mit höchster Wahrheitsgarantie ausgestatteten Lehre der Kirche, wie sie der Heilige Vater vertritt, ein prinzipieller Widerspruch besteht. Man kann nicht mit seinem subjektiven irrigen Gewissen gegen die verbindliche Lehre der Kirche, gegen die göttliche Lehre der Kirche - hier handelt es sich nicht um Menschenwerk - angehen. Bedenken Sie, meine lieben Freunde, was das bedeutet! Hier geht es um die Fundamente katholischer Sakramentenlehre. Die einen glauben, obwohl sie geschieden und wiederverheiratet sind und zu Unrecht eheliche Rechte in Anspruch nehmen, also im Zustand der Todsünde leben, zur Kommunion gehen zu können. Da erhebt sich sogleich die Frage: Warum sollen jene, die andere Todsünden begangen haben, nicht zur Kommunion gehen können? Sie können sich doch genauso ein gutes Gewissen machen. Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Warum soll ein Abtreibungsarzt, der jede Woche 35 Abtreibungen vornimmt, nicht sagen: Ich habe ein gutes Gewissen bei meinem Tun, denn ich helfe damit den Frauen, indem ich sie von der ihnen lästigen Leibesfrucht befreie - und geht dann wakker am Sonntag zur heiligen Kommunion? Warum denn nicht? Er macht sich ein gutes Gewissen - gegen die objektive Norm.

Die deutschen Bischöfe haben eine Lawine losgetreten! Und ich fürchte, daß sie diese Lawine nicht mehr anhalten können. Schon haben weitere Bischöfe, wie jene von Speyer und Trier, ihre Position übernommen. Zahlreiche Priester und Laien klatschen ihnen Beifall. In manchen Pfarreien werden

Unterschriften zugunsten der irrigen Auffassung, also gegen die Lehre der Kirche, gesammelt. Wenn die Bischöfe in ihrem Begleitschreiben zu dem Wort des Kardinals Ratzinger behaupten, sie würden in den grundsätzlichen Positionen mit der Glaubenskongregation übereinstimmen, so ist das falsch. Gerade im Prinzipiellen stimmen sie nicht überein, denn der Grundsatz lautet: Das Gewissen des katholischen Christen hat sich an der Norm der Kirche auszurichten, und wer ein falsch gebildetes Gewissen hat, der muß die Folgen tragen. Das bedeutet in dem hier zur Diskussion stehenden Falle: Er muß den Ausschluß von der Kommunion hinnehmen. Gerade in den Prinzipien bestehen Unterschiede, nicht nur in Einzelheiten und im faktischen Verfahren.

Die Frage der Kommunionwürdigkeit ist eine grundlegende. Denn im eucharistischen Opfersakrament stellt sich die Kirche in ihrem Wesen dar. Hier begegnet der einzelne Christus, der in der Hostie wahrhaft, wirklich und wesentlich, mit Gottheit und Menschheit, mit Seele und Leib, mit Fleisch und Blut enthalten ist. Wie will er Christus begegnen, wenn er im Aufstand gegen ihn lebt, weil er seine Gesetze nicht halten will? Wie will einer in Liebe Christus empfangen, wenn er sagt: Deine Gebote kümmern mich nicht, ich mache mir meine Gesetze selber? Wie soll ein solcher Widerspruch möglich sein? Hier geht es um die Fundamente der Kirche. Wer das weiterhin vertritt, was die deutschen Bischöfe vor einem Jahr verlautbart haben, der sprengt gleichsam die gesamte Kirche in die Luft. Denn hier wird an das Prinzip des Vorranges von göttlicher Norm vor subjektiver Gewissensentscheidung gerührt. Mit einer subjektiven Gewissensentscheidung kann ich jedes Gesetz - aber auch jeden Glaubenssatz - der Kirche aus den Angeln heben. Wenn ich sage: Mein Gewissen verbietet mir anzunehmen, daß in Gott drei Personen sind, dann lehne ich aufgrund meines privaten Gewissensurteils die Dreipersonalität Gottes, die Trinität, also das Fundamentaldogma des Christentums, ab. Oder wenn ein anderer sagt: Mein Gewissen verbietet mir, in Jesus den metaphysischen Sohn Gottes zu sehen, ich sehe in ihm den biologischen Sohn von Josef - ja, was will man, wenn man die Position der drei Bischöfe einnimmt, gegen einen solchen machen? Sein Gewissen sagt es ihm, er stützt sich auf seine subjektive Gewissensentscheidung, also muß man ihn gewähren lassen. Es ist offensichtlich: Hier sind die Fundamente der Kirche betroffen.

Und jetzt die Folgen. Sie erleben die Auswirkungen der falschen Lehre deutscher Bischöfe jeden Tag. Die durch den Hirtenbrief in die Irre Geführten, Priester, Theologen, Pastoralreferenten, Gemeindereferenten, denken gar nicht daran, sich zur Lehre der Kirche zurückrufen zu lassen. Sie machen weiter, wie es ihnen vor einem Jahr das fatale Schreiben der Oberrheinischen Bischöfe nahegelegt hat. **Die katholische Kirche in Deutschland steht weithin im Aufstand gegen die Gesamtkirche!** Das ist die Lage nach diesem Hirtenschreiben. Viele haben es schon bekundet, daß sie gar nicht daran denken, sich zur Ordnung rufen zu lassen; und der erwähnte Priester in Eppstein hat das ja öffentlich im Gottesdienst bekanntgegeben. Sie können sich dabei auf das zweideutige Begleitschreiben der deutschen Bischöfe zu der Verlautbarung der Glaubenskongregation stützen; dieses ist alles andere als ein klares Bekenntnis zu der gültigen Lehre der Kirche. Es heißt darin immer: Wir werden weiter ein Gespräch suchen. Nein, das Gespräch ist zu Ende! Die Wahrheit ist klargelegt. Was will man da noch sprechen? Jetzt gilt es, die Wahrheit umzusetzen. Neue theologische Forschungen müßten betrieben werden, so heißt es in dem Begleitschreiben, es bleibe noch eine Reihe von bibeltheologischen, theologiegeschichtlichen, systematisch-theologischen und kirchenrechtlichen Problemen offen. Jeder gläubige Christ wird fragen: Weiß die Kirche nach 2000 Jahren immer noch nicht, wer kommunionwürdig ist und wer nicht? Jeder von uns fragt sich: Gilt das Wort *Roma locuta - causa finita* (Rom hat gesprochen, die Sache ist beendet) oder gilt das Wort nicht? Offenbar nicht! Es wird weitergemacht, es wird weitergesprochen. Und wir wissen aus bitteren Erfahrungen, wie solche Gespräche in der nachkonziliaren Kirche vor sich gehen. Es handelt sich dabei um den Monolog der Aufweichler und Glaubenszerstörer. Die Stimmen, die nicht mit der Meinung der Progressisten übereinstimmen, läßt man nicht zu Gehör kommen oder diffamiert man. Das ist die Weise, wie der sogenannte Dialog heute geführt wird. Man spricht so lange, bis sich die Masse für den bequemen und leichten Weg entschieden hat und die wenigen, die dagegen aufbegehren, zum Schweigen gebracht sind. Das ist das Gespräch in der Kirche von heute! Eine weitere Folge des verhängnisvollen Schreibens der drei Bischöfe wird sein: Die von Rom, vom Papst enttäuschten, von Geistlichen und Laien aufgewiegelten Menschen werden neue Nahrung finden, um ihrem Haß gegen den Papst freien Lauf

zu lassen. Sicher werden auch manche von ihnen der Kirche den Rücken kehren, ihren Kirchenaustritt erklären. Das Vertrauen zur Kirche wird weiter gemindert werden, wird bei vielen schwinden.

Ich fürchte, daß sich immer mehr das dritte Geheimnis von Fatima erfüllt. Welches ist dieses dritte Geheimnis? Der völlige Zusammenbruch der kirchlichen Einheit. Bischöfe gegen Bischöfe, Kardinäle gegen Kardinäle, Uneinigkeit, Streit, Abfall. Ich fürchte, daß diese Prophezeiung im Begriffe ist, sich zu erfüllen.

Möge Gott unserer Kirche gnädig sein!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (9)

(Über den theologischen Beweis für die Existenz Gottes)

06.11.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir sind dabei, uns rationale Rechenschaft zu geben über unseren Glauben an Gott. Es gibt Gottesbeweise. Mit Hilfe von vernünftigen Überlegungen ist es möglich, den Gutwilligen zu zeigen, daß ein Gott existiert. Am heutigen Sonntag wollen wir uns den teleologischen Gottesbeweis vor Augen führen. Er nimmt die Ordnung, die Planmäßigkeit, die Zielgerichtetheit in der Welt zum Anlaß, auf einen Planer, einen Ordner, einen Zielrichter zu schließen.

Im vorigen Jahrhundert entstand eine große Aufregung, als man durch das Fernrohr auf dem Planeten Mars sogenannte Kanäle zu entdecken meinte. Man schloß ganz richtig, wenn es dort Kunstbauten gibt, muß auch eine Intelligenz am Werke sein, die sie geschaffen hat. Gibt es also vielleicht Menschen auf dem Mars, die diese Kanäle geschaffen, gegraben haben? Inzwischen sind wir belehrt, daß es sich nicht um künstliche Bauten handelt, sondern um Verwerfungen des Planeten, die nicht auf Menschenhand zurückgehen. Aber immerhin, der Schluß ist richtig, wenn die Voraussetzungen stimmen. Wo Plan, Ordnung, Zielgerichtetheit ist, da muß man schließen auf einen Verstand, auf eine ordnende Intelligenz.

Nun stellen wir in der Welt Ordnung, Planmäßigkeit, Zielgerichtetheit fest. Wir brauchen nur an das Firmament zu schauen, an den Sternenhimmel. Wir können durch Berechnungen genau feststellen, wann sich vor Tausenden von Jahren eine Sonnenfinsternis ereignet hat. Denn es gibt Gesetze der Gestirne, die unverbrüchlich sind, denen wir auf die Spur gekommen sind und die den Lauf der Gestirne lenken. Der Psalmist zieht daraus die Folgerung: „Sehe ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt - was ist der Mensch, daß sein du gedenkst, der Erdensohn, daß du ihn ansiehst?“

Wie im gestirnten Himmel über uns, so auch in der Umwelt, die uns umgibt, sehen wir Planmäßigkeit, Zielgerichtetheit, Zweckmäßigkeit. In 600 Metern unter dem Meeresspiegel herrscht immerwährende Finsternis. Und doch leben dort Fische. Sie können deswegen leben, weil sie selbst Licht erzeugen. Sie haben Lämpchen, gewissermaßen Laternen an ihrem Kopf oder an den Seiten, mit denen sie sogenanntes kaltes Licht aussenden. Wir kennen den weiten Weg, den die Zugvögel zurücklegen. Sie haben niemals das Mittelmeer oder Afrika gesehen, und doch finden sie mit Sicherheit ihre Winterquartiere in den warmen Zonen. Wir wissen vom Zug der Fische. Zum Laichen, also zum Ablegen der Brut, legen die Fische riesige Strecken zurück. Der Lachs wandert vom Atlantik bis in die Schweizer Bergflüsse. Die Heringe kommen aus dem Atlantischen Ozean zur Doggerbank in der Nordsee. Sie nehmen den Weg nicht durch den Ärmelkanal. Offenbar gab es ihn damals noch nicht, als diese Fische entstanden sind, denn Großbritannien hat sich ja vor langer Vorzeit vom Kontinent gelöst; sie nehmen den Weg um Schottland. Oder betrachten wir das menschliche Auge, ein Wunderwerk über allen Wunderwerken. Die Netzhaut des Menschen hat 130 Millionen Sinneszellen, und diese 130 Millionen Sinneszellen vermögen in 1 Sekunde 10 Milliarden Rechengänge vorzunehmen. Ein Computer, der das nachmachen wollte, müßte die Größe eines Klaviers haben, und er könnte ja nur das tun, was man ihm eingegeben hat, was also aus menschlicher Intelligenz stammt.

Die Tatsache der Ordnung, der Planung, der Zielgerichtetheit ist für den normalen Menschen Anlaß, zu sagen: Da muß ein Ordner sein. Sinn weist auf Geist, Ordnung weist auf einen Ordner, Zielgerichtetheit weist auf einen Zielsetzer hin. Wenn wir eine Taschenuhr finden, wird niemand sagen, die-

se Taschenuhr sei von selbst entstanden, sondern ein jeder weiß, sie ist das Werk eines Uhrmachers. Er hat die Rädchen und die vielen Bestandteile dieser Uhr zusammengesetzt und sie so zusammengesetzt, daß sie die Zeit richtig anzeigt.

Freilich, meine lieben Freunde, wird versucht, die Ordnung und die Planmäßigkeit in der Welt ohne die Annahme eines Schöpfers zu erklären. Man sagt, es sei Zufall, oder - seit dem vorigen Jahrhundert -, man sagt: Das ist die Evolution. Das sind die beiden Hauptversuche, den Schöpfer zu eliminieren, daß man auf den Zufall oder auf die Entwicklung verweist. Der Zufall ist die Beliebigkeit ohne Plan, ohne Ordnung, ohne Zweckmäßigkeit, ohne Zielgerichtetheit. Der Schriftsteller Langbehn hat einmal den Satz geschrieben: „Durch Zufall ist, solange die Welt besteht, niemals ein Beefsteak mit Kartoffeln und Zwiebeln entstanden, und es wird auch niemals entstehen.“ Zweifellos richtig. In Zürich lehrt der Physikprofessor Zeidler. Er hat mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung versucht, herauszubekommen, wie wahrscheinlich ein bestimmtes Ereignis ist. Er hat den ersten Satz aus dem Faustmonolog genommen: „Hab nun, ach, Philosophie.“ Hab nun, ach, Philosophie. Das winzige Sätzchen enthält 20 Buchstaben. Wenn man diese 20 Buchstaben einzeln nimmt und in einen Würfelbecher legt und diesen umstürzt, wie oft muß man ihn umstürzen, damit sich dieser Satz „Hab nun, ach, Philosophie“ in der geordneten Weise zusammenfügt? Zeidler hat ausgerechnet 10^{16} mal. 10^{16} mal muß man den Würfelbecher umstürzen, bis sich einmal ereignen könnte, daß die genannten Buchstaben sich zu dem Satz fügen „Hab nun, ach, Philosophie“. 10^{16} mal, das ist 10 000 Billionen mal. Und 1 Billion ist 1 Million Millionen. Das sind unvorstellbare Zahlen, die uns die ganze Unwahrscheinlichkeit zeigen, daß jemals durch Zufall etwas Vernünftiges entstanden ist. Und deswegen sagt Anatole France zu Recht: „Zufall ist ein Pseudonym für Gott.“

Der andere Versuch, Gott für überflüssig zu erklären, ist die Anrufung der Evolution, der Entwicklung. Charles Darwin hat im vergangenen Jahrhundert die Evolutionstheorie aufgestellt, deren Hauptprinzipien lauten: Kampf ums Dasein und Überleben des Geeignetsten oder am besten Angepaßten. Die Organe haben sich nach der Entwicklungstheorie durch zahllose Schritte zur heutigen Vollkommenheit entwickelt. Darin liegt der entscheidende Fehler dieser Aufstellung. Denn die Organe sind erst gebrauchsfähig, wenn sie fertig ausgebildet sind, wenn sie vollkommen sind. Solange sie noch auf dem Wege zur Vollkommenheit sind, solange sie noch Vor-Stufen bis zur Vollkommenheit durchlaufen, sind sie gerade nicht angepaßt, müssen also im Kampf ums Dasein unterliegen, weil sie nicht das Gesetz von der *survival of the fittest* erfüllen. Hier widerlegt der Darwinismus den Darwin. Der erbarmungslose Kampf ums Dasein müßte sie ausmerzen, bevor sie ihre Fertigkeit und ihre Vollkommenheit erlangt haben. Außerdem wäre erforderlich, daß alles, was dazu gehört, also zum Auge das Gehirn, der Kopf des Menschen, ja der ganze Mensch, auch im selben Augenblick ebenfalls angepaßt und entwickelt wäre.

Da hält man es am besten mit Sir Arthur Keith, einem englischen Anthropologen, der einmal gesagt hat: „Die Entwicklungslehre ist unbewiesen und unbeweisbar. Wir glauben bloß deswegen an sie, weil wir nicht an eine Schöpfung glauben wollen.“ Das ist ein ehrliches Wort. Die Entwicklungstheorie ist unbewiesen und unbeweisbar, aber sie dient denen, die eine Schöpfung - und damit einen Schöpfer - nicht bejahen wollen, als Alibi, um irgendwie einen kurzsichtigen Verstand zu befriedigen. Nein, meine lieben Freunde, Sinn ruft nach Geist, Ordnung verlangt nach einem Ordner, Planmäßigkeit verlangt nach einem Planer. Es muß eine ungeheure Intelligenz, eine unvorstellbare Intelligenz existieren, die all das wunderbar geschaffen hat, was wir in uns und um uns sehen und erleben.

Die Heilige Schrift gibt uns die Antwort, wenn sie etwa im Buche Jesus Sirach auf Gott als den Ordner verweist: „Als der Herr im Anfang seine Werke schuf und sie von der Schöpfung an in ihre Teile schied, da ordnete er für alle Zeiten seine Werke und ihren Bereich nach ihren Arten.“ Oder an einer anderen Stelle: „Er hat die Wunderwerke seiner Weisheit wohl geordnet, daß sie bestehen ewiglich.“ Und wiederum eine dritte Stelle: „Die Pracht der Sterne ist des Himmels Schönheit, ein strahlender Schmuck in den höchsten Höhen. Auf des Höchsten Geheiß stehen sie da in fester Ordnung und werden nicht müde auf ihren Posten.“ Wie köstlich! Die Sterne haben Position bezogen und stehen auf Posten, die Herrlichkeit ihres Schöpfers zu preisen. Dann wird uns alles klar, wenn wir den Schöpfer annehmen; die Einheit der Schöpfung, weil es nur einen Gott gibt; die Zweckmäßigkeit der Schöpfung, weil dieser Gott der allweise Gott ist; die Beständigkeit der Ordnung, weil er der allmäch-

tige Gott ist. Wahrhaftig, meine lieben Freunde: „Gott, mein Gott, wie wunderbar sind deine Werke allüberall auf der Erde! Alles hast du mit Weisheit nach Maß und Plan und Gewicht geordnet. Wir wollen dich preisen als unseren Schöpfer und Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (10)

(Über die Erkenntnisfähigkeit von Wahr und Falsch)

13.11.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn jemand von Ihnen in einem Textilgeschäft zwei Meter eines bestimmten Stoffes kauft, dann kann er sich darauf verlassen, daß ihm das rechte Maß zugemessen wird. Jede Verkäuferin weiß, was ein Meter ist. Wenn Sie denselben Kauf in Frankreich tätigen oder in der Tschechoslowakei, auch da dürfen Sie gewiß sein, daß Sie genau das Maß erhalten, das Ihnen vorschwebt, eben das Metermaß.

Wie kommt es denn, daß in vielen, in den wichtigsten und in den bedeutendsten Ländern überall das gleiche Maß im Gewerbe und im Handel herrscht? Das kommt daher, daß alle Metermaße an einem Urmeter abgemessen sind. Dieses Urmeter liegt in Sèvres bei Paris, und dieses Urmeter wird jetzt 200 Jahre alt, denn es ist im Jahre 1795 geschaffen worden. Damals hat die französische Nationalversammlung beschlossen, den vierzigmillionsten Teil des Meridians, also des Breitengrades, der durch Paris geht, als Urmaß einzusetzen. Man hat einen Stab hergestellt aus neunzig Teilen Platin und zehn Teilen Iridium, der, in einer Kammer bei 0 Grad verwahrt, als das Urmeter gilt. Und von diesem Urmeter haben alle Metermaße in den Ländern, die das metrische Maßsystem haben, ihr Maß genommen.

Nun ändert sich die Erdoberfläche; die Messungen werden genauer. Und so hat man seit 1960 für die feinen physikalischen Untersuchungen ein noch genaueres Maß gefunden, und das ist die Wellenlänge Lambda der orangefarbenen Spektrallinie des Gases Krypton. Aber auch das ist ein Urmeter. Es ist das Urmaß für alle anderen Metermaße, die im physikalischen Bereich, wo ja die größte Genauigkeit herrschen muß, angewandt werden.

Warum erzähle ich Ihnen die Geschichte vom Urmeter? Weil es, meine lieben Freunde, eine Urnorm auch des geistigen Lebens des Menschen geben muß und gibt. Dies ist das Wesen des sogenannten noetischen Gottesbeweises. Wir wissen, daß es Gesetze im Weltall gibt, die Keplerschen Gesetze, das Newtonsche Schwerkraftgesetz, die Gesetze der Elektrizität, das Ohmsche Gesetz, und wir wissen, daß diese Gesetze stimmen. Sie sind der Natur abgelauscht, und sie geben das wieder, was uns die Natur lehrt. Aber auch im geistigen Leben, in unserer Brust drinnen, gibt es Gesetze. Wir werden gleich sehen, daß sie dreifacher Art sind. Diese Gesetze lassen sich auch nur erklären, wenn man sie auf ein Urgesetz, auf eine Urnorm, zurückführt, und das kann niemand anderes sein als Gott. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken. Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?“ hat Goethe einst formuliert und damit angedeutet, daß wir, weil Gott entstammend, Göttliches in uns tragen, göttliche Kräfte, die uns befähigen, die Gesetze des geistigen Lebens in uns zu verwirklichen.

1. Woher kommt der Unterschied von wahr und falsch? Wir gebrauchen diesen Unterschied täglich. Wenn jemand eine Rechnung aufstellt - 7 plus 5 gleich 11 -, dann sagen wir, das ist falsch, 7 plus 5 ist 12. Das geistige Erkennen gehorcht bestimmten Gesetzen der Logik. Es kann nicht gleichzeitig etwas sein und nicht sein. Entweder es ist, oder es ist nicht. Das ist das Gesetz vom Widerspruch. In unserem Denken ist eine Anlage dafür, Denkgesetze zu beobachten. Diese Denkgesetze sind allgemein gültig. Man kann dagegen verstoßen - dann muß man's bezahlen! Aber sie lassen sich nicht ändern. Woher stammen diese Denkgesetze? Die Offenbarung sagt es uns: „Gott setzte dem Menschen sein Auge ins Herz, um ihm die Größe seiner Werke zu zeigen.“ Also, weil wir gleichsam Gottes Auge eingesetzt bekommen haben, weil wir Gottes Fähigkeit, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sosein

und Anderssein zu unterscheiden, besitzen, deswegen sind wir fähig, deswegen sind wir in der Lage, diese Denkprozesse vorzunehmen. „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nicht erblicken. Läg' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft, wie könnt' uns Göttliches entzücken?“ Die Urnorm unserer geistigen Betätigung ist der allmächtige und allwissende Gott, der uns die Fähigkeit gegeben hat, zwischen Wahr und Falsch, zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Sosein und Anderssein zu unterscheiden.

2. Woher kommt unser Wissen um Gut und Böse? Es gibt sittliche Gesetze. Die Menschen können sich dagegen auflehnen; sie tun es ja oft genug. Aber selbst der verruchteste Mensch muß noch zugeben, daß es einen Unterschied gibt zwischen Gut und Böse, auch wenn er ihn nicht beachtet und ihn für sich nicht gelten läßt. Es gibt im Menschen eine Stimme, die spricht, das hast du recht getan, das war unrecht von dir. Die sittlichen Gesetze sind unumstößlich. Der Mensch hat sie gewiß nicht erfunden, denn sie sind ihm unbequem, und Unbequemes erfindet der Mensch gewöhnlich nicht. Die sittlichen Gesetze, die der Mensch vorfindet und anerkennen muß, sind ihm von Gott gegeben, sie sind eine Mitgift seiner gottentstammten Natur. Wiederum sagt die Offenbarung: „Gott erfüllte ihn mit verständiger Einsicht und zeigte ihm Gut und Böse!“ Also daher kommt das Vermögen, Gut und Böse zu unterscheiden. Daher kommt die sittliche Anlage im Menschen, kommt sein, wenn auch manchmal unterdrücktes Streben, das sittlich Gute zu tun und das sittlich Böse zu meiden. Es gibt eine Urnorm des Sittlichen, und diese Urnorm nennen wir Gott.

3. Woher kommt das Wissen um Recht und Unrecht? In einem Staatswesen soll die Gerechtigkeit verwirklicht werden. Wir wissen, wie sich die Menschen auflehnen, wenn sie erkennen oder zu erkennen meinen, daß die Gerechtigkeit verletzt wird, etwa bei der Besteuerung. Es gibt eben eine Gerechtigkeit, die dem staatlichen Gesetz vorangeht und vorausliegt. Es gibt rechtliche Grundsätze, die vor aller menschlichen Gesetzgebung gelten. „Gemeinwohl geht vor Eigenwohl“, „Jedem das Seine“, „Dem Übeltäter gebührt Strafe“, das sind ein paar unumstößliche Gesetze, die uns zeigen: Wir haben ein Empfinden dafür, was Recht und Unrecht ist. Und unser Gerechtigkeitsempfinden lehnt sich auf, wenn die Gerechtigkeit verletzt wird, wenn die positiven Normen gegen das Naturrecht verstoßen.

Woher kommt dieses Empfinden für Recht und Unrecht? Woher stammt dieses Naturrecht? Woher ist das Wissen um Recht und Unrecht dem Menschen gegeben? Wiederum sagt die Offenbarung: „Gott lehrte die Menschen seine Satzungen. Er gebot ihnen Meiden allen Unrechts und schrieb einem jeden von ihnen die Pflichten gegen den Nächsten vor.“ Gott ist die Urnorm des Wahren, er ist die Urnorm des Guten, er ist auch die Urnorm des Rechten. Und diese Urnorm hat dem Menschen ein Gespür für das Wahre, für das Gute und für das Rechte gegeben. Der Mensch ist fähig, das Wahre vom Falschen, das Gute vom Bösen, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden. Gott hat eben den Menschen nach seinem Bilde geschaffen. „Er schuf den Menschen aus Erde“, heißt es im Buche Sirach, „aber er verlieh ihm die Herrschaft über alles, was auf der Erde sich regt. Er rüstete ihn aus mit Kraft und schuf ihn nach seinem Bilde. Urteilkraft und ein Herz zum Denken gab er ihm.“

Jetzt wissen wir es also, meine lieben Freunde, daß man die Urteilkraft und das Herz im Menschen, das Empfinden für Wahr und Falsch, für Gut und Böse, für Recht und Unrecht, nicht psychologisch erklären kann, sondern daß es ontologisch erklärt werden muß, daß man es nicht zurückführen kann auf Erziehung oder Konvention, sondern daß man es ableiten muß vom Schöpfer, der dem Menschen die Fähigkeit zu diesen dreifachen Unterscheidungen ins Herz gesenkt hat. Und so können wir aus diesen Erkenntnissen schließen: Es muß ein oberster Gesetzgeber da sein, es muß ein oberster Herr da sein, der uns dieses Wissen um Wahr und Falsch, um Gut und Böse, um Recht und Unrecht eingepflanzt hat.

Nun müssen wir aber auch dieses Wissen benutzen. Nun müssen wir unsere Denkfähigkeit, unser sittliches Vermögen und unser Gerechtigkeitsempfinden einsetzen, daß wir danach handeln und daß wir danach leben. Wenn wir das tun, dann werden wir den schauen, der als Urnorm dieses Vermögen in unser Herz eingesetzt hat.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (11)

(Über die atheistische Bestreitung der Existenz Gottes)

20.11.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir uns die Gottesbeweise vor Augen geführt. Es gibt vernünftige Überlegungen, welche uns der Existenz Gottes gewiß machen können. Wir haben von Gott ohne Zweifel in der Verkündigung der Kirche durch die Belehrung der Priester und der Erzieher erfahren, aber um uns auch intellektuell zu vergewissern, daß dieser überkommene Glaube nicht auf unsicheren Füßen steht, haben wir an mehreren Sonntagen die Beweise, die das gläubige Nachdenken für Gottes Existenz gefunden hat, uns vor Augen geführt.

Nun gibt es aber Menschen, die sagen: „Es gibt keinen Gott.“ Es existieren atheistische Gedankensysteme, Weltanschauungen, Philosophien. Der Atheismus, also die Gottlosigkeit, die Gottesleugnung, ist die radikalste Form des Gegensatzes zum Glauben an Gott. Ihm wollen wir heute einige Überlegungen widmen.

Die Bestreitung der Existenz Gottes tritt in zwei Formen auf, nämlich als Unkenntnis Gottes und als Leugnung Gottes. Man unterscheidet den negativen und den positiven Atheismus. Was zunächst die Unkenntnis Gottes angeht, so wird von der überwiegenden Zahl der Theologen die Ansicht vertreten, daß es eine wirkliche, ehrliche Unkenntnis Gottes auf Dauer nicht geben kann. Denn die Wirklichkeit Gottes drängt sich dem unverbildeten Menschengestalt mit derartiger Ursprünglichkeit und Lebendigkeit auf, daß eigentlich kein zum Bewußtsein seiner selbst gekommener Mensch in Unkenntnis über Gottes Existenz sein kann. Der Mensch ist ja Gott verwandt, weil er von Gott stammt, und diese Verwandtschaft mit Gott wird sich dem Bewußtsein des Menschen in irgendeiner Weise aufdrängen, so daß er eigentlich in einer wirklichen, ehrlichen Unkenntnis Gottes auf Dauer nicht verbleiben kann. Was in seinem Sein angelegt ist, nämlich die Verwandtschaft mit Gott, wird sich auch in seinem Bewußtsein niederschlagen. So sagt die Mehrzahl der Theologen. Es ist das eine Tatsachenfrage; es ist keine Lehre, die wir annehmen müssen. Wir können durchaus der Ansicht sein, daß es Unkenntnis Gottes gibt. Ich könnte mir persönlich vorstellen, daß unter den 16 Millionen Bewohnern der ehemaligen DDR eine weit verbreitete Unkenntnis Gottes vorhanden ist. Die in diesem Gebiet Aufgewachsenen haben vielfach niemals etwas von Gott gehört, höchstens insofern, als man sagte, das sei eine überholte Ideologie. Die Umgebung war gottlos, gottentfremdet, gottfern. Ich halte es für denkbar, daß es Menschen gibt, die Gott nicht kennen, die in der Unkenntnis Gottes leben, die also dem negativen Atheismus anhängen.

Anders steht es um den positiven Atheismus. Er besteht darin, daß man durch Scheingründe die Existenz Gottes leugnet. Daß es atheistische Gedankensysteme gibt, ist ohne jede Frage gewiß. Im 18. Jahrhundert fanden sich unter den französischen Enzyklopädisten Männer, die die Existenz Gottes radikal leugneten, z.B. der Baron Holbach oder Lamettrie. Im 19. Jahrhundert hat die Gottesleugnung noch viel mehr Menschen erfaßt. Im deutschen Idealismus sind zweifellos Männer vertreten, die eine wirkliche Existenz Gottes nicht angenommen haben. Bekannt ist z.B. Johann Gottlieb Fichte; er mußte die Universität in Jena verlassen, weil er angeblich oder wirklich den Atheismus vertrat. Dazu kam dann der Marxismus. Karl Marx war ein radikaler Leugner Gottes. Die Religion sah er von der herrschenden Klasse erfunden, um die Menschen niederzuhalten. Die herrschende Klasse hat nach ihm einen ideologischen Überbau benötigt, den nennt man Religion, und damit sollen die Men-

schen kirre gemacht werden, nämlich gehorsam gegen Staat und Kirche. Der Marxismus wurde dann in unserem Jahrhundert durch Lenin vertieft. Er gab die Religiosität als eine Erscheinung aus, die sich aus der Übermacht des Kapitalismus gegenüber der arbeitenden Klasse ergibt. Weil die arbeitende Klasse unterdrückt war, suchte sie eine gewisse Erfüllung, eine Scheinerfüllung, eine Ersatzerfüllung in einem gedachten Wesen, das sie Gott nannte. Auch gewisse Naturwissenschaftler haben einen kämpferischen Atheismus vertreten. Ich denke z.B. an der Jenaer Professor Ernst Häckel. Sein Buch „Die Welträtsel“ ist in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet worden und hat ohne Zweifel Millionen von Menschen um den Glauben gebracht. Es gibt atheistische, von einer kämpferischen Ideologie geprägte Gedankensysteme.

Die zweite Wurzel der Gottesleugnung ist im Willen und im Lebensgefühl gelegen. Wer ins Triebhafte absinkt, der hat für das Geistige, erst recht für den höchsten geistigen Wert, für Gott, keinen Sinn. Wer im Materialismus aufgeht, für wen Essen und Trinken, Urlaub und Schlafen die höchsten Werte sind, der ist in der Gefahr, Gott zu übersehen. Der Materialismus in der praktischen Lebensführung ist geeignet, den Menschen dazu zu bringen, Gott zu leugnen.

Weit gefährlicher ist die Trägheit des Herzens. Sie besteht darin, daß der Mensch sich das Große, das Gott für ihn bedeutet, nicht zumuten will. Er spürt, Gott verlangt etwas, er verlangt viel, aber er will das nicht leisten, was Gott verlangt. Und deswegen bestreitet er seine Existenz. Es faßt ihn eine Art Angst- und Schwindelgefühl, wenn er Gottes inne wird, weil er sich das Hohe, das Gott bedeutet und fordert, nicht zumuten will. Kierkegaard, der scharfsinnige evangelische Theologe, nennt das die „Verzweiflung der Schwachen“.

Besonders gefährlich für den Gottesglauben ist das Versinken im Bösen. Wer das Böse liebt und das Gute haßt, der flieht vor dem, der das Böse straft und das Gute lohnt. Die Flucht vor Gott aus dem bösen Gewissen ist die häufigste Ursache für die Gottesleugnung. Ein helllichtiger Mann des vorigen Jahrhunderts, der sich selbst als Gottesleugner bezeichnete, hat diesen Zusammenhang erkannt. In seinem „Zarathustra“ schreibt Friedrich Nietzsche: „Aber Gott mußte sterben. Er sah mit Augen, welche alles sahen. Er sah des Menschen Tiefen und Gründe, alle seine verhehlte Schmach und Häßlichkeit. Der Gott, der alles sah, auch den Menschen, dieser Gott mußte sterben. Der Mensch erträgt es nicht, daß solch ein Zeuge lebt.“

In der Tat können wir Seelsorger bezeugen, daß nichts so sicher und dauerhaft von Gott, Religion und Kirche trennt wie das Untergehen in der Sünde, vor allen Dingen in der geschlechtlichen Sünde. In diesem Punkte will sich der Mensch nicht hereinreden lassen, von keiner Kirche und von keinem Gott! Und wenn Gott doch hineinredet durch den Mund der Kirche, dann müssen beide sterben. Gott muß sterben, wenigstens im Herzen, im eigenen Herzen, und die Kirche muß sterben, zumindest durch den Kirchenaustritt.

Es gibt eine weitere Möglichkeit, zur Gottesleugnung zu kommen durch völlige Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber höheren Werten. Wenn jemand überbeansprucht ist durch die Plackerei des Alltags, wenn er übermüdet ist, wenn er sein Antlitz verloren hat durch die Massenmedien und ein Massenmensch geworden ist, der nur das aufnimmt, was alle denken und alle sagen - oder angeblich alle denken und alle sagen -, ein solcher Mensch kann geradezu gottesunfähig werden. Denn Gott verlangt eben Teilnahme, Interesse, er verlangt lebendiges Hinzugehen. Wer dagegen in Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit versinkt, der kann Gott nicht finden, sondern wird ihn bestreiten.

Schließlich ist auch der Stolz eine Wurzel der Gottesleugnung. Der Stolze meint, mit sich selbst auszukommen. Er erkennt keine Werte über sich an. Er braucht sie nicht, wie er meint, und er fürchtet in Gott die Überlegenheit. Er hat die Angst, daß seine Freiheit durch Gott beschränkt werden könnte, und darum leugnet er Gott. So sagt beispielsweise Bakunin: „Wenn es Gott gäbe, müßte man ihn vernichten.“ Oder Friedrich Nietzsche: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein? Also gibt es keine Götter.“

Dem Stolz beigesellt ist der Haß. Der Haß ist eine ursprüngliche Gegenbewegung gegen Gottes Heiligkeit. Gott ist anders als der Mensch, und er beunruhigt den Menschen mit seinen Forderungen und mit seinem Wesen. Durch diese Beunruhigung fühlt sich der Mensch unbehaglich. Die Unbehaglichkeit erzeugt Widerwillen, und der Widerwille führt zum Haß, zum Vernichtungswillen gegenüber Gott. Der Haß gegen Gott ist stärker als jeder andere Haß, weil der Wert höher steht als jeder andere

Wert. Der Haß gegen Gott ist deswegen intensiver, weil Gott dem Menschen näher steht als jedes andere Wesen. In ihm leben wir ja, bewegen wir uns und sind wir. Und weil Gott dem Menschen näher steht, muß der Mensch eine stärkere Gegenbewegung machen, um sich gegen Gott zu wehren. Diese Gegenbewegung ist besonder stark gegen den in Christus erschienenen Gott. Hier ist Gott dem Menschen gleichsam auf den Leib gerückt. Und deswegen ist der Haß in der christlichen Epoche der Geschichte von größerer Intensität als in der vorchristlichen Periode. Der Mensch muß eine stärkere Gegenbewegung machen, um sich des in Christus nahegekommenen Gottes zu erwehren als gegenüber den Göttern in der vorchristlichen Zeit.

Das sind, meine lieben Freunde, die wesentlichen Gründe für die Leugnung Gottes: das Absinken ins Triebhafte, die Trägheit des Herzens, die sich in vielfacher Weise kundtut, in der Ausgegossenheit des Geistes, im unbändigen Gerede, in der Unstetheit des Ortes und der Zeit. Und schließlich Stolz und Haß, das schlechte Gewissen, das den Menschen dazu bringt, Gott zu leugnen. Ob aber alle diese Erscheinungen genügen, um im Menschen jede Erinnerung an Gott zu töten, ob sie ausreichen, um den Menschen wirklich gottfrei oder gottlos zu machen, daran ist ein Zweifel berechtigt. Denn wir haben einmal Zeugnisse von Menschen, die gottlos waren oder sich als gottlos bezeichneten, daß sie in einer bestimmten Stunde ihres Lebens, etwa in Gefahr, sich doch Gottes erinnert haben. Außerdem gibt es immer wieder Zeugnisse literarischer Art, die uns zweifeln lassen, ob die sogenannten Gottlosen sich wirklich von jeder Gottesvorstellung befreit haben. Um noch einmal den erwähnten Friedrich Nietzsche sprechen zu lassen: „Wer wärmt mich, wer liebt mich noch? Gebt heiße Hände! Gebt Herzens-Kohlenbecken! Du Jäger hinter Wolken! Darniedergeblitzt von dir, du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt - so liege ich, biege mich, winde mich, gequält von allen ewigen Martern, getroffen von dir, grausamster Jäger, du unbekannter - Gott! Was willst du? Sprich! Du drängst mich, drückst mich. Ha! Schon viel zu nahe! Weg! Weg! Du hörst mich atmen, du behorchst mein Herz, du Eifersüchtiger - worauf doch eifersüchtig? Weg! Weg! Wozu die Leiter? Willst du hinein, ins Herz, einsteigen, in meine heimlichsten Gedanken einsteigen? Gib Liebe mir - wer wärmt mich noch? Wer liebt mich noch? Gib heiße Hände, gib Herzens- Kohlenbecken! Gib mir, dem Einsamsten, den Eis, ach! siebenfacher Eis nach Feinden selber, nach Feinden schmachten lehrt, gib, ja ergib, grausamster Feind, mir - dich! - Davon! Da floh er selber, mein letzter, einziger Genöß, mein großer Feind, mein Unbekannter, mein Henker-Gott. - Nein - komm zurück mit allen deinen Martern! Zum Letzten aller Einsamen o komm zurück! All meine Tränenbäche laufen zu dir den Lauf, und meine letzte Herzensflamme - dir glüht sie auf! O komm zurück, mein unbekannter Gott! Mein Schmerz! Mein letztes - Glück!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (12)

(Über die philosophische Bestreitung der Existenz Gottes)

27.11.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Leugnung Gottes hat viele Gesichter. Aber ihr Ausgangspunkt ist einer, nämlich die Autonomie, das Selbstgefühl, die Selbstherrlichkeit, die Selbstgesetzlichkeit des Menschen. Wie immer im einzelnen der Atheist seine Überzeugung begründen mag, alle atheistischen Erscheinungen lassen sich in letzter Linie auf die Überheblichkeit des Menschen zurückführen. In der europäischen Geistesgeschichte hat seit der Renaissance ein Bewußtsein immer mehr Menschen erfaßt, daß sie der Mittelpunkt des Kosmos seien. Sie entscheiden über Wirklichkeit und Wert. Sie entscheiden auch über Wirklichkeit und Wert der Religion. Sie bestimmen, ob Religion notwendig ist und wie Religion zu sein hat. Dieser Ausgangspunkt der Autonomie läßt sich an den verschiedenen Vorläufern oder Wegbereitern des vollen Atheismus deutlich zeigen.

Die Erkenntnis der Herrlichkeit, der Macht und der Unermeßlichkeit der Welt erzeugte bei den einen die sogenannte pantheistische Verirrung. Im Pantheismus werden Gott und Welt in eins gesetzt. Die Welt wird in ihrer numinosen Tiefe empfunden; man spricht von der „allschaffenden Mutter Natur“. Das Natürliche ist das Fromme und das Unnatürliche oder Widernatürliche ist das Böse. Vertreter dieser pantheistischen Verirrung sind z.B. der jüdische Philosoph Spinoza, aus unserem deutschen Geisteskreis Hölderlin, Goethe, Schelling. Die pantheistische Verirrung ist insofern mit der Autonomie des Menschen verkoppelt, weil der Mensch hier aus einem bestimmten Lebensgefühl, der Empfindung der Natur, urteilt, es kann keinen persönlichen Gott geben, es kann kein Gegenüber von Gott und Welt geben, sondern Gott und Welt müssen in eins gesetzt werden.

In diesem Sinne sagt z.B. Goethe: „Wer Kunst und Wissenschaft hat, der hat Religion. Wer sie nicht hat, der habe Religion.“ Hier werden also Kunst und Wissenschaft als Religionsersatz angesehen, und nur wer der Kunst und der Wissenschaft darbt, der müsse eine Religion haben.

Ein anderer Strang des Geisteslebens sah die Welt als ein System von mechanisch wirksamen Ursachen an. Die Welt ist gewissermaßen eine Maschine. Gewiß, sie mußte einmal gebaut und in Gang gesetzt werden, und dazu braucht man einen Gott. Aber nachdem sie läuft, ist Gott entbehrlich. Gott wird zum *deus otiosus*, also zu dem Gott, der nicht mehr in die Welt, die er einmal geschaffen hat, eingreift, weder durch Wunder noch durch eine Offenbarung. Hier bildet sich eine sogenannte natürliche Religion aus. Der Mensch bestimmt, was Inhalt dieser natürlichen Religion ist, also beispielsweise in England Tindal, Cherbury, Locke, in Frankreich Rousseau, Diderot, Voltaire. Zu dieser natürlichen Religion gehören nach diesen Autoren gewöhnlich die Existenz Gottes, Unsterblichkeit des Menschen, Freiheit des Willens. Alles andere ist menschliches Gemächte, menschliches Erzeugnis, und muß sich gefallen lassen, nach dieser von ihnen aufgestellten Naturreligion beurteilt zu werden. Daß damit die ganze Offenbarung und das Christentum hinfällt, ist offensichtlich.

Die Argumente, die im Kampf gegen das Christentum verwendet werden, lassen sich aber auch zum Angriff gegen Gott benutzen. Ein Mann wie Descartes, der französische Philosoph, hielt persönlich am Christentum fest. Aber er stellte ein Wahrheitskriterium auf, das gefährlich werden konnte. Wahr ist nach ihm nur das, was klar und deutlich erkennbar ist. Wenn sich Wirklichkeiten zeigen, die nicht klar und deutlich erkennbar sind, dann müssen sie geleugnet werden. So liegt in der Konsequenz der Descartesschen Aufstellungen die Leugnung Gottes, vor allen Dingen die Leugnung der Gottesbeweise. Und die ist ja dann von Kant vorgenommen worden. Der Königsberger Philosoph Imma-

nel Kant beschränkte die menschliche Erkenntnis auf die Empirie, auf die Erfahrung. Alles, was jenseits der Erfahrung ist, ist nach seiner Meinung dem Erkennen unzugänglich. Es gibt keine Gottesbeweise. Kant gilt als der große Zertrümmerer der Gottesbeweise. Dennoch hat er die Existenz Gottes angenommen, und zwar als ein Postulat der praktischen Vernunft. Er sagt, wir brauchen Gott. Der Mensch entscheidet, ob er Gott braucht. Und warum braucht er ihn? Er benötigt ihn für die Begründung der Moral, des Sittengesetzes, und für die Erfüllung des Glückseligkeitsverlangens. Bei Kant wird also Gott in den Dienst des Menschen genommen. Er dient dem Menschen, statt daß es, wie wir glauben, umgekehrt sein muß, daß der Mensch Gott dient. Nein, nach Kant ist die Existenz Gottes als Postulat, d.h. als Forderung, der praktischen Vernunft notwendig, um Moral und Glückseligkeitsverlangen zu befriedigen.

Selbstverständlich konnten Männer auftreten und sind Männer gekommen, die sagten, wir brauchen weder für die Moral noch für das Glückseligkeitsverlangen Gott, und diese Entwicklung ist bei Kant angelegt.

Im endigenden 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert nahm die Autonomie der Vernunft, die bisher auf die Vernunft gegründet war, eine andere Färbung an. Sie wurde zur Autonomie des Gefühls. Nicht mehr die Vernunft entscheidet, ob Gott existiert, sondern das Gefühl entscheidet. Einer der Hauptvertreter dieser Gefühlsphilosophie und Gefühlstheologie ist der protestantische Theologe Schleiermacher, der in Berlin gelehrt hat. Nach ihm entscheidet das menschliche Gefühl der Abhängigkeit, seine Sehnsucht nach dem Unendlichen über die Existenz Gottes. Der Mensch hat ein Gespür schlechthiniger Abhängigkeit, und danach richtet es sich, ob Gott existiert oder nicht; denn erkennen kann man Gott nicht. Darin ist er ein getreuer Schüler von Kant. Er kommt zwar auf diese Weise zu einem göttlichen Wesen, aber nicht zum persönlichen Gott. Die Gefühlsphilosophie und Gefühlstheologie Schleiermachers kennt keinen persönlichen Gott. Religion, sagt er einmal, hat nicht der, der an eine heilige Schrift glaubt, sondern derjenige, der keiner Schrift bedarf oder der selbst eine machen könnte.

Wir sehen, hier ist alles auf den Subjektivismus gestellt, auf das persönliche Empfinden des Menschen. Mit dieser Theologie und Philosophie lassen sich Kirche, Kirchenlehre, kirchliche Moral überhaupt nicht mehr begründen. Und selbstverständlich gab es andere, die sagten: Mein Gefühl spricht anders als das Gefühl von Herrn Schleiermacher. Mein Gefühl sagt mir, daß wir Gottes nicht bedürfen, ja daß wir ihn gar nicht mögen.

Ein typischer Vertreter dieser gegensätzlichen Gefühlsphilosophie ist Ludwig Feuerbach. Er hat im vorigen Jahrhundert Tausenden und Abertausenden von Intellektuellen das Material geliefert, um vom christlichen Glauben zum Atheismus überzugehen. Das 19. Jahrhundert war bei den Intellektuellen weitgehend ein Jahrhundert des Atheismus. Wie kommt Feuerbach zu seiner Einstellung? Nun, sein Gefühl sagt ihm, daß der Mensch ein Bündel von physiologischen Vorgängen ist. Das Denken ist gewissermaßen ein Schwitzen des menschlichen Körpers, ein Ausschwitzen des menschlichen Körpers; und diese physiologischen Vorgänge haben auch die Vorstellung von Gott erzeugt. Der Mensch hat Wünsche, unerfüllbare Wünsche. Er kann sie auf Erden nicht befriedigen, und so projiziert er, also verlegt er seine Wünsche in ein überirdisches Reich und nennt dieses Gott. Gott, die Gottesvorstellung, ist nichts anderes als ein Produkt des Menschen. Sein Gefühl der Unerfülltheit veranlaßt ihn, einen Gott zu entwerfen, bei dem er eine Scheinerfüllung, eine illusionäre Erfüllung seiner Wünsche erlebt oder erleben soll. Wenn aber einmal das wirkliche Glück der Menschen gekommen ist, wenn nämlich alle menschlichen Bedürfnisse befriedigt sind, dann bricht die Gottesvorstellung zusammen, dann verschwindet sie, weil die illusionäre Erfüllung nicht mehr notwendig ist gegenüber der tatsächlichen Befriedigung der menschlichen Wünsche. Sie sehen sofort, daß Feuerbach einer der Väter des Marxismus und des dialektischen Materialismus ist.

Ein anderer Gefühlsphilosoph ist Friedrich Nietzsche. Nach ihm geht Gott gegen den guten Geschmack. Er verhindert die menschliche Größe, er engt den Menschen ein, er beschränkt ihn, und deswegen darf Gott nicht existieren. Das Lebensgefühl des Übermenschen wehrt sich gegen eine derartige Einengung und Beschränkung. Darum muß Gott gezeugnet werden.

Das Autonomieverlangen des Menschen ist die gemeinsame Wurzel der Gottesleugnung. In der Gegenwart hat es sich in den verschiedenen Arten der Existenzphilosophie einen Ausdruck geschaf-

fen. Die Existenzphilosophie geht von der unbestreitbaren Tatsache aus, daß unendlich viel Leid und Schmerz in der Welt ist. Ihre Anhänger sind der Meinung, daß der Mensch im Angesicht einer letzten Sinnlosigkeit, einer letzten Hoffnungslosigkeit lebt und leben muß. „Wir sind allein“, sagt einer von diesen Philosophen einmal. Er meint damit, es gibt keinen Gott. Wir sind allein. Aber angesichts der Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit soll der Mensch sein Leben aufschäumen lassen zu äußerster Intensität, soll er sein eigentliches Selbst gewinnen. Also eine radikale Bejahung des Diesseits, aber auch eine ebenso radikale Verneinung des Jenseits. Das ist die letzte Auswirkung des menschlichen Autonomiestrebens. Das Gefühl, daß alles sinnlos sei, gibt diesen Existenzphilosophen die Ansicht ein, es könne keinen Gott geben und es brauche keinen Gott zu geben.

Wie kann man, meine lieben Freunde, Anhängern des Atheismus begegnen? Ist es möglich, sie zu bekehren, sie von der Falschheit ihrer Ansichten zu überzeugen? Selbstverständlich muß immer das Bemühen um eine rationale Begründung unseres Glaubens am Anfang stehen. Wir müssen uns allezeit Mühe geben, die Gottesbeweise, die ja vielfältig vorgelegt, ergänzt und erneuert worden sind, den Menschen nahezubringen. Es gibt auch in der Gegenwart vereinzelt Schriften, welche die Gottesbeweise einleuchtend darlegen, etwa die Schriften des Saarbrücker Biologen Kuhn. Unser Bemühen muß also zweifellos immer vom Verstand ausgehen und die Einwände gegen Gottes Existenz zu widerlegen suchen. Es gibt keine durchschlagenden Beweise für die Nichtexistenz Gottes.

Aber das genügt nicht. Wir müssen zweitens positiv die Schönheit, die Herrlichkeit und den Glanz Gottes den Menschen, die nicht glauben, zu vermitteln suchen. Wir müssen sie davon überzeugen, daß Gott eine Wirklichkeit ist, die über alle noch so glänzende irdische Wirklichkeit hinausreicht, daß er eine Macht ist, die alle Macht der Erde weit übersteigt, daß er eine Intelligenz besitzt, die jede menschliche Intelligenz weit, weit hinter sich zurückläßt. Mir persönlich ist immer wieder der Blick zum Sternenhimmel ein besonders eindrucksvoller Hinweis auf Gott. Die Astronomie hat uns so viele gewaltige Daten bereitet, die uns an die Macht und Weisheit des Schöpfers gemahnen. Wenn von der Erde, meine lieben Freunde, ein Lichtstrahl ausgeht, dann schießt er mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde dahin. In 8 Minuten ist dieser Lichtstrahl bis zur Sonne gedrun- gen. In 4 Sekunden erreicht er die äußersten Planeten, in 4 Jahren dringt er vor bis zum Fixsternenhimmel, bis zum weitest entfernten Fixstern. In drei- bis vierhundert Jahren erreicht er jenen Raum, den wir gerade noch mit unseren Werkzeugen und Methoden erreichen können. Aber es gibt Gestirne, die sind Hunderttausende, Millionen von Lichtjahren von uns entfernt. Am 18. August 1901 zeichnete sich auf der fotografischen Platte des Astronomischen Instituts in Heidelberg ein Bild des Andromedanebels ab. Diese Strahlen, die am 18. August 1901 sich dort abbildeten, waren von dem Andromedanebel vor 1 Million Jahren ausgegangen. Sie haben 1 Million Jahre gebraucht, bis sie die Platte erreichten. Es gibt Gestirne, die sind Hunderte von Millionen Lichtjahre von uns entfernt.

Diese mathematisch sicheren Daten vermögen uns eine Ahnung von der Macht, Weisheit und Kraft des Schöpfers zu geben. Wir sollten den Menschen die Zweck- und Zielstrebigkeit der Natur aufzeigen, etwa den Bau eines Käfers oder die Struktur unseres Auges, um sie davon zu überzeugen, wie absurd es ist, anzunehmen, der Zufall, der blinde Zufall, habe so etwas hervorgebracht.

Drittens gibt es aber noch eine ganz bedeutsame Aufgabe, die uns angesichts des Atheismus und der Atheisten in unserer Umgebung gestellt ist. Die meisten Menschen sind nicht erstrangig intellektuell, die meisten sind überwiegend emotional bestimmt. Sie sprechen also stärker an auf Erlebnisse als auf Überlegungen. Deswegen ist es so bedeutsam, daß sie erleben, wie Menschen sind, die an einen Gott glauben. Sie müssen in ihrer Umgebung Menschen vorfinden, deren Leben, Verhalten, Denken und Wollen von der Existenz Gottes geprägt ist. Sie müssen Menschen begegnen, bei deren Leben sie sagen: So wie dieser Mensch ist, möchte ich sein, und den Gott, den dieser Mensch anbetet, den möchte ich kennenlernen. Wenn wir so sind, daß die Menschen ihre verschüttete Anlage für Gott wieder freilegen, daß die Sehnsucht nach Gott, die in irgendeiner Weise selbst im gottfernten Menschen noch schlummert, daß ihre Sehnsucht nach Gott wieder aufbricht, dann haben wir die wichtigste Funktion gegenüber dem Atheismus unserer Zeit erfüllt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (13)

(Über die Unbegreiflichkeit Gottes)

04.12.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor kurzer Zeit rief mich ein Priester aus der Diözese Würzburg an. Er schilderte den fortschreitenden Zerfall in unserer Kirche, den überall zu beobachtenden Niedergang, den Priestermangel, die Uneinigkeit in grundwesentlichen Fragen, falsche Lehren von Bischöfen, aufmüpfige Superlaien, und dann stellte er die Frage: Was sagt denn Gott eigentlich dazu? Warum greift er nicht ein? Hat er Freude daran, daß seine Kirche zerfällt?

Die Unbegreiflichkeit Gottes ist auch für die Frommen ein schweres Problem. Wir haben an den vergangenen Sonntagen uns die Gottesbeweise vor Augen geführt. Wir haben erkannt: Es gibt die Möglichkeit, auf rationale Weise das Dasein Gottes einem Gutwilligen überzeugend darzutun. Wir sind freilich auch auf den Atheismus zu sprechen gekommen. Es gibt Menschen, die wirklich oder vermeintlich nicht an Gott glauben, ja die Existenz Gottes leugnen.

Wenn wir von der Möglichkeit der natürlichen Gotteserkenntnis sprechen - und sprechen müssen -, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß Gott immer, auch wenn er von uns als existierend erkannt ist, ein Geheimnis bleibt. Gott ist unbegreiflich und unaussprechlich. Das ist ein Dogma, ein Glaubenssatz der Kirche. Zuletzt wurde er ausgesprochen vom I. Vatikanischen Konzil: „Gott ist unbegreiflich und unaussprechlich!“ Seine Lebensfülle, sein Seinsreichtum ist von solcher Art, daß er durch kein menschliches Erkennen durchschaut, durch keinen menschlichen Begriff eingefangen, durch kein menschliches Wort umfaßt werden könnte.

Schon der Mensch ist ja für jeden Menschen ein Geheimnis. Weil er eine Person ist, besitzt er etwas Unmittelbares. So öffnet ein Mensch gegenüber anderen sein mag - und er soll es sein -, so wenig ist er imstande, das Tiefste und Letzte und Innigste aus seiner Person fortzugeben. Die Person ist unmitteilbar. Jeder Mensch hat ein In-sich-Sein, das niemals einem anderen eröffnet werden kann. Was vom Menschen gilt, das trifft in noch viel höherem Maße auf Gott zu. Gott ist in allem anders als der Mensch. Er ist also auch in seiner Personalität anders als der Mensch. Und zwar ist es das Geheimnis seiner Personalität, daß das göttliche Wesen in dreipersonaler Weise existiert. Sein Seinsreichtum, seine Seinsfülle ist von solcher Unermeßlichkeit, daß sie nur durch ein dreipersonales göttliches Ich ausgedrückt werden kann. Die Dreipersonalität Gottes ist das tiefste, letzte, unauslotbare und unmitteilbare Geheimnis Gottes. Seine Unendlichkeit folgt erst aus der Dreipersonalität. Weil er der Dreipersonale ist, ist er der Unendliche. Nur in dreipersonaler Weise kann seine Unendlichkeit gelebt werden. Auch wenn Gott sich dem Menschen enthüllt (in der Offenbarung), bleibt er der Unbegreifliche. Seine Offenbarung ist die Offenbarung der Unbegreiflichkeit. Gott offenbart sich so, daß die Menschen an ihm erkennen: Gott ist unbegreiflich. Er handelt so, daß sie über ihn staunen, daß sie über ihn verwundert sind, daß sie sein Verhalten seltsam und merkwürdig finden.

Das war schon im Alten Bunde so. Die Frommen des Alten Testaments erlebten, daß Gott die Seinen führte und schützte; aber sie erlebten auch, daß er die Feinde über die Seinen triumphieren ließ, und das erschien ihnen verwunderlich und schwer zu begreifen. Das Geheimnis der Unbegreiflichkeit Gottes ist in besonderer Weise ausgesprochen im Buche Job. Der treue Diener Job wird von Gott mit schwersten Heimsuchungen bedacht. Er verliert seinen Besitz, seine Kinder; er selbst wird geschlagen mit Krankheiten, obwohl er doch immer ein gottesfürchtiger, gottestreuer, Gott liebender Mann war. Wie er in seiner ausweglosen Lage Klagen und Anklagen gegen Gott erhebt, da spricht zu ihm einer seiner Freunde: „Kannst du den Urgrund Gottes ergründen oder an des Allmächtigen

Grenze dringen? Über den Himmel hinauf ist sie hoch - was willst du beginnen? Unter die Hölle hinab ist sie tief - was willst du erkennen? Weiter ist sie an Maß als die Erde und über das Meer hinaus breiter. Braust er daher und nimmt in Gewahrsam und ruft vor Gericht - wer will es ihm wehren?“ Dieser Freund verweist also Job auf Gottes Unergründlichkeit. Seine Wege sind nicht des Menschen Wege, seine Pläne sind nicht durchschaubar, seine Gerichte sind nicht zu ergründen. Und deswegen heißt es dann einige Kapitel weiter im Buche Job: „Siehe, Gott ist größer als wir verstehen. Unerforschlich die Zahl seiner Tage.“ Job ringt sich schließlich durch, ja zu sagen zur Unbegreiflichkeit Gottes, und spricht deswegen: „Wer ist's, der planvolles Walten verdunkelt durch Unverstand? So habe ich geredet ohne Verständnis. Zu wunderbar war es, als daß ich's begriff.“ Hier ist das Eingeständnis der Unbegreiflichkeit Gottes aus dem Munde Jobs aufgezeichnet.

Eine besondere Qualität und Intensität nimmt Gottes Unbegreiflichkeit an, wenn die Frommen das Glück der Gottlosen sehen. „Denn ich ereiferte mich ob der Frechen, da ich der Frevler Wohlergehen sah. Sie kennen keine Nöte, gesund und kräftig ist ihr Leib. Sie merken nichts von anderer Menschen Mühsal und werden nicht wie andere geplagt. Darum ist der Hochmut auch ihr Halsgeschmeide, umgibt Gewalttat sie wie ein Gewand. Aus bösem Sinn gebiert sich ihre Bosheit, der schlimmen Lüste sind sie übervoll. Sie treiben Spott und reden voller Bosheit. Sie sagen: Ach, wie sollte Gott das wissen. Gibt es beim Höchsten überhaupt ein Wissen? Seht nur, so geht es den Frevlern! Sie häufen Reichtum allzeit ungestört.“

Diese im 73. Psalm ausgesprochene Beobachtung fällt begreiflicherweise besonders drückend auf die Seele der Frommen. Wir Menschen neigen ja dazu, Gott verpflichten zu wollen, unsere Treue zu ihm, unsere Liebe zu ihm, unsere Verehrung für ihn vergolten zu sehen. Unsere Berechnung lautet so: Wenn ich Gott treu bin, dann muß er mich beschützen bei Gefahr. Aber das ist offenbar nicht die Weise, wie der unbegreifliche Gott handelt, sondern er gibt auch die Seinen dem Untergange preis. Er läßt über sie Schweres, ja Schwerstes kommen. Im Buche Kohelet, das in gewisser Hinsicht einem Pessimismus das Wort redet, heißt es: „Ich sah die Mühsal, die Gott den Menschen aufgebürdet hat, sich damit abzulagen. Die Welt hat er ihrem Forschergeist übergeben, doch ohne daß der Mensch das Werk, das Gott wirkt, ergründen kann vom Beginn bis zum Ende.“ Die Unergründlichkeit Gottes muß vom Frommen schweigend angebetet werden. Es ist unmöglich, seine Wege zu durchschauen, seine Pläne zu ergründen. So heißt es im Buche Sirach: „Er ist alles. Wie können wir ihn preisen? Er ist ja noch größer als alle seine Werke. Er ist doch immer noch erhaben. Wer kann ihn preisen, wie er ist? Vieles, was verborgen ist, ist noch viel größer als dieses. Von seinen Werken sehen wir nur wenig.“ Diese Verse aus dem Buche Sirach wollen uns davon überzeugen, daß die Offenbarung Gottes gleichzeitig seine Verhüllung ist. Es ist eine verhüllende Offenbarung. Es wird uns gewiß von Gott etwas enthüllt, aber so, daß seine Unbegreiflichkeit deswegen nicht beseitigt wird.

Das gilt auch für den Gipfel der Offenbarung in Christus Jesus. Hier ist die Fülle der Offenbarung gegeben. In Christus Jesus hat Gott das letzte Wort an die Menschheit gerichtet, hat er das Geheimnis, das von ewigen Zeiten her in ihm verborgen war, den Menschen geoffenbart. Im Epheserbrief hat der Apostel Paulus über diese Offenbarung des Geheimnisses Gottes gesprochen. „Er hat uns das Geheimnis seines Willens kundgetan. Es hat ihm gefallen, und so hatte er es sich vorgenommen, um seinen Heilsplan zu verwirklichen in ihm in der Fülle der Zeiten. In Christus wollte er alles im Himmel und auf Erden wieder einheitlich zusammenfassen. In ihm sind wir auch zu Erben berufen, wir, die wir vorausbestimmt wurden nach dem Vorsatze dessen, der alles wirkt, nach dem Ratschlusse seines Willens.“ Und an einer anderen Stelle: „Allen will ich klarmachen, welches die Verwirklichung des Geheimnisses sei, das von Ewigkeit her verborgen gewesen in Gott, dem Schöpfer des Alls. Aber jetzt soll den Mächten und Gewalten im Himmel durch die Kirche die überaus mannigfaltige Weisheit Gottes kund werden. So war es Gottes Ratschluß von Ewigkeit her. Er hat ihn ausgeführt in Christus Jesus, unserem Herrn.“

Das ist also der Inhalt dieser Offenbarung, daß Gott seinen Sohn in die Welt sandte, um alles in ihm zusammenzufassen, um ihn als das Haupt der Schöpfung zu deklarieren, um die Menschen in das Sohnes-, in das Kindesverhältnis zu Gott zu rufen. Zu diesem Zweck war es notwendig, das dreipersonliche Leben Gottes zu offenbaren. Denn dieses dreipersönliche Leben ist es, woran wir teilnehmen, wenn wir Kinder Gottes werden. Gnadenleben heißt Teilnahme am dreipersönlichen Gottesle-

ben. Also mußte die Dreipersonalität Gottes offenbart werden. Früher war sie unbekannt. Sie ist erst bekannt geworden, seitdem Christus auf Erden erschienen ist. Natürlicherweise kann man den dreipersonlichen Gott nicht erkennen. Warum nicht? Unser Erkennen Gottes geht ja aus von den Geschöpfen. Wir sehen die Geschöpfe als die Wirkung und schließen auf Gott als die Ursache. Nun sind aber alle Werke Gottes nach außen von allen drei Personen gewirkt. Sie werden durch das göttliche Wesen hervorgebracht. Infolgedessen kommen wir bei der Erkenntnis Gottes aus den Geschöpfen immer nur zur Erkenntnis des göttlichen Wesens, niemals zur Erkenntnis der drei Personen in Gott. Es ist also ein Geheimnis über allen Geheimnissen, das uns von Gott notwendig geoffenbart werden muß und das wir auch dann nicht begreifen können, wenn es uns mitgeteilt ist.

Die Erkenntnis des dreipersonalen Gottes kann nur der vollziehen, der vom Heiligen Geist erfüllt ist. Nur wen Gott zieht, der kann zu ihm kommen. Nur wen der Heilige Geist belehrt, der ist imstande, eine menschlich begrenzte Einsicht in die Dreipersonalität zu gewinnen. Von dieser Einsicht sagt der Apostel Paulus im 1. Brief an die Korinther: „Der natürliche Mensch faßt nicht, was des Geistes Gottes ist. Ja, als Torheit erscheint es ihm. Er vermag es nicht zu verstehen, weil es geistig beurteilt werden muß. Der geistige Mensch aber beurteilt alles.“ Wer vom Heiligen Geist belehrt ist, der vermag das Geheimnis der Trinität zu erfassen. Ein anderer sagt vielleicht: Wer das vom Geheimnis der Trinität erfüllte Glaubensbekenntnis „Quicumque“ beschworen hat, der hat den Gesetzen des menschlichen Denkens abgeschworen. So hat ein böser Mensch gesagt. Nein, der geistliche Mensch versteht auch das nach menschlicher Art, was von der Dreipersonalität Gottes überhaupt zu verstehen ist. Aber selbstverständlich bleibt dieses innerste Geheimnis Gottes für den Menschen undurchschaubar. Auch die Seligen des Himmels können Gott nicht durchschauen, selbst wenn sie ihn sehen. Sie sehen ihn so, daß sie seine Unbegreiflichkeit miterkennen. Und dieses Sehen, das uns in Aussicht gestellt ist, ist etwas Gewaltiges. Es geht weit über das hinaus, was wir jetzt erkennen. „Denn jetzt sehen wir nur wie durch einen Spiegel, in Rätseln, jetzt ist mein Erkennen Stückwerk. Einmal aber werde ich von Angesicht zu Angesicht sehen. Dann werde ich erkennen, wie auch ich erkannt bin.“

Der Apostel Paulus hat sein ganzes christliches Leben darum gerungen, die Erkenntnis des Heiles in Christus den Heiden zu vermitteln. Er war sich aber auch immer bewußt, daß das verstandesmäßige Begreifen der Offenbarung an eine Grenze stößt und stoßen muß. Gott kann sich sein Geheimnis nicht entreißen lassen. Er bleibt nur dann Gott, wenn er vom Menschen nicht durchschaut, gleichsam übermächtig werden kann. Der Mensch müßte Gott sein, um Gott völlig zu erkennen. Und so preist der Apostel auch die Fügungen und Führungen Gottes: „O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege! Wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuerst etwas geschenkt, das vergolten werden müßte?“ Niemand! So ist die Antwort auf diese rhetorische Frage.

Wenn wir, meine lieben Freunde, vor dem Rätsel der Fügungen und Führungen Gottes stehen, wenn unser eigenes Schicksal uns düster und trostlos dünkt, wenn das Leid über die Qualen der Mitmenschen uns ans Herz greift, wenn der Schmerz über die Wunden unserer heiligen Mutter Kirche uns betrübt und unruhig macht, dann sollen wir uns nach den Worten des Apostels auf die Knie begeben und die Unergründlichkeit Gottes, aber auch die Weisheit Gottes anbeten. Gott muß Gott bleiben. Er bleibt aber nur Gott, wenn er nicht durchschaubar ist, wenn seine Fügungen und Führungen in seinem göttlichen Plan richtig zum Ziele kommen, auch wenn wir Menschen es nicht begreifen.

Ein Fürst sagte einmal zu einem weisen Mann: „Zeige mir deinen Gott!“ Er antwortete: „Gott kann man nicht sehen.“ Der Fürst war unwillig. Da sagte ihm der weise Mann: „Komm mit mir in den Hof des Palastes!“ Sie gingen hinaus. Dann forderte der weise Mann den Fürsten auf: „Schau in die Sonne!“ „Das kann ich nicht“, sagte der Fürst. „So“, sagte der weise Mann, „du vermagst nicht einmal einen Strahl eines Geschöpfes Gottes auszuhalten, und da verlangst du, Gott selbst zu sehen?“ Wahrhaftig, so ist es. Wir haben genug Wege und Mittel, um zu Gott zu finden. Wir haben seine natürliche Offenbarung, seine Werkoffenbarung in der Schöpfung. Wir haben seine übernatürliche Offenbarung, seine Normoffenbarung in den Fügungen und Führungen des Alten und des Neuen Testaments. Daran muß es uns genug sein. Wir können Gott finden in einem ausreichenden Maße. Es ist genug Licht da für den, der sehen will. Freilich, es ist auch genug Dunkel da für den, der nicht sehen will.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (14)

(Über die Begrifflichkeit der Gotteserkenntnis)

11.12.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seit vielen Sonntagen beschäftigen wir uns mit der Erkenntnis Gottes. Es ist eine Eigenart der Gotteserkenntnis, daß sie nicht unmittelbar, sondern mittelbar ist. Die Fachsprache nennt die Erkenntnis Gottes, die uns möglich ist, analog. Sie ist verhältnismäßig. Wir erkennen Gott also nicht in einem Erkenntnisbild von Gott selbst, sondern wir erkennen Gott in einem Erkenntnisbild von anderen, und diese Erkenntnisweise, diese mittelbare, diese vermittelte Erkenntnisweise, nennen wir analog.

Die Heilige Schrift läßt keinen Zweifel daran, daß wir durch andere Dinge, Geschöpfe, Menschen, geschichtliche Ereignisse, Gott erkennen. Im Buche der Weisheit etwa heißt es: „Denn aus der Schönheit und Größe der Geschöpfe wird durch Vergleichen“ - durch Vergleichen! - „ihr Schöpfer erschlossen.“ Eine vergleichsweise erfolgende Erkenntnis ist uns also nach dem Buch der Weisheit möglich. Der Apostel Paulus hat sich mehrfach über die uns zugängliche Erkenntnis Gottes ausgelassen. Im Römerbrief schreibt er: „Was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar. Gott selbst hat es ihnen geoffenbart. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen.“ Also an den Werken erkennen wir Gott. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit, sind („erst“, könnten wir hinzufügen) seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft („nur“, könnten wir hinzudenken) an seinen Werken zu erkennen. Und im 1. Korintherbrief: „Jetzt sehen wir nur wie durch einen Spiegel in Rätseln. Dann aber (in der Ewigkeit) von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich erkennen, wie auch ich erkannt bin.“ Oder im 2. Korintherbrief: „Im Glauben wandeln wir und nicht im Schauen.“ Das Schauen gibt eine unmittelbare Erkenntnis, aber der Glaube gibt nur eine mittelbare Erkenntnis Gottes.

Die verhältnismäßige, die analoge Erkenntnis Gottes besteht, wie ich andeutete, darin, daß uns nicht ein Erkenntnisbild von Gott selbst möglich und zugänglich ist, sondern nur ein Erkenntnisbild von anderen Dingen, die Gott ähnlich sind. Sie sind ihm ähnlich, weil er ihre Wirk- und Vorbildursache ist. Sie sind von Gott geschaffen, und so ist etwas von Gott in sie eingegangen; so ist eine Spur von Gott in ihnen zu erkennen. Das ist schon bei jedem irdischen Künstler so. Wenn wir ein Gemälde oder eine Skulptur sehen, dann können wir von diesem Gemälde oder von dieser Skulptur auf den Künstler zurückschließen. Wir können etwas über sein Innenleben aussagen, was er sich gedacht hat und wie er selbst beschaffen ist. Ähnlich-unähnlich ist es bei den Geschöpfen, die Gott geschaffen hat. Sie gestatten einen Rückschluß auf Gott. Freilich geht Gott viel weniger in seine Geschöpfe ein als ein menschlicher Künstler in sein Werk. Die Geschöpfe, die Gott geschaffen hat, sind ihm viel mehr unähnlich als ähnlich. Die Ähnlichkeit, die er ihnen eingeschaffen hat, ist begleitet von einer Unähnlichkeit, welche die Ähnlichkeit übertrifft. Wir können also von Gott nicht in einem univoken, in einem eindeutigen Sinne reden, sondern nur in einem analogen, in einem verhältnismäßigen Sinne.

So haben es die großen Theologen der Kirche immer verstanden. Der heilige Augustinus sagte einmal: „Überall ist Gott verborgen, überall ist er offenbar. Niemand erkennt ihn, wie er ist; niemand kann verkennen, daß er ist.“ Der heilige Chrysostomus erklärt an einer Stelle: „Der Wesensunterschied

zwischen Gott und Mensch ist so groß, daß kein Mensch ihn zu erfassen vermag und kein Menschenwort ihn darzustellen vermag.“ Und schließlich der heilige Cyrill von Jerusalem: „Wir sprechen von ihm nicht, wie es sein müßte, sondern wie es die Menschensprache zu tragen vermag.“ Wir können nur so von Gott reden, wie es Menschen eben tun: mit den menschlichen Mitteln, also mit menschlichen Begriffen und mit menschlichen Worten. Aber um nicht ganz falsch zu reden von Gott, haben die großen Theologen drei Wege ausgedacht, wie wir die menschlichen Begriffe mit Erfolg und mit Berechtigung auf Gott anwenden, nämlich den Weg der Bejahung, den Weg der Verneinung und den Weg der Steigerung.

Wie ist das zu verstehen? Wir verwenden die menschlichen Begriffe, die keine Unvollkommenheit in sich schließen, bejahend auf Gott. Wir sagen: Gott ist weise. Also das Weisesein, die Weisheit, wird Gott in bejahendem Sinne zugesprochen. Wir verneinen gleichzeitig alles, was an menschlicher Unvollkommenheit in einem Begriff ist. Deswegen gehen wir auch den Weg der Verneinung zu Gott. Wir verneinen jede Endlichkeit, jede Begrenztheit, jede Gegensätzlichkeit in Gott. Es ist schon viel, sagen zu können, was Gott nicht ist. Denn damit wird ja mittelbar ausgesagt, was er ist. Und schließlich gehen wir den Weg der Steigerung. Wir schreiben also Gott die menschlichen Vollkommenheiten in einer absoluten und in einer andersartigen Weise zu. Wir müssen die menschlichen Eigenschaften ins Unendliche steigern, wenn wir sie Gott beilegen wollen. Und gleichzeitig müssen wir dabei bedenken, daß sie in Gott anders sind, qualitativ anders sind als im Menschen. Das sind die drei Wege der Bejahung, der Verneinung und der Steigerung, durch die wir zu Gott kommen.

Die analoge Erkenntnis gilt sowohl für die natürliche Erkenntnis, also aus den Geschöpfen, aus den Werken, als auch für die übernatürliche Erkenntnis, also aus der Offenbarung des Alten und des Neuen Testaments. Das Alte Testament spricht von Gott in Anthropomorphismen. Was sind Anthropomorphismen? Ein Anthropomorphismus ist die Übertragung menschlicher Eigenschaften und Verhaltensweisen auf Außermenschliches. Wir können nur von unseren Erfahrungen, Begriffen und Worten ausgehen. Wenn wir beispielsweise das tierische Leben schildern, dann sprechen wir auch hier mit menschlichen Begriffen. Wir sagen, junge Löwen spielen miteinander, wie wir wissen, daß Kinder miteinander spielen. Oder wir sagen von einem Vogel, er singt. Ob der Vogel singt, das muß er selber wissen. Aber wir empfinden seine Äußerungen in Tönen wie ein Singen. Wir übertragen also menschliche Begriffe auf ihn. Ähnlich-unähnlich ist es auch, wenn wir von Gott reden und wenn das Alte Testament von Gott spricht. Da wird Gott als ein Mann dargestellt, der redet, der einen Arm hat, der eingreift, der Augen hat, die funkeln, die vor Zorn glänzen. Als der Turmbau von Babel geschieht, da steigt Gott herunter, um ihn sich anzusehen. Er wird also wie ein Mann geschildert. Oder als das erste Menschenpaar gesündigt hatte, da ergeht sich nach dem ersten Buch des Moses Gott im Abendwind im Garten.

Es ist leicht, eine solche Redeweise lächerlich zu machen, wenn man sie nämlich nicht versteht. Für den, der sie versteht, ist sie alles andere als lächerlich. Diese Redeweise in Anthropomorphismen, also in vermenschlichter Ausdrucksweise, hat einen dreifachen Sinn. Sie soll uns einmal sagen: Gott ist dem Menschen zugänglich. Er ist nicht absolut verborgen, sondern er verkehrt mit den Menschen, er begegnet den Menschen, er redet zu den Menschen, er macht sich bemerkbar bei den Menschen. Gott ist zugänglich. Auf Begegnung mit den Menschen ist er angelegt, und zur Begegnung mit den Menschen ist er fähig. Der zweite Sinn dieser Redeweise ist der, daß Gott als Person beschrieben wird. Er ist persönlich. Er ist nicht eine abstrakte Idee, er ist nicht ein starres Prinzip. Nein, er ist eine Person, besitzt Verstand, Willen und Gemüt. Er ist eine Person mit Intelligenz, mit Willenskraft ausgestattet, ähnlich wie wir es beim Menschen erkennen. Und der dritte Grund: Gott soll als ein lebendiger geschildert werden. Wie soll man ein geistiges Wesen von unendlicher Überlegenheit als lebendig eingreifend, die Geschicke der Menschen bestimmend, anders darstellen, als indem man eben Begriffe aus der Menschensprache benutzt, um sein Wirken, um sein Handeln darzustellen? Um Gott als zugänglich zu kennzeichnen, um ihn als persönlich zu bezeichnen und um seine Fähigkeit, lebendig zu handeln, wiederzugeben, werden Anthropomorphismen, also menschliche Verhaltensweisen und Eigenschaften Gott im Alten Testament zugeschrieben.

Das Neue Testament hat solche Mittel der Beschreibung nicht nötig. Denn im Neuen Testament ist Gott unmittelbar zugänglich geworden in der Person Jesu Christi, ist er leibhaftig auf Erden er-

schienen. Im Neuen Testament können wir Gott die Hand geben. Wenn wir nämlich Christus berühren, dann berühren wir Gott. Wenn wir in seine Augen schauen, dann schauen wir in die Augen Gottes. Seitdem der Logos Mensch geworden ist, ist die Unzugänglichkeit Gottes überwunden worden. Jetzt ist wahrhaftig das Leben Gottes auf dieser Welt erschienen. Wenn Jesus spricht, dann spricht Gott zu uns. Seine Worte sind die Worte Gottes, kostbar und wertvoll für alle Zeiten.

Um Gott einigermaßen zu erkennen, müssen wir immer neue Begriffe von ihm bilden. Denn unsere Begriffe sind umgrenzt, d.h. sie haben einen begrenzten Inhalt. Gott aber ist unbegrenzt, und deswegen müssen wir möglichst viele Begriffe, richtige, zutreffende Begriffe, auf Gott anwenden, um ihn einigermaßen zu erfassen. Das Bemühen, Gott zu erkennen, wird erst am Ende der Geschichte erfüllt sein. Erst am Ende der Geschichte wird es nämlich so sein, daß alle irdischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind, die uns mittelbar Gott erkennen lassen. Erst wenn sich alle geschichtlichen Ereignisse vollzogen haben, erst wenn wir die Natur ganz durchdrungen haben, vermögen wir kraft der Werkoffenbarung Gott im vollen, von ihm gewünschten Sinne zu erfassen. Und erst am Ende der Zeiten wird auch das Verständnis der gnadenhaften Offenbarung zu seinem Gipfelpunkt gekommen sein.

Die analoge Redeweise, meine lieben Christen, ist von großem Gewicht. Sie vermag uns vor Gefahren zu bewahren, die beim Reden von Gott gegeben sind. Nämlich einmal vor der Gefahr der Vermenschlichung. Gott ist Gott und nicht ein Mensch, und er muß Gott bleiben, auch in unserem Beten und in unserem Reden von ihm. Wir müssen uns immer bewußt sein, daß das, was wir von ihm sagen, nur in einem unähnlich-ähnlichen Sinne von ihm gilt. Wenn wir zu ihm sagen: „Vater unser, der du bist in deinem Himmel“, dann ist gewiß richtig, daß Gott ein Verhältnis hat zu uns wie der Vater zu seiner Familie. Aber dieses Verhältnis ist dem irdischen Verhältnis mehr unähnlich als ähnlich. Es ist berechtigt, so zu reden - noch einmal. Wenn wir nämlich nicht so reden wollen, müssen wir schweigen! Aber wir wollen und wir dürfen von ihm reden. Doch müssen wir uns gleichzeitig bewußt sein, daß wir damit Gott nicht vermenschlichen, ihn nicht auf die menschliche Ebene herabziehen dürfen. Auf der anderen Seite schützt uns die analoge Redeweise vor dem Skeptizismus und dem Symbolismus, als ob wir von Gott überhaupt nichts wissen und von ihm überhaupt nicht sprechen könnten, als ob unsere Begriffe von Gott nur Chiffren wären, hinter denen sich das Unsagbare verbirgt. Nein, es gibt eine Erkenntnis Gottes. Es gibt sogar eine richtige Erkenntnis Gottes. Auch wenn sie begrenzt ist, bleibt sie richtig. Und das eben ist die Aufgabe der analogen Redeweise, von Gott zu sprechen und gleichzeitig zu wissen, daß alles, was wir von ihm sagen, in einer weit, weit entfernteren Weise auf ihn zutrifft als auf die irdischen Dinge, die wir sonst damit zu bezeichnen pflegen.

Die Analogie der Redeweise ist notwendig, wenn der absolute Unterschied, die völlige Andersartigkeit von Gott und Mensch gewahrt bleiben soll. Wir dürfen Gott nicht auf die menschliche Ebene herabziehen. Wir dürfen aber auch nicht verzweifeln an der Möglichkeit, zu ihm als unserem Herrn und Heiland zu sprechen und zu rufen. Dem ewigen Gott, dem unvergänglichen, dem unsterblichen, dem unsichtbaren und alleinigen Gott, dem König der Weltzeiten, sei Ehre und Preis in alle Ewigkeit!
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Gott erkennen (15)

(Über die Erkenntnis Gottes als Postulat der praktischen Vernunft)

18.12.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor vielen Wochen haben wir damit begonnen, uns der Existenz Gottes zu vergewissern, soweit das menschlichem Bemühen zugänglich ist. Wir haben uns gesagt, entweder Gott existiert, oder er existiert nicht. Wenn er existiert, dann ist er der Herr der Welt und unser König, dem wir untertan sind und nach dessen Willen wir unser Leben auszurichten haben. Oder wenn er nicht existiert, dann ist alles gleichgültig, dann kann jeder tun, was er will, dann gibt es keine Norm und kein Gesetz mehr. Wir haben uns die Gottesbeweise vor Augen geführt, welche die größten Denker - nicht nur des Christentums, sondern auch der vorchristlichen Zeit - hervorgebracht haben, und wir haben erkannt: Man ist, wenn es um die Existenz Gottes geht, nicht nur auf das Glauben angewiesen. Es gibt auch die Möglichkeit der Vernunftkenntnis. Auch die Menschen, die vor Christus gelebt haben, und solche, die heute außerhalb des Christentums leben, sind fähig, aus der Schöpfung auf den Schöpfer zu schließen. Man muß sich im Glauben vor zwei Extremen hüten, nämlich der Vernunft gar nichts zuzutrauen und der Vernunft zuviel zuzutrauen. Der Glaube ist kein Köhlerglaube. Wenn wir glauben, dann tun wir nichts, was gegen die Vernunft ist. Was der Glaube beinhaltet ist über die Vernunft, aber es ist nicht gegen die Vernunft. Und wenn es nicht gegen die Vernunft ist, dann muß die Vernunft fähig sein, uns Wege zum Glauben zu bahnen und das Gegläubte vernunftgemäß zu erhellen. An diesem letzten Sonntag vor Weihnachten bleibt mir die Aufgabe, die falschen Meinungen über die Tragkraft der Vernunft in bezug auf die Erkenntnis Gottes Ihnen vorzuführen.

Zunächst jene Ansichten, die der Vernunft nichts zutrauen. Da ist an erster Stelle der Agnostizismus zu nennen. Was ist Agnostizismus? Das ist die Meinung, daß wir nichts Übersinnliches und infolgedessen natürlich auch nichts Transzendentes, nichts Göttliches, erkennen können. Agnostizismus besagt Unerkennbarkeit des Göttlichen. Aber der Irrtum beginnt hier nicht in der Theologie, der Irrtum beginnt in der Philosophie. Es zeigt sich immer wieder: Wer keine richtige Philosophie hat, hat auch keine richtige Theologie. Die Entscheidung über die Richtigkeit theologischen Denkens fällt im philosophischen Denken. Die agnostizistische Verirrung gründet sich auf eine philosophische Fehlhaltung. Sie ist vor allem mit dem Namen Immanuel Kant verknüpft. Der Königsberger Philosoph vertrat den sogenannten „idealistischen Agnostizismus“, d.h. der Mensch ist bei seiner Erkenntnis auf das Erfahrungsmaterial beschränkt. In seinem Geiste trägt er an das Erfahrungsmaterial, an die Erscheinungswelt, Kategorien heran. Diese stammen aus seinem Geiste; sie sind nicht allgemein gültig, und infolgedessen können sie schon gar nicht auf das Übersinnliche angewendet werden. Soweit Kant auf das Göttliche zu sprechen kommt, sagt er: Gott ist ein Postulat der praktischen Vernunft. Das heißt, Gott ist theoretisch völlig unerkennbar. Es gibt keine Möglichkeit, mit der Vernunft zu Gott vorzustoßen. Es gibt keine Möglichkeit der Gottesbeweise. Aber wir brauchen Gott. Wir brauchen Gott, weil wir die absolute Heiligkeit und die vollkommene Glückseligkeit verwirklichen sollen. Das ist nicht möglich ohne Gott. Deswegen ist Gott ein Postulat der praktischen Vernunft. Die Praxis benötigt Gott.

Ein protestantischer Theologe hat dann, auf Kant ruhend, eine andere Form der Gotterkenntnis versucht, nämlich durch das Gefühl. Wir haben in uns das Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit, und diese Abhängigkeit deutet auf ein höchstes Wesen. Aber Gott ist unerkennbar. Die Vernunft vermag nichts zu leisten im Bereich der Gotteserkenntnis. Diese schwerwiegenden Verirrungen sind weit, weit

in unser Volk eingedrungen. Ein ganz großer Teil vor allem der Bildungsschicht, namentlich im Protestantismus, ist diesen Verirrungen verfallen, hält vielleicht in irgendeiner Weise noch an einer Gottesidee fest, aber erklärt sie für unbeweisbar. Die Vernunft ist unfähig, dem Glauben irgendeine Stütze zu bieten.

Auf katholischer Seite sind Männer aufgestanden, die der Vernunft ebenfalls wenig zutrauen. Es sind die sogenannten Fideisten und Traditionalisten. Sie lebten im wesentlichen im vorigen Jahrhundert. Dazu zählen Männer wie De Bonald, Bautain und Bonnetty. Der Gedankengang dieser Männer ist etwa der folgende: Die Einzelvernunft ist unfähig, die Wahrheit zu erkennen. Sie verirrt sich, sie führt zur Gottlosigkeit. Deswegen muß man sich allein stützen auf die Allgemeinvernunft, und das ist nichts anderes als die Autorität. Die Autorität muß dem Menschen Gewißheit verleihen, und eine andere Gewißheit als die von der Autorität geschaffene gibt es nicht. Diese Autorität wurde nun von den gläubigen Männern, die die ja waren, in der Kirche und in der Heiligen Schrift gesehen. Alle klare, sichere Erkenntnis geht auf die Kirche und auf die Heilige Schrift zurück. Darin liegt natürlich ein großes Mißtrauen gegen die Vernunft. Und deswegen sind diese Ansichten auch von der Kirche zurückgewiesen worden. Es gibt auch klare Erkenntnis, es gibt auch gewisse Erkenntnis, die auf der Vernunft beruht. Einer geht sogar so weit, daß er sagt: Die menschliche Sprache und die göttlichen Vorstellungen sind dem Menschen am Anfang geoffenbart worden (Uoffenbarung), und dann werden sie weitergegeben, und - deswegen „Traditionalismus“ - daher schöpfen wir alle Erkenntnis Gottes aus der Tradition, aus der lückenlosen Weitergabe der Offenbarung bis in unsere Zeit.

Selbstverständlich haben diese Männer auch Richtiges gesehen, denn wir alle wissen, wie wichtig es ist, daß die Eltern den Kindern den Glauben weitergeben. Wir alle wissen, daß wir durch Erziehung und Bildung in den Glauben eingeführt werden. Was falsch war an dieser Ansicht, ist das Mißtrauen gegen die Vernunft, als ob wir nur durch Uoffenbarung, Kirche und Tradition Erkenntnis über Gott gewinnen könnten. Nein, die Kirche verteidigt die Fähigkeit der Vernunft. Sie sagt: Die Vernunft hat die Kraft, Göttliches zu erkennen, ja Göttliches zu beweisen.

Dann gibt es aber auch Gelehrte, die dem entgegengesetzten Extrem huldigen, die der Vernunft zu viel zutrauen. Sie sagen: Wir schauen Gott unmittelbar. Wir schauen ihn mit einer Intuition, die wir in unserem Inneren vollziehen, entweder als das allgemeine Sein oder als eine Vorstellung, in der das Sein enthalten ist. Die Männer, die ich hier im Auge habe, waren vor allem Italiener - Gioberti, Rosmini. Es waren fromme Männer; es waren teilweise heiligmäßige Männer. Aber ihre Philosophie und entsprechend ihre Theologie ging zu weit. Sie trauten der Vernunft zu viel zu. Der Mensch hat im Laufe der Geschichte immer den Versuch gemacht, Gott zu schauen. Schon Moses bat Gott, ihn anschauen zu dürfen. Aber Gott mußte es ihm verwehren. Er sagte: Es ist unmöglich, daß du mich anschaust und leben bleibst. Du müßtest sterben, wenn du mich anschauen würdest. Meine Glut würde dich versengen, mein Licht würde dich blenden. Und so blieb es Moses versagt, Gott zu schauen. Im Neuen Testament hat Philippus den Herrn gebeten, er solle ihm den Vater zeigen. Er mußte sich damit begnügen, daß der Herr ihm sagte: „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“ Das ist genug. Es ist unmöglich, auf dem Pilgerwege Gott unmittelbar zu schauen. Außerdem bringt diese Ansicht eine große Gefahr mit sich. Wenn nämlich Gott das allgemeine Sein ist, in dem wir alles andere schauen, dann besteht die Gefahr des Pantheismus. Dann ist die Gefahr gegeben, daß Gott und die Geschöpfe sich vermischen, daß die Geschöpfe als ein Bestandteil von Gott angesehen werden, daß man Gott auf die Ebene des Geschöpflichen herabzieht. Die Erhabenheit Gottes wird dadurch nicht voll in Rechnung gestellt. Gott mit dem irdischen Auge oder auch mit dem irdischen Verstande schauen zu wollen, das ist noch viel weniger möglich, als wenn ein Blinder die Farben und das Licht sehen wollte.

Diese falsche Lehre nennt man Ontologismus. Sie ist der Meinung: Was in der Seinsordnung das erste ist, muß auch in der Erkenntnisordnung das erste sein. Nun ist aber in der Seinsordnung das erste natürlich der Schöpfer. Infolgedessen muß auch in der Erkenntnisordnung der Schöpfer das erste sein; alles andere wird im Schöpfer erkannt. Dieser Schluß schlägt nicht durch. Es ist gerade umgekehrt: Wir schließen von den Geschöpfen auf den Schöpfer. Wir schauen nicht den Schöpfer, sondern wir sehen die Geschöpfe und schließen von da auf den, der sie erschaffen hat.

Diese Gedanken, die ich Ihnen vorgetragen habe, meine lieben Freunde, sind alles andere als überflüssig. Denn Sie wissen, wie immer wieder auch den gläubigen Menschen die Unsicherheit, die Glaubensschwierigkeit, ja der Zweifel überfallen kann, ob das alles stimmt, was die Kirche lehrt, ob das alles richtig ist, was wir gelernt haben, ob wir uns darauf verlassen können, was der Priester sagt. Gegen diese Anfechtungen gibt es Mittel übernatürlicher Art. Wir sollen beten um Licht, wir sollen den Glauben in der Praxis leben; die Praxis ist immer der sicherste Weg zum Glauben. Wer Glaubensschwierigkeiten hat, der soll Taten der Nächstenliebe setzen. Dann werden seine Glaubensschwierigkeiten in aller Regel verschwinden. Aber es gibt auch die Möglichkeit und manchmal die Pflicht, sich vernunftgemäß über die Haltbarkeit des Glaubens zu vergewissern. Wir dürfen diese Möglichkeit und diese Pflicht nicht gering einschätzen. Wir dürfen nicht einem dumpfen Köhlerglauben huldigen, sondern müssen einen gelichteten, einen durch die Vernunft gestützten Glauben, wie ihn die Kirche immer gelehrt hat, in uns tragen. Wir erkennen Gott, soweit wir es vermögen. Aber wir lieben ihn, so wie er ist.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Zu Bethlehem geboren

25.12.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

„Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“ So singt die Christenheit am Fest der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“ Daß der Messias in Bethlehem geboren wurde, war nach Gottes Willen geplant und vom Propheten Michäas vorherverkündigt. „Und du, Bethlehem, die kleinste unter den Gauen Judas, du bist der Ort, aus dem mir der hervorgehen wird, der Israel regieren soll.“ Das ist die Weissagung des Propheten Michäas über den Geburtsort Jesu. Diese Weissagung hat sich erfüllt. Wie uns die Evangelisten Matthäus und Lukas übereinstimmend, aber auf verschiedene Traditionen zurückgehend, berichten, wurde Jesus in Bethlehem geboren. Der Evangelist Lukas erklärt, wie es kam, daß Jesus nicht in Nazareth, wo ja seine Familie lebte, sondern in Bethlehem geboren wurde. „Der Kaiser Augustus ließ den ganzen Erdkreis aufschreiben. Diese Aufschreibung war die erste, die zu der Zeit stattfand, als Quirinius Statthalter von Syrien war. Alle gingen hin, sich aufschreiben zu lassen, ein jeder in seine Stadt. Auch Josef reiste von Galiläa aus der Stadt Nazareth hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, die Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um sich mit Maria, der ihm verlobten Frau, die guter Hoffnung war, aufschreiben zu lassen. Es geschah aber, während sie dort waren, kam für sie die Zeit ihrer Niederkunft, und sie gebar ihren erstgeborenen Sohn.“ So berichtet der Evangelist.

Aber anders sprechen heute sogenannte katholische Theologen. Sie sagen: Bethlehem ist nur der theologische Geburtsort, doch der historische Geburtsort ist Nazareth. Anders und deutlicher ausgedrückt: Die Evangelisten haben die Geschichte verfälscht. Sie haben die Geburt Jesu von Nazareth, wo sie wirklich passiert ist, nach Bethlehem verlegt, um auf diese Weise die Erfüllung der Weissagung des Michäas über die Geburt des Messias zu dokumentieren. Sie haben zweitausend Jahre lang die ganze Christenheit in die Irre geführt, die nämlich singt: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“ Wie stützen diese sogenannten katholischen Theologen ihre Behauptung? Sie bringen vier Argumente:

1. Eine allgemeine Aufschreibung des Reiches unter Augustus hat niemals stattgefunden.
2. Eine römische Volkszählung im Gebiet des Herodes ist ausgeschlossen.
3. Quirinius (das ist der lateinische Name, Cyrinus der griechische) war niemals Statthalter von Syrien.
4. Es widerspricht der römischen Zählweise, daß man sich am Abstammungsort und nicht am Wohnort zählen ließ.

Mit diesen vier Behauptungen suchen die Falschlehrer die Angaben der Evangelisten aus den Angeln zu heben: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“ Was ist zu diesen vier Behauptungen zu bemerken?

Die erste lautet: Eine allgemeine Reichszählung unter Augustus hat es nie gegeben. Meine lieben Christen, das ist schlicht falsch. Augustus hat in seiner Regierungszeit dreimal die römischen Vollbürger zählen lassen, nämlich 28 v.Chr., 8 v.Chr. und 14 n.Chr. Die Zählung, die für uns in Frage kommt, liegt natürlich im Jahre 8 v.Chr. Ja, wieso 8 v.Chr.? Weil sich der Mönch Dionysius, der unsere Zeitrechnung gemacht hat, um mehrere Jahre verzählt hatte. Jesus ist nicht im Jahre 1 geboren, sondern er ist im Jahre 7 v.Chr. geboren. Dionysius hat sich bei der Aufstellung seiner Zeitrechnung (*ab urbe condita* - von der Gründung der Stadt Rom) um mehrere Jahre verrechnet. Wenn wir also den genauen

historischen Zeitpunkt der Geburt Jesu angeben wollen, dann müssen wir sagen: Christus ist 7 v.Chr. geboren. Das ändert natürlich nichts an der Geschichtlichkeit seiner Geburt, aber es bestätigt uns den Zusammenhang seiner Geburt mit der Aufschreibung des Reiches durch den Kaiser Augustus, denn diese Aufschreibung im Jahre 8 ist diejenige, die hier von Lukas gemeint ist.

Wir dürfen uns die Aufschreibung der damaligen Zeit nicht wie eine heutige Volkszählung vorstellen, die an einem bestimmten Stichtag beginnt, gleichmäßig durchgeführt wird und an einem anderen Stichtag endet. Nein, so ist Augustus nicht verfahren, sondern die Aufschreibung fand für Vollbürger und für Untertanen getrennt statt. Die römischen Vollbürger, die allein das Bürgerrecht besaßen, waren gewissermaßen die Herren des Reiches; die Untertanen waren nur Menschen zweiter Klasse. Die Vollbürger wurden gezählt, und die Untertanen wurden gezählt, aber das zog sich über Jahre hin. Denn wenn das gleichzeitig in allen Reichsteilen geschehen wäre, dann hätte es zu Aufständen geführt. Warum zu Aufständen? Weil man wußte, wozu die Aufschreibung diente. Sie diente dazu, für die Aushebung zum Militär Daten zu liefern; sie diente dazu, die Besteuerung zu regeln; sie diente dazu, die Frondienste, die man für Kaiser und Reich zu leisten hatte, zu notieren. Das waren natürlich höchst unangenehme Dinge, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß sich infolge von Volkszählungen Aufstände ereignet haben. Augustus war schlau; er hat deswegen die Aufschreibung auf die verschiedenen Teile seines Reiches verteilt und nicht alles gleichzeitig gemacht. Wir wissen sogar, wie das Ergebnis dieser Volkszählung ist. Es ergab nämlich 4.233.000 Vollbürger. Nicht mehr. 4.233.000 Vollbürger. Und neben den Vollbürgern wurden die Untertanen gezählt. Das waren die Menschen, die in den vielen Provinzen des Reiches wohnten und lebten. Man rechnet mit etwa 25 bis 30 Millionen Untertanen. Die Sklaven zählte man nicht. Sie waren natürlich noch viel zahlreicher. Aber die Sklaven galten als Sache, und deswegen wurden sie offiziell nicht gezählt. Der erste Einwand ist also unzutreffend, daß es eine Reichszählung niemals gegeben hat. Es hat drei solcher Reichszählungen gegeben, und eine davon, nämlich die vom Jahre 8, ist genau die, welche Lukas mit seinen Bemerkungen anzielt.

Der zweite Einwand lautet: Im Herrschaftsgebiet des Herodes konnte eine römische Zählung nicht stattfinden. Richtig. Herodes war zu dieser Zeit noch ein eigener Herrscher. Erst 6 n.Chr. wurde das Gebiet, das er verwaltet hatte, unter seinem Nachfolger Archelaos dem römischen Reich zugeschlagen. Er war also ein eigener Herrscher, ein Selbstherrscher. Aber auch Herodes hat Aufschreibungen veranstaltet, denn er war ein großer Bauherr. Er hat ungeheure Bauten errichtet, Wasserleitungen, Burgen, Kanäle. Vor allem hat er den Tempel bauen lassen. Zehntausend Mann hat er aufgeboden, um den Tempel bauen zu lassen. Für diese Bauten brauchte er Geld, und woher sollte er es nehmen? Von seinen Untertanen. Man rechnet mit etwa 1,5 bis 2 Millionen Untertanen. Aus ihnen hat er herausgepreßt, was er für seine riesigen Unternehmungen brauchte. Er konnte es natürlich nur herausholen, wenn er wußte, was sie besaßen. Er konnte nur wissen, was sie besitzen, indem er eine Aufzeichnung vornehmen ließ. Und so hat also auch Herodes, und zwar immer in einem Abstand von 6 Jahren, Aufschreibungen seines Herrschaftsgebietes vornehmen lassen. Das waren Personenstandsaufnahmen, das waren Schätzungen des Vermögens, und im Jahre 7 v.Chr., das für uns die brisante Zeit ist, hat er auf Geheiß des Kaisers Augustus die Aufschreibung mit einem Treuschwur gegen den Kaiser verbunden. Offenbar war sich der Kaiser dieser störrischen Juden nicht sicher, und so verlangte er, daß Herodes von ihnen einen Treuschwur auf ihn, und natürlich auch auf den König Herodes, ablegen ließ. In dem Jahre 7 fallen also in Palästina zwei Dinge zusammen, die von Herodes angeordnete Aufschreibung (Schätzung, Personenstandsaufnahmen) und der von Augustus befohlene Treuschwur, um diese rebellische Gegend sicher im römischen Reiche zu halten. Für diese Aufgabe, den Treuschwur zu überwachen, bestellte Augustus einen Mann namens Quirinius.

Das ist nämlich jetzt die dritte Behauptung: Quirinius war niemals Statthalter von Syrien. Was ist zu dieser Behauptung zu sagen? Der Statthalter, der zur Zeit Jesu Syrien regierte, hieß tatsächlich Saturninus. Wir kennen seinen Namen; er war von 9 bis 6 v.Chr. Statthalter von Syrien. Ihm folgte Varus, den wir ja kennen aus der Schlacht im Teutoburger Wald. Jedenfalls zu der Zeit, die für uns in Frage kommt, war Saturninus Statthalter von Syrien. Aber das schließt nicht aus, daß es neben ihm einen zweiten Beamten, einen Sonderbeauftragten von Rom gab, und das war eben Quirinius. Syrien war die wichtigste Außenposition des römischen Reiches. Es war die Vormacht im ganzen Osten. Alles, was im Osten des Reiches lag, wurde von Syrien aus bestimmt. Immer wieder gab es dort Auf-

ruhr. Zur Abwehr dieser Rebellionen hatte Augustus einen hervorragenden Mann, nämlich Quirinius, ins Land gesandt. Der hatte sich schon in Nordafrika bewährt, als er dort aufrührerische Stämme niedergeworfen hatte, und so sandte er ihn jetzt auch nach dem Osten, damit er neben dem Statthalter von Syrien als Feldherr und Sonderbeauftragter des Kaisers Ruhe schaffe. Quirinius konnte gar nicht anders als mit den vier Legionen, die in Syrien standen, die Homonadenser im damaligen Kleinasien (in der heutigen Türkei) niederzuwerfen. Er mußte die Truppen haben, die in Syrien standen, denn das war die gewaltigste Truppenmacht, die es im ganzen Osten gab, vier Legionen. Infolgedessen ist es durchaus berechtigt, von Quirinius in einer volkstümlichen Redeweise als dem Statthalter von Syrien zu sprechen. Er war eben Mit-Statthalter. Er stand nicht über dem Saturninus, er stand auch nicht unter ihm, er stand neben ihm. Und als solcher hat er eine ähnliche Befehlsgewalt ausgeübt wie Saturninus. Später wurde er dann auch noch, als Palästina römische Provinz geworden war, Statthalter in Palästina. Deswegen sagt der Evangelist Lukas: Das war das erste Aufschreiben. Als Statthalter von Palästina hat er nämlich eine zweite vorgenommen, wiederum im 6-Jahres-Rhythmus, der nun eingeführt war. Die Behauptung, Lukas berichte falsch, wenn er Quirinius als Statthalter von Syrien bezeichnet, ist nicht aufrechtzuerhalten. Man muß Syrien im vollen Begriffe nehmen, das bedeutet eben als Vormacht im ganzen römischen Osten.

Die vierte Behauptung lautet: Die römische Zählweise war anders als die von Lukas berichtete, nämlich man ließ sich zählen am Wohnort und nicht am Abstammungsort. Richtig. Durchaus richtig. Aber in Palästina war eben zu der Zeit, als Jesus geboren wurde, nicht die römische Zählweise eingeführt, sondern die palästinensische, die herodianische, und diese sah vor, daß sich zumindest bestimmte Familien an ihrem Abstammungsort einzufinden hatten. Warum? Weil Herodes ein außerordentlich mißtrauischer Herrscher war. Er war ja ein Emporkömmling. Er war gar kein Jude. Er regierte als Nichtjude das Judenland und hatte deswegen mit der Feindschaft seiner Untertanen zu rechnen; er war ein Idumäer. Und deswegen seine fortwährende Sorge, es könne ein echter Jude, gar einer aus dem Stamme Davids, ihm den Thron streitig machen. Wir erinnern uns, wie es beim Besuch der Magier heißt: Herodes erschrak, als er von dem neugeborenen König hörte, und die ganze Stadt Jerusalem mit ihm. Natürlich erschrak er, weil er Angst hatte, vom Throne gestürzt zu werden durch einen echten Davididen, durch einen Messias, der aus dem Geschlechte Davids kam. Und so mußten sich alle 6 Jahre die Abkömmlinge aus dem Geschlechte Davids in Bethlehem, in ihrem Stammort, einfinden. Und das hat nun eben auch Josef getan. Er ist von dem Wohnort in Nazareth nach Bethlehem gezogen; dort war der Stammort der Davididen, dort hatten sie Grundbesitz. Sie mußten ja die Brennstofflieferung an den Tempel bestreiten für das dort immer flammende Feuer. Sie hatten die Aufgabe der Brennstofflieferung, und dazu braucht man natürlich Besitz, und dieser Besitz lag eben in der Nähe. So wurde also im 6-jährigen Rhythmus eine Aufschreibung der Personen und eine Schätzung des Vermögens vorgenommen, die den großartigen Plänen und Unternehmungen des Herodes als Unterlage diente.

Wir haben keinen Anlaß, meine lieben Freunde, das Lied abzuschaffen „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“ Jesus ist wahrhaftig in Bethlehem geboren. Das läßt sich mit rationalen Gründen glaubhaft machen. Nur wer von vornherein der Überzeugung ist, daß Weissagungen sich nicht erfüllen können, der muß die Behauptung aufstellen: Die Evangelisten Matthäus und Lukas haben aus der Ankündigung des Propheten Michäas die Geburt Jesu herausgesponnen. Sie haben sie erfunden. Sie haben diese Weissagung zum Anlaß genommen, einen fiktiven Geburtsort Jesu zu schaffen anstelle des wirklichen Geburtsortes. Nur wer von vornherein überzeugt ist, daß, was Gott angekündigt hat, nicht in Erfüllung gehen kann, der muß zu solchen gewagten Konstruktionen greifen.

Nein, wir wollen uns nicht irremachen lassen. Wir wollen weiter im Rosenkranz beten: „Den du, o Jungfrau, zu Bethlehem geboren hast“, wir wollen weiter im Kirchenlied singen: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren; sein eigen will ich sein!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Geboren aus Maria, der Jungfrau

26.12.1994

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Inhalt des Weihnachtsgeheimnisses läßt sich in die Worte des Glaubensbekenntnisses zusammenfassen: „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau.“

Gegen diesen Glaubenssatz stürmt der Unglaube, auch der Unglaube sogenannter katholischer Theologen, seit Jahrzehnten an. Der Glaube hat seine Gesetze, die Glaubensgesetze, die man auch Dogmen nennt. Aber auch der Unglaube hat seine Sätze, Gesetze und Dogmen; und eines der obersten Dogmen des Unglaubens lautet: „Nur was jeden Tag passiert und immer geschehen kann, das kann sich auch bei Jesus zugetragen haben.“ Mit diesem Satz wird alles, was nicht täglich geschehen kann und was nicht überall passiert ist, aus dem Leben Jesu entfernt. Harmlose Berichte von Jesus, wie meinetwegen, daß der Zöllner Zachäus auf den Feigenbaum geklettert ist, um Jesus zu sehen, werden als echt angesehen. Aber was das Menschliche überschreitet, was exceptionell und singular ist, das wird als Legende, als Erfindung der wuchernden Phantasie der Urgemeinde oder der Evangelisten ausgegeben. Und davon ist natürlich an erster Stelle betroffen die jungfräuliche Geburt unseres Heilandes.

Ein Mensch kann nur entstehen, so sagen die heutigen Schriftgelehrten, indem sich ein männliches Prinzip und ein weibliches vereinigen. Ohne eine männliche Samenzelle und eine weibliche Eizelle entsteht kein Mensch. Daß das aber einmal geschehen ist ohne ein solches natürliche Geschehen, daß es einen Fall gibt, wo eine Jungfrau empfangen hat, das räumen sie nicht ein.

Wir wollen am heutigen 2. Feiertag von Weihnachten uns die Gründe für die jungfräuliche Geburt unseres Herrn und Heilandes vor Augen führen.

Erstens: Jeder Mensch entsteht erst, indem sich ein männliches und ein weibliches Prinzip vereinigen. Das ist uns bekannt, deswegen heiraten ja die Menschen, um das Menschengeschlecht fortzupflanzen. Jeder Mensch tritt erst dadurch ins Dasein, daß sich eine weibliche Eizelle und eine männliche Samenzelle vereinigen. Aber bei Jesus ist die Existenz schon vorher gegeben. Er existiert ja seit Ewigkeit beim Vater. Die Ausgangslage ist somit eine ganz andere bei ihm als bei allen anderen Menschen. „Er kommt in diese Welt“, heißt es im 1. Timotheusbrief. Ja, woher kommt er denn? Nun, von der Herrlichkeit des Vaters kommt er. Oder wie heißt es im Epheserbrief: „Das Wort 'Er ist hinaufgestiegen', was besagt das anderes, als daß er vorher herabgestiegen ist auf diese Erde hier unten.“ Die Ausgangslage ist bei jedem Menschen total verschieden von der unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Er kommt aus einer Präexistenz in die irdische Welt hinein.

Der zweite Grund ist die Berichterstattung. Die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas berichten übereinstimmend, daß Jesus ohne ein männliches Prinzip auf diese Welt gekommen ist. Sie rufen dafür die Kraft des Heiligen Geistes an. Diese beiden Berichte sind voneinander unabhängig. Das sieht man schon daran, daß im Lukas-Evangelium manches steht, was im Matthäus-Evangelium nicht berichtet wird. Die Hirten treten nur bei Lukas auf, und die Magier finden sich nur bei Matthäus ein. Diese beiden Überlieferungen sind voneinander unabhängig, stimmen aber im Wesentlichen überein, nämlich daß Jesus aus der Kraft des Heiligen Geistes geboren wurde. Außerdem gibt Lukas seine Quelle an, woher er das weiß. Zweimal berichtet er, daß Maria all diese Dinge bewahrte; offensichtlich geht seine Berichterstattung auf Maria zurück, also auf die beste und erste Quelle, die man sich überhaupt denken kann.

Drittens: Es gibt auch ein vielfach übersehenes Zeugnis aus dem Markus-Evangelium. Nur die beiden Evangelisten Matthäus und Lukas haben ja eine Kindheitsgeschichte, die anderen beiden, Markus und Johannes, haben keine Kindheitsgeschichte. Aber es läßt sich mit einigem guten Willen zeigen, daß auch sie von der jungfräulichen Geburt Jesu eine Ahnung hatten. Als Jesus in seine Vaterstadt Kapharnaum kam, begann er in der Synagoge zu lehren. Die vielen Zuhörer wunderten sich und fragten: „Woher hat er denn dies? Was ist das für eine Weisheit, die ihm verliehen ist? Und solche Wunder geschehen durch seine Hände. Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn Marias?“ Der Sohn Marias. In der damaligen Zeit hatten die Menschen nur einen Namen, nämlich den Rufnamen, keinen Familiennamen. Für den Familiennamen stand bei ehelichen Kindern der Name des Vaters, bei nicht-ehelichen der Name der Mutter. Es muß also auch in der Heimat des Herrn etwas davon bekannt gewesen sein, daß das keine Familie wie die anderen war. Deswegen sagen sie: „Ist das nicht der Sohn Marias?“ Es heißt eben gerade nicht: „Ist das nicht der Sohn Josefs?“

Viertens: Auch im Johannes-Evangelium gibt es eine Andeutung, daß die Jungfrauengeburt vom Evangelisten als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Am Ende der heiligen Messe lesen wir immer den Prolog, den Anfang des Johannes-Evangeliums. Da heißt es: „Er gab Macht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben, die nicht aus dem Geblüte noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind.“ Da werden also die Sätze - die nicht aus dem Geblüte noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren sind - den Gläubigen zugeschrieben. Aber es gibt Handschriften, - und unsere heutigen Evangelien-Ausgaben beruhen ja auf Handschriften - die anders lesen. Da heißt es nämlich: „Er gab Macht, Kinder Gottes zu werden ihnen, die an seinen Namen glauben.“ Damit sind die Gläubigen gemeint. Was jetzt folgt, das geht auf Jesus: „Er - er! -, der nicht aus dem Geblüte noch aus dem Willen des Fleisches noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren ist.“ In diesen Handschriften, und es sind alte Handschriften, wird also durchaus auf die jungfräuliche Geburt angespielt und die Ansicht abgewiesen, daß Jesus wie ein anderer Mensch entstanden sein könnte. Man sollte das Zeugnis dieser Handschriften zumindest ernstnehmen, und möglicherweise ist diese Lesart die richtige.

Schließlich ein fünftes Argument. Die Mythen, also diese phantastischen Aufstellungen der Heiden über Götter, berichten davon, daß Götter sich mit Menschenfrauen verbinden. Die Götter nehmen dabei die Gestalt eines Stieres, eines Schwanes oder goldenen Staubes an. Nach dem ägyptischen Mythos vereinigt sich der Gott Ammon in der Gestalt des Königs mit der jungfräulichen Königin. Allen diesen Mythen ist gemeinsam, daß sie die Zeugung als ein materielles, körperliches Geschehen ansehen. Weit davon entfernt der Bericht der Evangelien. Ebene gerade nicht ein körperliches, eben gerade nicht ein materielles Geschehen, sondern die Kraft Gottes, die Kraft des Heiligen Geistes, sie ist es, welche die Empfängnis bewirkt. Es ist so wie bei der Schöpfung, wo es heißt: „Gott sprach, und es ward.“ Ein einziger Willensakt Gottes, und es geschieht, was er befiehlt. Das unterscheidet den Bericht über die jungfräuliche Empfängnis Mariens total von den phantastischen Aufstellungen der Mythen.

Wir haben, meine lieben Freunde, keinen Grund, an der wirklichen jungfräulichen Empfängnis und Geburt Jesu zu zweifeln. Wir können mit voller Überzeugung, ohne den Schatten eines Zweifels, an dem festhalten, was das Glaubensbekenntnis uns sagt: „Ich glaube an Jesus Christus, Gottes eingeborenen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist durch den Heiligen Geist, geboren aus Maria, der Jungfrau.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Erscheinung des Herrn

06.01.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Festfreude Versammelte!

Epiphanie heißt das Fest des heutigen Tages. Dieses griechische Wort wird im Lateinischen als *manifestatio* übersetzt, und das wiederum bedeutet Kundgabe, Sichtbarwerden, Erscheinung. Wir wollen uns am heutigen Fest der Erscheinung drei Fragen stellen und sie beantworten, nämlich

1. Wer ist es, der erscheint?
2. Bei welchen Gelegenheiten erscheint er?
3. Was fordert die Erscheinung von uns?

Die erste Frage lautet: Wer erscheint? Die Antwort ist leicht gegeben, es ist die Erscheinung des **Herrn**. Der Herr, von dem hier die Rede ist, ist niemand anderer als der große, gewaltige Gott. Kyrios ist ja der Gottesname, denn die griechische Bibel, die Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische, setzt immer da, wo im Alten Testament der hebräische Name Jahwe (der Gottesname) steht, Kyrios. Also wenn vom Kyrios die Rede ist, dann ist damit der erhabene Gott gemeint. Wer erscheint ist klar. Es erscheint Gott. Es geht also nicht darum, daß da irgendein Bewohner von Galiläa in die Öffentlichkeit tritt. Es geht auch nicht um eine Messiasweihe, wie ungläubige Theologen uns weismachen wollen, sondern es geht darum, daß der himmlische Vater auf seinen Sohn Jesus Christus zeigt, damit alle in ihm das Erscheinen des einen und einzigen Gottes erkennen. Es soll hier in diesem Fest das festgehalten werden, was im Prolog des Johannesevangeliums mit den Worten ausgedrückt wird: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater.“ Also noch einmal: Wer erscheint hier? Es erscheint im Fleische des Galiläers der große, gewaltige Gott.

Bei welchen Gelegenheiten erscheint Gott? Es sind ihrer drei. Einmal bei der Ankunft der Magier (*Magoi* heißen sie in der Bibel), der Weisen aus dem Morgenlande, dann bei der Taufe Jesu im Jordan und drittens bei der Hochzeit zu Kana. Es wäre grundlos und sinnlos, würde Gott den Glauben daran, daß in Christus er selbst auf Erden erschienen ist, fordern, ohne irgendwelche Hinweise zu geben. Er will, daß die Menschen einen vernünftigen Gehorsam leisten. Zu diesem Zweck hat er Zeichen aufgestellt, Zeichen, die auf den in Christus erschienenen Gott hinzeigen. Welche Zeichen sind es, die bei der Geburt auf den im Futtertrog der Tiere liegenden erschienenen Gott hinweisen? Einmal die Weissagung des Propheten, daß er in Bethlehem geboren würde. Nicht in Jerusalem, auch nicht in Nazareth, sondern in Bethlehem wurde er geboren. So hat es der Prophet Michäas vorausgesagt. „Du, Bethlehem im Stamme Juda, bist keineswegs die kleinste unter den Fürstenstädten, denn aus dir wird mir hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren wird.“

Das zweite Zeichen ist der Wunderstern. Die Heiden aus dem Morgenlande kannten ja nicht das Alte Testament, wußten nichts von den Weissagungen, hatten nicht die Stimme des Michäas vernommen. Aber auch für sie hat Gott ein Mittel erdacht, damit sie den Weg zu dem Krippenkinde finden. Er läßt einen Stern erscheinen; und wir wissen, daß das Morgenland in der Sternkunde weit vorangeschritten war. Die Babylonier hatten Sterntürme gebaut, von denen sie den Lauf der Sterne beobachteten und die Zeiten berechneten. Sie waren in der Astronomie zu Hause, sie waren vorzügliche Mathematiker. Und diese Männer haben einen Stern gesehen, dem sie die Bedeutung geben, die von Gott gewollt ist. „Wir haben seinen Stern“, nämlich den Stern dieses neuen Königs, „gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Das sind Zeichen, die auf den Knaben, der da in Bethlehem geboren wurde, hinweisen, die Weissagung des Propheten und das Erscheinen eines Wundersterns.

Auch bei dem zweiten Ereignis, nämlich bei der Taufe Jesu im Jordan, zeigt Gott gewissermaßen mit einem riesigen Finger auf diesen unbekanntem, namenlosen Fremdling, der sich da in die Schar der Taufwilligen einreihet, hin. Es war eine große Volksbewegung entstanden in Jerusalem. Die Menschen spürten die Last der Sünde und wollten davon frei werden. Da hörten sie von der Bußtaufe des Johannes, und sie strömten hinaus an den Jordan, und unter ihnen stand einer, den niemand kannte. Auch er hatte sich der Taufbewegung, der Bußbewegung, angeschlossen. Und da setzt Gott ein Zeichen. Denn bei niemandem, nur bei einem, weigert sich Johannes der Täufer, die Taufe zu spenden. Er lehnt es ab. Bei Jesus sagt er: Ich habe es nötig, von dir getauft zu werden, und du kommst zu mir? Das ist ein Zeichen, ein Zeichen, daß der Sündenlose der Befreiung von der Sünde nicht bedurfte, daß derjenige, der die Sündenvergebung brachte, selbst nicht unter die Schar der Sünder eingereiht war. Diese Weigerung ist ein Zeichen Gottes von der Qualität dieses namenlosen Fremdlings aus Nazareth. Und damit nicht genug; denn als dieser, um aller Gerechtigkeit Genüge zu leisten, darauf besteht, sich die Taufe geben zu lassen und Johannes sie ihm spendet, da zerreißt der Himmel, es ertönt eine Stimme, es neigt sich eine Gestalt wie eine Taube auf ihn herab, und man vernimmt den Ausruf: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Ein Zeichen Gottes. Es soll offenbar werden, daß der, der hier im Wasser steht und von Johannes untergetaucht wird, nicht einer aus der großen Schar der Buß- und Taufwilligen ist, sondern daß er der Sohn Gottes ist. Das ist wahrhaftig Erscheinung des Herrn. Hier erscheint Gott und offenbart sich in dem Jesus von Nazareth.

Und schließlich die dritte Gelegenheit bei der Hochzeit in Kana. Kana liegt etwa eine Stunde von Nazareth entfernt, ein kleiner Flecken. Da war eine Hochzeit, und dazu wird die Verwandtschaft und die Bekanntschaft eingeladen. Da geht es lustig zu; da wird mehrere Tage gefeiert mit Essen und Trinken, und Jesus war mitten unter diesen seinen Heimatgenossen. Aber auch hier zeigte es sich wieder, daß er von anderer Art war als die fröhlichen Zecher und Schmauser. Denn als der Wein ausgeht - bei so vielen Menschen kein Wunder -, da naht sich ihm seine Mutter und macht ihn auf die Verlegenheit aufmerksam. Seine Antwort ist wiederum ein Zeichen: „Frau, was habe ich mit dir zu tun? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Wieso ist das ein Zeichen? Es ist ein Zeichen, daß sein Leben nicht bestimmt wird von menschlichen Bedürfnissen und von irdischen Wünschen, sondern daß sein Leben gelenkt wird vom Willen des Vaters. Er muß warten, bis der Vater zu ihm gesprochen hat. Er muß warten, bis die Stunde gekommen ist, die der Vater in seinem Plan bestimmt hat. Das ist ein Zeichen, mit dem Gott auf diesen unter den Haus- und Stammesgenossen befindlichen Hochzeitsgast hinweist. Als dann seine Stunde gekommen ist, da gibt er Befehle, und niemand lacht ihn aus. Niemand wundert sich darüber; alle tun, was er sagt. Und da zeigt es sich, daß der, der hier Befehle gibt, derselbe ist, der am Anfang der Schöpfung sprach: „Es werde!“ - und es ward. „Es werde Licht!“ - und es wurde Licht. Und so ist es auch hier. Aus Wasser wandelt er Wein. Der Schöpfer ist auf Erden eingekehrt. Der Schöpfer vermag die Elemente zu bestimmen. Die Natur gehorcht ihm. Das ist ein Zeichen dafür, daß derjenige, der hier als ein Bauhandwerker aus Nazareth auftritt, der allmächtige Gott ist. Der himmlische Vater deutet mit diesem Zeichen auf ihn.

Und jetzt kommt die dritte Frage: Was bedeutet diese Erscheinung für uns? Was sie für uns bedeutet, ist vorhergesagt in den Worten des Johannesevangeliums: „So machte Jesus den Anfang seiner Wunder, er offenbarte dadurch seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn.“ Diese Zeichen sind geschehen, damit wir glauben, so wie seine Jünger an ihn geglaubt haben. Der himmlische Vater deutet auf seinen Sohn Jesus, auf den Nazarener, hin, damit wir Glauben fassen.

Meine lieben Freunde, die Älteren von Ihnen brauchen sich nicht mit den Aufstellungen von Falschlehrern und ungläubigen Theologen zu befassen. Aber unsere Kinder und unsere Studenten werden mit diesen Aufstellungen ständig und immer neu konfrontiert. Alles, was ich bisher in dieser Predigt von den Zeichen Gottes gesagt habe, wird von den Falschlehrern bestritten. Die Magier sind danach niemals erschienen, Jesus ist niemals mit einer himmlischen Stimme im Wasser des Jordans beschenkt worden, und Jesus hat niemals Wasser in Wein verwandelt. Das lehren die Falschlehrer! Das ist ein Ausschnitt aus der verzweifeltsten Lage, in der sich unsere Kirche befindet. Sie lehren es ohne wirksame Gegenwehr derer, die sie daran hindern müßten. Sie lehren es ohne Richtigstellung durch jene, denen das Evangelium in unverkürzter Gestalt zu verkündigen anvertraut ist.

Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht irremachen. Es gibt keinen durchschlagenden Grund, alle diese Geschehnisse, diese Zeichen, die Gott gesetzt hat, zu bestreiten oder zu leugnen. Nur wer mit der vorgefaßten Meinung darangeht, solche Zeichen könne es nicht geben, der muß sie natürlich bestreiten. Aber wir sind offen für Gott und sein Wirken. Wir glauben, daß das Wort Fleisch geworden ist und daß die Jünger seine Herrlichkeit gesehen haben, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Der Name Gottes

08.01.1995

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn der Priester die heilige Messe beginnt, dann tut er dies im Namen des dreifaltigen Gottes. Wenn er das Wort Gottes ausruft in der Predigt, dann beginnt er wieder diese Verkündigung im Namen des dreifaltigen Gottes. In meiner schlesischen Heimat ist es üblich, daß die gläubigen Menschen, wenn sie etwas unternehmen, sagen: „Im Namen Gottes!“ Sie wollen sich damit dem Schutze, der Führung Gottes anvertrauen, aber auch selbstverständlich in der Gesinnung, die Gott wünscht, die Gott in uns zu sehen wünscht, ihre Unternehmung anfangen. Im Namen Gottes soll unser ganzes Leben geführt werden, soll Freude und Leid getragen werden. Es ist nicht gleichgültig, in welchem Namen man sein Leben beginnt und den Tag über führt. Als nach dem Ersten Weltkrieg die Tschechoslowakei entstand, da ersetzten Lehrer in der Schule den früheren Beginn des Unterrichts - „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ - mit der Formel „Im Namen unseres Vaters Masaryk“. Masaryk war ein Verräter, der sein Vaterland Österreich-Ungarn im Kriege an die Alliierten verraten hatte, übergelaufen war und eine eigene Truppe aus Überläufern gebildet hatte, die „Tschechische Legion“, ein Hochgrad-Freimaurer, voller Haß gegen alles Deutsche. In diesem Namen begannen die nationalistischen tschechischen Lehrer ihren Unterricht, „im Namen unseres Vaters Masaryk“.

Wir beginnen unser Leben und unser Tagewerk im Namen des dreifaltigen Gottes. Welches ist denn der Name Gottes? Kann man überhaupt von einem Namen Gottes sprechen? Haben wir uns nicht vor Weihnachten die Unbegreiflichkeit Gottes vor Augen geführt? Er geht in keinen menschlichen Begriff ein, er kann in keine Vorstellung des Menschen eingefangen werden. Kann man ihn dann mit einem Namen benennen? Ist er nicht der Namenlose oder vielmehr der Allnamige? Gewiß, meine lieben Freunde, ebensowenig wie Gott in einen Begriff eingefangen, durch eine Vorstellung ausgedrückt werden kann, ebensowenig läßt sich ein Name für Gott finden, der erschöpfend ist. Es sind alle Namen, die wir Gott geben können, gleichzeitig Enthüllungen und Verhüllungen, und zwar mehr das letztere als das erstere. Sie sagen etwas aus über Gott, aber sie geben uns keine erschöpfende Kunde von Gott.

Wenn wir wissen wollen, welche Bedeutung der Name Gottes hat, müssen wir davon ausgehen, die Funktion zu bedenken, die der Name unter Menschen hat. Wozu geben sich die Menschen Namen? Aus einem zweifachen Grunde: Der Name hat eine individuelle und eine soziale Bedeutung. Er hat eine individuelle Bedeutung, weil er nämlich den Menschen offenbart. Es gibt immer nur einen Träger dieses Namens. Der Mensch wird durch den Namen bezeichnet, eindeutig bestimmt; er vergewärtigt sich selbst durch seinen Namen. Deswegen hat unser Heiland dem Simon einen neuen Namen gegeben, Kepha - Petrus. Der Name besitzt eine offenbarende Funktion. Er hat aber auch eine soziale Bedeutung, nämlich er stellt den Menschen in die Gemeinschaft. Er ordnet ihn in die Gemeinschaft ein. Kraft seines Namens ist er ein klar umrissenes Glied der Gemeinschaft. Er tritt dadurch in Beziehung zu den anderen. Man kann einem Wanderer, der dahingeht, viele Worte zurufen, und er kümmert sich nicht darum. Aber wenn man ihm seinen Namen zuruft, da hält er ein und wendet sich um, weil er mit dem Namen eben in seiner Individualität getroffen ist.

Ähnlich ist es auch mit dem Namen Gottes. Wenn Gott uns einen Namen offenbart, dann zeigt er etwas von seinem Wesen, dann macht er uns kund, wer er ist, dann läßt er sich von den Menschen anrufen. Wie es der Prophet Jeremias sagt: „Du aber bist in unserer Mitte, Herr, denn dein heiliger

Name ist angerufen über uns.“ Wenn wir den Namen Gottes anrufen, dann sind wir seiner Gegenwart gewiß. Gott hört auf den, der seinen Namen anruft, und er schenkt ihm seine Gegenwart. Und deswegen sagen wir mit Recht bei unseren Unternehmungen: „Im Namen Gottes!“ In Verbindung, in Vereinigung, unter dem Schutze Gottes beginnen wir unser Tagewerk, unsere Arbeit, führen wir unser ganzes Leben.

Der Name Gottes ist heilig. Es ist ein Grundanliegen des Christen, daß der Name Gottes geheiligt werde. Die erste Bitte des Vaterunsers heißt: „Geheiligt werde dein Name!“ Da erhebt sich die Frage: Wer soll denn den Namen Gottes heiligen? Nach der wahrscheinlichsten Auslegung, meine lieben Freunde, wird der Name Gottes von Gott selbst geheiligt. Es ist in der Regel so: Wenn das Neue Testament im Passiv, in der Leideform, spricht, dann ist damit das göttliche Handeln gemeint. Also wenn der Name Gottes geheiligt wird, dann wird er von Gott selbst geheiligt. Wie denn? Der Name Gottes wird durch Gott selbst geheiligt, indem er wunderbare Taten, Heilstaten und Gerichtstaten, vollbringt. Indem er über den Menschen als der Beseliger und als der Richter wirkt, heiligt er, d.h. verherrlicht er seinen Namen. Wenn Gott sich machtvoll offenbart in den Heilstaten und Gerichtstaten der Geschichte, dann heiligt er seinen Namen. Aber das schließt natürlich nicht aus, daß auch dem Menschen die Heiligung des Namens Gottes aufgetragen ist, denn Gott heiligt seinen Namen in der Geschichte (auch) durch die Menschen. Die Menschen sind dafür verantwortlich, daß Gottes Name geheiligt werde. Sie dürfen den Namen Gottes nicht ehrfurchtslos, nicht grundlos, nicht vergeblich aussprechen. Ich ging einmal in Mainz über die Brücke, welche die Gleise am Bahnhof überquert. Ich ging auf der linken Seite. Da kam mir ein Herr entgegen und schleuderte mir heftig die Worte zu: „Herrgott, gehen Sie rechts!“ Nun, meine lieben Freunde, das ist sicher kein Gebrauch des Namens Gottes, der den Namen Gottes heiligt. Wir sollen den Namen Gottes ehrfürchtig und überlegt und nicht im Zorn und in Erregung aussprechen. Aber der Name Gottes wird natürlich noch viel mehr geheiligt durch unser Leben. Wir sollen ihn heiligen, indem wir den Willen Gottes erfüllen, indem wir Unzucht, Meineid, Trug und List, Falschheit und Unehrllichkeit vermeiden. Der Name Gottes wird geheiligt durch unser heiliges Leben. Daran erkennen wir, daß wir zu dem heiligen Gott gehören, daß wir heilig sind oder besser, daß wir uns bemühen, heilig zu werden, so wie er heilig ist.

Der Name Gottes nun ist uns im Alten Testament geoffenbart worden. Mehr als sechstausendmal kommt der Name Gottes im Alten Testament vor, und zwar lautet er hebräisch Jahwe. Wie ist dieser Name Jahwe zu erklären? Das wußten die Israeliten anfangs auch nicht. Aber als Moses von Gott angesprochen wurde, fragte er ihn: Wenn ich zu den Israeliten komme und ihnen sage: Der Gott eurer Väter sendet mich zu euch und wenn sie mich fragen: Wie heißt er denn?, was soll ich ihnen antworten? Da antwortete Gott dem Moses: „Ich bin der Ich bin. So sollst du den Israeliten sagen: Der Ich bin hat mich zu euch gesandt.“ Weiter sagte Gott zu Moses: „Du sollst den Israeliten verkünden: Der da ist, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der hat mich zu euch gesandt. Dies ist mein Name in Ewigkeit und meine Benennung von Geschlecht zu Geschlecht.“ Welchen Namen hat also Gott? Hebräisch Jahwe oder Ehje. Das heißt: Der da ist, oder der Ich bin. Was soll ein solcher Name? Mit diesem Namen soll ausgedrückt werden, daß Gott der Gegenwärtige, der Seiende, der Treue ist. Die Götter der Heiden sind Nichtse. Sie haben keine Existenz. Dagegen der Gott der Israeliten hat eine Existenz, er ist ein seiender, ein gegenwärtiger, ein wirklicher Gott. Es ist derselbe Gott, der schon mit den Vätern Abraham, Isaak und Jakob war und der auch jetzt mit dem Volke ist, der einen Bund mit ihm schließt, der ihm schwere Pflichten auferlegt, aber ihm auch gleichzeitig Ehre und Heil bringt. Das ist der Gott, den Moses den Israeliten kundmacht. Jahwe, das ist der Gottesname, Der da ist, der Ich bin, hat seinen Namen den Israeliten kundgetan.

Es gibt noch andere Namen für Gott im Alten Testament, z.B. El. Der Name El wird im ganzen semitischen Sprachbereich für Gott verwendet. Er bedeutet etwa „der Starke“, „der Führer“, „der Lenker“. Im Alten Testament kommt er in der Pluralform vor: Elohim. Das bedeutet nicht etwa „Götter“, sondern das ist ein Plural der Majestät. Mit dieser Mehrzahl soll ausgedrückt werden, daß alle Eigenschaften, alle Kräfte, alle Vollkommenheiten des Göttlichen in dem einen Gott versammelt sind, nicht verteilt auf viele Götter wie bei den Heiden. Nein, der eine Gott schließt alles in sich, was göttlich ist an Kraft und Macht, an Vollkommenheit und Eigenschaften.

Und schließlich kommt noch ein dritter Name in Gebrauch, nämlich Adonai. Das bedeutet „Herrschaft“. Herrschaft als abstraktes Wort wird für Gott verwendet, damit ist die Hoheit, die Erhabenheit Gottes ausgedrückt.

Die griechische Bibel, also die Übersetzung des Alten Testaments aus dem Hebräischen, setzt überall da, wo der Gottesname Jahwe steht, das Wort Kyrios, d.h. „Herr“. Das ist keine falsche Übersetzung, sondern das ist eine zutreffende Übersetzung; denn der da gegenwärtig ist, der sein Volk führt, der sein Volk schützt, das ist eben einer, der Macht hat. Und das Besitzen von Macht drückt man aus mit dem Worte „Herr“.

Jesus hat seinen Jüngern und damit der ganzen Christenheit einen neuen Namen Gottes geoffenbart, und das ist der Name Vater. Dreimal kommt im Neuen Testament das aramäische Wort für Vater vor: Abba. Denn das ist die Sprache, in der Jesus geredet hat. Er sprach nicht griechisch, die Sprache, in der das Neue Testament geschrieben ist, er sprach aramäisch. Und er hat also den Vater im Himmel angeredet mit dem Worte Abba. Und im Markusevangelium, im Römerbrief und im Galaterbrief taucht dieses wunderbare Wort auf: Abba - Vater. Jesus will damit sagen, daß, wie er der Sohn des himmlischen Vaters ist, ähnlich alle seine Jünger Kinder des himmlischen Vaters sind. Das ist eine neue Offenbarung. Auch die Israeliten, die Juden vor Jesus, sprachen von Gott als dem Vater, aber nur in bezug auf das Volk. Gott ist der Vater des israelitischen Volkes, und der einzelne gewinnt Gott zum Vater nur als Glied dieses Volkes. Das Wort Vater hat also im Judentum einen nationalen Hintergrund. Dieser fehlt bei Jesus völlig. Gott ist der Vater jedes Menschen, der auf der Erde lebt. Er ist der Vater aller ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zum Volke Israel. Und wer diesen Namen - Vater - kennt, der kennt die Sendung Jesu, der weiß um das Heil, der weiß um die Absichten Gottes mit der Menschheit. Gott offenbart sich in dem Namen Vater, indem er seine Liebe zu den Menschen kundgibt, freilich eine Liebe, die nicht weichlich ist, sondern viel vom Menschen verlangt. Auch als Vater bleibt Gott König und Herr.

Wenn wir in der heiligen Messe das Vaterunser beten, leitet der Priester es mit einer nachdenklich machenden Formel ein. „Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttliche Belehrung angeleitet, wagen wir zu sprechen.“ Warum ist es ein Wagnis, Gott als Vater anzusprechen? Warum ist es ein Wagnis? Weil wir immer in Besorgnis sein müssen, daß wir treue und ergebene Kinder sind. Weil wir Zweifel an uns haben müssen, ob wir die rechten Kinder dieses Vaters sind, deswegen wagen wir zu sprechen: „Vater unser, der du bist im Himmel.“

Wenn wir, meine lieben Freunde, uns des Gottesnamens erinnern, dann wollen wir oft im Herzen und auch manchmal mit dem Munde sprechen: „Im Namen Gottes!“ Und da soll alles eingeschlossen sein an gutem Willen, an Vorsätzen, an reiner Absicht. Wir wollen in der Gesinnung Gottes unser Tagewerk verrichten, unsere Arbeit tun. Wir wollen in der Gesinnung Gottes die Leiden unseres Lebens auf uns nehmen. Wir wollen auf den Schutz Gottes vertrauen, wenn wir sagen: „Im Namen Gottes!“ Denn wenn sein heiliger Name über uns angerufen ist, dann ist seine Gegenwart verbürgt, nicht aufgrund einer magischen, einer Zauberkraft, sondern aufgrund der Verheißung, mit der er gesagt hat: „Wenn ihr meinen Namen anruft, dann werde ich in eurer Mitte sein.“

Amen.